Joseph Aug. Lux

Ungarn

Eine mitteleuropäische Entdeckung

C. H. Beck München

Ungarn

Ungarn

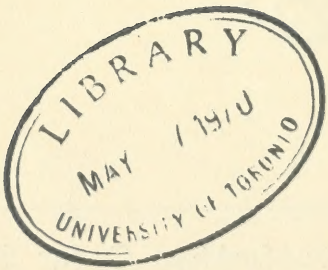
Eine mitteleuropäische Entdeckung

Von

Joseph Aug. Lux

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck
München 1917

DB
906
L88



Vorwort

Auch dieses Buch ist aus der persönlichen Erkenntnis einer höheren Pflicht entstanden, die darin besteht, die vielfach allzu losen Fäden zwischen Menschen und Völkern geistig zu knüpfen.

So weit Freunde und Nachbarn in Betracht kommen, die aufeinander angewiesen sind, ist der Bund zwar äußerlich geflochten, die Fäden sind geschichtlich oder praktisch geknüpft. Nützlichkeitsforderungen entstehen unter dem Schlagwort „Mitteleuropa", ohne daß sich dieses „Mitteleuropa" in den elementaren Wesenszügen seiner verschiedenen Teile eigentlich genau kennt. Konkret gesprochen: wie wenig weiß der Deutsche von dem österreichischen Wesen und um wieviel weniger noch weiß er von dem ungarischen Genius?! Wie groß sind die Schatten alter Irrtümer und geschichtlicher Vorurteile, die sich verdunkelnd zwischen den Ungar und den österreichischen Bruder stellen?! Und alle zusammen dürfen wir uns fragen: was wissen wir von dem inneren Leben und völkischen Bedingtheiten der übrigen verschiedenen Nationen mit denen wir zusammen leben? Es ist Menschenart einander mehr oder weniger nach den vermeintlichen „Fehlern" zu kennen und zu beurteilen, worin alle Gefahr der Mißverständnisse beruht. Ist es noch nicht klar genug, daß gerade aus dieser Unkenntnis oder aus diesem Mangel an Psychologie gegenüber fremdem Volkstum ein großer Teil der Weltwirren entspringt, unter denen Europa so schwer zu leiden hat? Gerade die jetzige Weltlage gemahnt uns aufs eindringlichste daran, daß alle Völker aufeinander angewiesen sind

und zwar nach einem geistigen Gesetz, das entscheidender ist als der Argwohn und Haß unserer Feinde und als der heute einseitig vorherrschende Merkantilismus, der in dem Zusammenwirken der Völker doch immer nur ein äußerliches Bruchstück der gemeinsamen Lebensinteressen sein kann, keineswegs die tiefere Kulturgemeinschaft, die innerlich verbindet und geistig ergänzt.

Dieses geistige Gesetz kann nicht in Zweifel stehen, selbst wenn wir außerstande sind, ihm überall in der Welt Geltung zu verschaffen; nicht geringer jedoch ist darum die Pflicht für jeden, ohne Ausnahme, von sich aus ein Beispiel zu geben, derzeit wenigstens im Umkreis der Freunde und Nachbarn, und durch seelische Annäherung jene gewisse innere Fremdheit zu bannen, die trotz gemeinsamer Siege und trotz gemeinsamer Wirtschaftsprobleme zwischen den einzelnen Gliedern Mitteleuropas fortbesteht.

Indem jede Nation ihr Selbst betont und ihren eigenen Genius entwickelt, gewinnt sie gewiß an Kraft, die in der Beschränkung liegt. Was also Stärke ist, kann anderseits wieder Schwäche sein, indem man entweder das eigene Maß an andere Völker anlegt, oder sich dem Andersein hochmütig verschließt. Dann tritt jener Mangel an Psychologie ein, der im Verkehr zwischen Menschen und noch mehr zwischen Völkern verhängnisvoll werden und zwischen Freunden verstimmend wirken kann. Es bedeutet keinen Verzicht auf das Eigene, wenn man das Fremde aus dessen Idee heraus zu erfassen versucht; es bedeutet vielmehr einen Zuwachs an Macht; je größer die Menschenkenntnis, Völkerkenntnis, Seelenkenntnis, die man in der Behandlung der Welt aufzubringen versteht, desto größer die Sympathie, die auch politisch eine positive Kraft ist.

Wenn Politik die Kunst des Möglichen ist, dann müßte dieses Mögliche auf jene Psychologie gegründet sein, die Weisheit, Duldsamkeit und Gerechtigkeit übt und also die

Kräfte der Freundschaft und Sympathie entbindet. Wir können uns kein starres Mitteleuropa denken, das sich unbekümmert über das Eigenleben der verschiedenen Teile hinwegsetzt und nur nach merkantilen Interessen orientiert ist, wobei der von vorneweg Starke über den wirtschaftlich Schwachen gebietet. Zwang gegen das Lebensinteresse des einzelnen kann nie von Dauer sein; Zweckmäßigkeiten äußerer Natur, ja selbst politische Schicksalsgemeinschaften lösen sich und sind dem Wechsel unterworfen. Sollen Bündnisse von „ewiger" Gültigkeit bleiben, dann müssen sie auf jenes geistige Gesetz gegründet sein, das jeden nach seiner Fasson selig werden läßt. Wir können uns nur ein freies Mitteleuropa denken, das jedes seiner Völker und jeden seiner Staaten aus dessen eigener Idee heraus begreift. Wir können es uns nur vom Standpunkt jener Geistigkeit denken, die jedem Volkstum gerecht wird und im Geist der wahren Liberalität und des Individualismus jedem dieser Völker ungeschmälert die Freiheit läßt die persönlichen Kräfte von sich aus und nach eigenem Genius zu entwickeln, mit denen sie am besten dem Ganzen und der Menschheit dienen. Die Idee Mitteleuropa als geistiger Überbau appelliert an ein gegenseitiges tieferes Verstehen; an eine Weisheit, die nicht in der Alles-Gleichmacherei beruht; an einen nationalen Genius, der zum Piedestal des Genius der Menschheit werden will. Diese Idee Mitteleuropa ist aber zugleich eine Friedensidee, die schon im Krieg als Vorbild für den Weltfrieden verwirklicht werden kann.

Das geistige Gesetz schreibt uns jene höhere Pflicht vor, die wir der Zukunft gegenüber haben. Die seelische Annäherung ist eine Forderung des Menschentums, die an die Ganzheit der Völker, an die ideellen Führer, an die Gebildeten gerichtet ist und nicht einseitig vom Standpunkt der Parteipolitik und der Interessentenmächte er-

füllt werden kann. Es mag eine offene Frage bleiben, ob der berufsmäßige Politiker oder die Parteien und Interessenten sich wirklich auf diesen Kompaß, der in dem besagten geistigen Gesetz liegt, eingestellt haben, oder wieweit ihr Kurs davon abgewichen ist.

Nun kann man gerade dem deutschen Volk nicht nachsagen, daß es sich für fremdes Volkstum zu wenig interessiere. Das Volk, das einen Karl Baedeker hervorgebracht hat, ist nicht nur eine reisende Nation, sondern auch eine wißbegierige, die erfüllt von antiquarischem Interesse über Vergangenheit, Kunst, Kultur und Statistik anderer Länder unterrichtet ist mehr wie jedes andere Volk. Aber Vielwissen ist nicht unbedingt gleichbedeutend mit Fähigkeit der Einfühlung in fremde Denkweise und fremde Lebensanschauung; und Einfühlungsfähigkeit, die allein zum inneren Verstehen führt, ist nicht notwendig Verzicht auf das Eigene, das man dem Auslandsdeutschen oft vorgeworfen hat; wie andererseits das Beruhen im Eigenen nicht unbedingt in absprechende Rechthaberei ausarten muß, die selbst den anerkannt Tüchtigen in Schatten stellt. Man kann dem Deutschen also wirklich nicht nachsagen, daß er sich um die anderen zu wenig bekümmere; die Frage ist nur, wie er es tut.

In den vergangenen Friedenszeiten ist er in heller Kunstfreude jahraus jahrein scharenweise nach Italien gewandert, den Burkhardt in der Hand; von Raphael bis Michel Angelo hat er das italische Land gründlich gekannt. Er hat sich England durch Shakespeare vertraut gemacht, als wäre es ein Stück von ihm. Frankreich hat er durch die Impressionistenschule geschaut; aber er hat dabei übersehen, daß die heutigen Menschen in diesen Ländern, namentlich die intellektuell Führenden, nicht das Volk sind, das sich im Bild der Vergangenheit so edel zeigt. Und was uns im engeren angeht, so sind ihm die Tiroler Berge geläufiger

wie selbst dem Österreicher oder gar dem Ungar; was er vom übrigen Österreich weiß, faßt er summarisch in das beliebte Wort zusammen: Schlamperei; und was endlich Ungarn betrifft, so wird er, ohne jemals dort gewesen zu sein, sofort etwas über unrationelle Bodenbearbeitung und „Deutschenunterdrückung" sagen. Man wird zugeben, daß sich hierin gerade kein Übermaß an psychologischer Einfühlung kundgibt. Man darf sich daher nicht wundern, daß heutzutage, im Zeitalter der Reisen und der kaufmännischen Interessen dennoch die Menschen immer aneinander vorbeireden, aus dem einfachen Grund, weil Menschenkenntnis so selten geworden ist. Kaufmännische Menschenkenntnis ist keine.

Wollen wir uns aber gleichzeitig daran erinnern, daß dem Deutschtum, als es noch das Volk der Dichter und Denker hieß, die feine Gabe der seelischen Annäherung und Einfühlung im großen Maße beschert war. Erinnern wir uns an das Beispiel Goethes, an die Art, wie er reiste und Länder studierte, indem er immer beim Menschen anfing, ihn liebevoll behorchte, in dem fremden Volkselement oder Kulturelement förmlich untertauchte und immer seiner selbst sicher blieb. Oder denken wir an die friedlichen Eroberungen des deutschen Geistes, der kolonisierte, gotische Städte gründete, Städteordnungen schuf und durch Seelenkräfte die Welt bezwungen hatte, darin ein Fortwirkendes liegt.

Die kalte Unternehmerfrage von heute: was läßt sich machen? oder das allein selig machende Schlagwort: Organisation in einseitig starrer Auffassung: sie tut es nicht allein, wenngleich der Wert dieser Dinge nicht in Abrede gestellt werden soll.

Das sind Umstände, die es berechtigt erscheinen lassen, von Ungarn als von einer mitteleuropäischen Entdeckung zu reden. Gerade weil es ein unpolitisches Buch ist und

dafür ein Beispiel geben möchte, daß man die Dinge unvoreingenommen und allseitig auf sich einwirken lassen müsse, um sie innerlich zu erleben und also zu verstehen. Darum glaube ich, daß es im Geiste der seelischen Annäherung insoferne etwas Neues gibt, als es das noch unbekannte persönliche Gesicht Ungarns den Zerrbegriffen, die man sich davon macht, entgegensetzt.

Es wird ganz gewiß Unzufriedene geben, die darin die kritische Note vermissen. Es tut mir leid, ihnen gegenüber den Standpunkt festhalten zu müssen, daß ich die negativ kritische Betrachtung nicht achte, und daß ich es zur Mehrung der Menschenkenntnis und der psychologischen Kräfte für ersprießlicher halte, Menschen und Dinge, Nationen und Länder von ihrem eigenen inneren Wesen aus erfassen zu lernen, wenn wir selbst daraus eine Bereicherung erfahren wollen.

Andere wieder werden die Wahrhaftigkeit dadurch in ein schräges Licht setzen wollen, daß sie es ein künstlerisches Buch nennen. Wenn aber eine Sache zum inneren Erlebnis wird, und nur dann ist sie wahrhaft, dann muß ihr wohl etwas Künstlerisches anhaften. Das soll auch nicht anders sein bei einem Buche, das bestimmt ist, ein Haus der Freundschaft zu sein. Und in seinem geistigen Grundriß und Aufbau die Idee veranschaulichen will, die ihm auf die Stirn geschrieben ist. Insofern, ja, muß es einer Architektur gleichen, darin ungarische Geschichte und Staatsrecht die konstruktiven, tragenden und zusammenhaltenden Teile sind, überwölbt von der Lehre der heiligen Krone. Die Kunst der Vergangenheit liefert manchen gemeißelten Baustein. Der nationale Genius wird plastisches Sinnbild an den Pforten. Einblicke in das Leben und Wirtschaften der Nation erschließen sich, man sieht die Innenräume, die zugleich Seelenaufschluß geben. Sie sind geschmückt von den Bildern der Städte und Landschaften, und die Fenster

schauen in das Hoffnungsland Mitteleuropa, wo jedes Eigene bestehen kann ohne Argwohn und Trennung. Das Haus ist fertig, man trete nur ein, damit man wisse, wie es denn eigentlich beim Nachbar aussieht.

Daß die Idee der inneren Völkerannäherung als eine geistige Forderung der Zeit zunächst in dieser Gestalt Form gewinnen konnte, ist nur zum Teil mein Verdienst. Zum anderen wesentlichen Teil ist es das Verdienst der ungarischen Freunde, die mir in zuvorkommender Weise die Aufgabe erleichtert und den Tiefblick in das Wesen der Nation und des ungarischen Staates erschlossen haben. Ihnen allen, die meine Mission wirksam förderten, von den Freunden im Bauernhaus bis zu den Großen und Größten des Landes meinen tiefgefühlten Dank im Namen der guten Sache, die alle angeht.

Joseph Aug. Lux

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorwort . . . . . V—XI

Magna Hungaria 1

1. Reise in Ungarn 3
2. Der ungarische Genius 14
3. Bilder aus der nationalen Kunst-, Kultur- und Staatsgeschichte 25
4. Ungarns geschichtliches Verhältnis zu Österreich und Deutschland 47
5. Die ungarische Staatsidee (Lehre der heiligen Krone) . . 51
6. Das Völkerbild 60
7. Volkskunst 68
8. Die magyarische Volksseele 74
   Einige Charakterzüge 74
   Sprache und Volkslied 76
   Zigeunerprimas 79
9. Die ungarländischen Deutschen 84
10. Das moderne Ungarn, seine nationale und wirtschaftliche Entwicklung (Die Széchenyi-Zeit) 97
11. Nationale Literatur 135
12. Wirtschaftsprobleme von heute 151
13. Die ungarische Donau 162
14. Die ungarische Landschaft 170
    Tatra 170
    Waldkarpathen 170
    Balaton 172
    Kasanpaß 172
    Ada Kaleh 173
    Alföld 174

Budapest 177

15. Das Stadtbild von Budapest 179
16. Das Baubild von Budapest 185
    Das Architekturkleid der Hauptstadt 185
    Heimatkunst in Ofen (Buda) 195
    Die dunkle Burg 200

Seite
17. Kunstpflege 206
Nationalmuseum 206
Das Urerbe ungarischer Kunst 209
Kunstgewerbe 213
Museum für bildende Künste 215
Alte Meister 217
Ein Jahrhundert ungarischer Malerei und Plastik . . 221
Musik und Theater 226
18. Gedächtnisstätten 233
Goethemuseum 233
Széchenyi-Museum 236
Petőfihaus 239
19. Spaziergänge 243
Stadtwäldchen 243
Margarethen-Insel 245
Schwabenberg 246
Christinenstadt 248
Bilder von Land und Volk 251
20. Westungarn 253
Die alte Krönungsstadt Preßburg (Pozsony) 253
Das achte Weltwunder von Eisenstadt (Kis Marton) . 257
Ödenburg (Sopron) 260
Zwei Königsstädte (Stuhlweißenburg und Veszprém) . 263
Rund um den Balaton (Plattensee) 265
Bakonyer Wald 269
Der eiserne Hahn von Raab (Győr) 271
Die Kleinungarische Tiefebene 272
Besuch beim Fürstprimas 274
Biedermeierliches aus Tolna 280
Was mir der Seidenwurm erzählt 289
21. Alföld (das ungarische Tiefland) 297
Die Urlandschaft der Hortobagy 297
Debreczen, das calvinische Rom 300
Attilas Palast 303
Typus der ungarischen Tieflandstadt 305
Das Banat 308
22. Siebenbürgen 312
Das „Land Siebenbürgen“ 312
Klausenburg (Kolozsvár) 316
Siebenbürgisch-sächsische Städtebilder 319
Kronstadt (Brassó) 320

Seite
Hermannstadt (Nagy Szeben) 323
Mediasch (Medgyes) 327
Schäßburg (Segesvár) 329
Sonntagsbesuch im magyarischen Bauernhaus . . . 334
23. Oberungarn 344
Gotische Städtebilder in Oberungarn 344
Der Avas von Miskolcz 346
Die Perle der Hegyalja 346
Der Dom von Kaschau (Kassa) 348
Die Polenkrone von Eperjes 349
Das Rathaus von Bartfeld (Bártfa) 350
Die weiße Frau von Leutschau (Löcse) 352
Die Holzkirche von Késmárk 353

Magna Hungaria

1. Reise in Ungarn

Tiefblau steht die scharfe Silhouette der Ofnerseite mit der Blocksbergzitadelle und der dunklen Burg gegen die lichtsprühende, türkisfarbene Donau, während diesseits, auf den breiten Terrassen der Pesterseite, die Bogenlampen entbrennen und die lebensheiße Stadt sich festlich zum Abend schmückt wie eine schöne Frau.

Das Land gibt hier ein Beispiel seiner Schönheit und zugleich das Herz dazu; die Stadt mit Strom, Gebirge, Ebene, Architekturen und allen starken Impulsen der ungarischen Kultur. So viele Augen ruhen täglich mit Wohlgefallen auf dem Bild der Schönheit und wachsenden Kraft: wer weiß bei uns davon?

Das Bild nehme ich innerlich mit und hänge es in meiner Seele auf und werde nicht müde, es anzusehen. Ein neuer Anschauungswert für mich und jene, die mithalten wollen an der Schau. Eine ganze Galerie von Seelenbildern habe ich mitgebracht, jeder ist eingeladen.

Aber bitte, nur nicht diese operettenhaften Begriffe, die sich fast automatisch in den Augen auch der gebildeten Deutschen einstellen, wenn von Ungarn die Rede ist: fidelnde Zigeuner, Csardas, Pußta, Csikos! Ich begreife das Mißvergnügen des Ungarn über diese kitschigen Ansichten — eine so wißbegierige und vielgereiste Nation wie die deutsche! Man schämt sich geradezu; es ist damit fast so, wie wenn man bei dem Wort München immer wieder hören muß: ach, das gute Hofbräubier!

Aber nicht das Licht und die Genußfreude Pest's als Vergnügungsstadt will ich in dem Bild einfangen, sondern

die tieferen Kräfte der Nation, die hinter der Schauseite wirken und das Leben straffen. Ich wandle auf den Spuren alter Heimatkunst in Ofen und der barocken Kultur in den Palästen; ich verfolge den Niederschlag aller modernen Baugedanken in den eleganten Straßen und blicke in die Ateliers der Künstler, die auch da, wo sie fremde Anregungen verarbeiten, ihr Eigenes kraftvoll betonen. Und in den Sammlungen, die aus dem demokratisch gerichteten Kulturwillen ohne fremde Hilfe von außen oder von oben her geworden sind, finde ich alle Bildungsmittel des Landes und Erlesenheiten, die eigens eine Reise verlohnen. Ich denke an die Italiener des 15. Jahrhunderts im Museum der schönen Künste, an die sieben Murillo und an die Goyas, an die alte Spanische Schule, die kaum in Mitteleuropa annähernd so gut vertreten sind wie hier. Draußen im Weichbild der Stadt, auf der Donauinsel Csepel braust das moderne Arbeitslied in den Riesenfabriken von Weiß, der größten Munitionsfabrik der Welt und in den Werkstätten von Ganz Danubius. In der Arbeiterstadt von Uj Pest und nicht nur hier, erkenne ich das soziale Gesicht, das sich mir in vielen bedeutsamen Einrichtungen und Bestrebungen offenbart. Wir reden einmal nicht von der Politik, sondern von der Arbeit und ich höre von Männern der Technik und der Wirtschaft die Zauberformel Mehrproduktion. Großzügige Pläne, Zukunftsmusik, aber immerhin, Ausdruck unbändigen Drangs nach vorwärts, in lauter verheißenden Zeichen und sichtbaren Ansätzen. Eine erregende Luft von Freiheit, wo das Persönliche noch Raum hat, glücklicherweise. Vielstimmig schwingen die Lebenskreise durcheinander, die Parteien, die Meinungen; wie verschiedenartig sie auch scheinen, der nationale Gedanke gibt den Grundton, der gemeinsame Drang nach Entbindung und Steigerung aller vitalen Kräfte und Talente der Rasse, die jedem Anruf entsprechen kann. Das ist Einheit in der

Vielheit. Und in Gedanken variiere ich ein Wort Széchenyi's: der Ungar ist und der Ungar wird sein!

Gut, wirft mir jemand vielleicht ein, das ist Budapest. Aber Budapest ist nicht ganz Ungarn. Danke für die Belehrung! Ich will doch eben meinen Bildersaal des Landes erschließen. Also auf und hinaus ins offene Land!

Lächeln muß ich, wenn ich an die Meinung bei uns denke, daß es eine Reise in die Wildnis ist. Ich sitze im Wagen und fahre durch blühenden Flieder hin. Der Deutsche wandert, der Ungar fährt. Das ist freilich ein Landesunterschied. Die liebe alte, ewig junge Exzellenz zu H., wohin ich unterwegs bin, hat ganz recht. Auf diesem Marterwerkzeug eines Wagens, nach amerikanischem System, alles um am Ende mit Spargeln und Erdbeeren gefüttert zu werden, das ist eine arge Zumutung. Und den blaugestielten Badacsonyer dazu zu trinken oder einen seltenen Tropfen Tokayer, weil man die Besonderheiten eines Landes nicht nur mit dem Auge und dem Hirn, sondern je nachdem auch mit der Zunge genießen soll. Schöne Wildnis das! Besonders hier in Tolna, diesem Kanaan!

Diese Bilder und Familienkleinodien, bequem zu genießen in den breiten Lederstühlen mit der Aussicht auf die parkähnliche Landschaft! Alte Bekannte treffe ich hier, so Herrn von Schober aus dem seligen Schubertkreis, in meinen Romanen über Grillparzer und Franz Schubert wandelt er herum, hier hat er zeitweilig gelebt als Erzieher der jungen Festetics, Erzieher zur Liebe für die Kunst! Oder wir kramen bei den freundlichen Gutsnachbarn Liszterinnerungszeichen aus, die in Stößen von Briefen aufgespeichert sind — persönliche Erinnerungen des Hauses, dessen ich herzlich gedenke. Haydn habe ich besucht auf dem Esterhazyschen Schloß, wo er im fürstlichen Saal konzertierte; das künstlerische 18. Jahrhundert fasse ich in diesem wundervollen Rahmen — oh Wildnis! Jeder

eilt, die Schatzkammern aufzuschließen, der Stallmeister bittet, noch einen Blick in die Sattelkammer, der Gärtner öffnet die Treibhäuser, diese herrlichen Pfirsiche im März, eine Fruchtschale steht bereit zum Verkosten — sie sind fast gekränkt, die Treuen, über unsere Eile — ein andermal, ihr Lieben, diesmal wartet soviel auf uns!

Ein blühender Garten ist Ungarn um diese Zeit. Im Viererzug fahre ich eines Sonntags durch Maulbeeralleen. Seid bedankt, liebe Wirte! Der ungarischen Seidenzucht einen staunenden Besuch, dann hinaus das Gestüt zu besehen. Die stereotype Frage, die man daheim zu hören kriegt, fällt mir wieder ein: gibt es in Ungarn etwas anderes als Pferdeweiden? Oder die lapidare Definition, die unlängst eine namhafte Schriftstellerin zuwege brachte: Ungarn ist das Land, wo es ein Pferdespital gibt! Ich habe kein Wort dafür und blicke auf die Akazie hin, die Linde Ungarns, die Spalier bildet, weiß von Blüten. Ich fahre durch süßschwere Wolken von Akazienduft. Der Wind wiegt sich in vollen Kornfeldern. Der Blick geht zärtlich hin über die Saat, die nie so hoch stand wie heuer. Und über die Hügel drüben, wo der junge Wein schläft in dichten Trauben, von Blätterfingern behütet. Kostbare ungarische Erde! Alle Früchte bringt sie hervor, von der Ähre zur Traube, von der Maulbeere zur Feige. Alle Schätze birgt ihr Schoß, wie der Berg Sesam, ungehobene Schätze. Und Chemie und Technik bereiten das Zauberwort: Berg Sesam tu Dich auf! Heilquellen springen in Ofen, im Herzen der Hauptstadt und in allen Teilen des Landes, überall wo der Stab klopft, Wasser des Lebens, die Wunden des Daseins zu heilen.

Von diesen Rebenhügeln, den letzten Stufen der Alpen an dem grüngoldenen Spiegel des Plattensee, will ich hinunter in das Alföld, das ungarische Tiefland, dem Hauptsitz des magyarischen Volkes zwischen Donau und

Theiß. Der Fuß wandelt im Sand wie auf Meeresgrund, endlos geht die grüne Woge der Getreidefelder, hier in der Bacska und im Banat, der Kornkammer Ungarns. Der Wagen schwankt wie ein Nachen auf grüner Fähre, gleich Inseln tauchen breitgelagerte Städte auf, der behäbige kernmagyarische Typus des Flachlandes mit weiträumigen, hellen, schnurgeraden Zeilen, die dorfartig beginnen, sich zur Modernität einer Andrassystraße steigern und in langer Flucht wieder zur Ackerscholle zurücksinken, ins wohlig wogende grüne Land. Aus der Ackerscholle sind sie erwachsen, ihr verdanken sie das erdenfrohe Behagen, das sich stellenweise monumental gibt, zu ihr laufen sie wieder mit ausgebreiteten Armen hin. Ich denke an das schöne, moderne Rathaus in Szabadka, an die Eleganz von Szeged, an Arad, an Debreczen, das kalvinische Rom mit seiner alten Buchkultur und seiner neuen Universität im amerikanisch großzügigen Stil als Pavillonanlage unter Akazienwaldungen am Rande der Pußta. Einer richtigen Pußta, die Hortobagy, wie sie vor tausend Jahren nicht anders war. Mit Pferdeherden, Schöpfbrunnen und richtigen Csikos, die man abends in der einsamen Csarda beobachten kann, wie sie zu zweit mit dem Rücken halb gegen den Tisch gelehnt einander gegenüber auf der Bank sitzen, aus dem langen Pfeifchen rauchen im nachdenklichen Gespräch, ganz wie sie Munkácsy gemalt hat. Natürlich gibts das auch. Ebenso wie es fidelnde Zigeuner gibt, allenthalben, dieses musikalische Medium, auf der die Seele des Ungarn spielt nach eigenem, eingeborenem Rhythmus, der schon in der Sprache liegt, wie der Wind oder der Sturm, der die Aolsharfe zum Erklingen bringt. Am schönsten ließ der Primas seine Geige weinen im Süden Ungarns, wo das Land zur Donau hin wie an allen Grenzen bergig ansteigt, in der heiteren Winzerstadt Werschetz, das gleich Weißkirchen (Fehértemplom) mit seinen weißen Giebeln in

Grün gebettet ist. Meine Gedanken kehren gern zurück, zu Menschen und Dingen, denen ich im Land begegnet bin.

Ich folge dem Silberband der ungarischen Donau von der barocken Krönungsstadt Preßburg bis zur türkischen Insel Ada Kaleh, wo ich zwischen alten Kasematten, Basargelump und stillen Rosengärten im türkischen Café für 20 Heller eine Tasse Mokka schlürfe. Ein idealer Zustand hier, steuerfrei, zollfrei, militärfrei und doch ein versunkenes Leben ohne Gegenwart und ohne Zukunft — ein Petrefakt. Auf und hinan zu den transylvanischen Alpen Siebenbürgens, diesem unüberwindlichen Wall gegen die Walachei, zu den alten Sachsenstädten im Tal der großen Kokel und der Alt, wo das liebe deutsche Mittelalter über die Mauern lugt, Herrmannstadt, Kronstadt, Schäßburg, Mediasch, mit den ungarischen Namen Nagy Szeben, Brassó, Segesvár Megyes, und die Kirchenburgen von vergangener Kriegsnot erzählen. Verschollene Trachten tauchen auf, Männer und Frauen zur Kirche wallend, ernst und würdevoll — ein Bild wie ein altmeisterlicher Holzschnitt. Rothenburger Stimmung, ein versteinertes Stück Vergangenheit. Man wandelt in den Galoschen des Glücks. Weiter, weiter ist die Losung.

Nun gehts in bunter Reihe. Stammschloß der Hunyady, Universitätsbetrieb in Kolozsvár (Klausenburg), gotische Rathäuser, Kathedralen, Flügelaltäre, polnische Renaissance, Zipserbarock in Kaschau, Eperjes, Bartfá, Leutschau, Kesmark, Dobsina Eishöhle, Naturwunder, zerstörte Karpathendörfer, das zerschossene Rakoczy Kastell am Dukla Paß. König Matthias Zeit, Sigmund und Rakoczy in dem Längental der Kaschau Oderbergerbahn, wo die junge ungarische Industrie stampft. Matthias wandelt als Johannes in den Flügelaltären. Er will das naturfrische Reis seines Volkes veredeln und okuliert gotische und italienische Kunst. Ein Assimilierungsprozeß zwischen östlichen und

westlichen Kulturen, der seit Stephan dem Heiligen unausgesetzt stattfindet. Ich kenne die Silberschätze Siebenbürgens, die Kleinodien von Hermannstadt und Klausenburg (Nagy Szeben und Kolozsvár), die Funde von Szt Miklos, Szilagy und Somlyo aus der Völkerwanderungszeit, soweit sie im Budapester Nationalmuseum zu finden sind, das Stück Sassanidenkunst, das die Magyaren mitgebracht haben. Aber ich muß nicht erst in die turanische Urheimat gehen, um das Rätsel der ungarischen Kunst zu lösen, ich sehe sie ja vor mir entstehen, aus dem gleichen Gesetz, wie sie immer entstand. Ich kenne das Gesetz der Motivenwanderung und die Verschmelzung mit den fremden Einflüssen zu dem Eigenen der ungarischen Kunst. Und das Ureigenste, die Volkskunst, die Trachten der Sárköz, von Mezökövesd und Banffyhunyad, die bäuerlichen Motive, die immer neu aufblühen wie das ungarische Volkslied. Im Szekszárder Museum, dessen prähistorische Sammlung, vom Grafen Apponyi gestiftet, die Freude der Fachgelehrten ist, finde ich ein Horn mit geritzter Zeichnung von Hirtenhand, eine farbige Märchenerzählung von der Grazie persischer Kunst.

Halbasien, sagt ein dummes Wort, das lange gegen Ungarn beliebt war. Wir wissen aber, daß es das zentralste Land ist im erweiterten Begriff von Eurasia, nicht nur was die Vielheit der Bodenerzeugnisse betrifft, die Einschmelzung von Rassen und Kulturen, ein Bindeglied zwischen Osten und Westen und landschaftlich eine Musterkarte aller Landschaften. So ist es auch klimatisch. Es kennt den asiatischen Monsum mit seinen schönen harten Wintern, den feuchten und befruchtenden Anhauch des Westens und die reifende Kraft und Wärme des Südens. Sein glückliches Antlitz trägt die Züge beider Weltteile, gelegentlich aber auch die Spuren elementarer Raserei, davon ich ein betrübendes Bild in der Hohen Tatra empfange. Als vielzackige Felsenkrone erhebt sich der Granit-

stock ohne Übergänge über dem schwellenden Grün der Waldkarpathen. Natürlich fahre ich hinauf zu den Kurorten, den drei Tatrafüred hart an den Wänden, mitten in den zerschmetterten Nadelwäldern, Baumriesen, die der Cyklon vom November 1915 viele Kilometer weit niedergelegt hat wie Halme.

Sanft rollt der Zug abwärts durch das Waagtal, der Donau zu. Burgenromantik taucht vor den Fenstern auf und weicht zurück, Flußbilder, Felsen, Ruinen und wieder Ruinen, fruchtschweres Land, Badeorte, Trencsen-Teplitz, Pöstyen; Alleen, Schlösser, Dörfer, Bistümer, das vieltürmige Tyrnau; Weingärten. Eine unbiegsame Stimme im Speisewagen sagt zum Kellner: „Ach immer diese Ungarweine! Haben sie keine Flasche Rheinwein?!" Zwei Herren aus Norddeutschland. Flugs denke ich an die Apostelfässer von Preßburg. Chateau Palugyay, Mädchentraube und die vielen guten Landweine, die ich überall getrunken habe. Man muß sich nach den Landessitten richten, möchte ich sagen, das Weisheitsgesetz des Gastes. Slowaken arbeiten im Feld, Weiber in malerischer Tracht. Und die unbiegsame Stimme sagt: „Primitive Wirtschaft! Es fehlt wohl an modernen Hilfsmitteln!" Mag sein, vielleicht. Was nicht ist, kann werden. Aber etwas mehr Psychologie, bitte. Mitteleuropa, schön und gut, aber nicht als Zwangsjacke, sondern als Gewebe, das jeder nach eigener Fasson zurechtschneidern können muß. Und der Weisheit letzter Schluß: nicht Uniformität, Gleichartigkeit, sondern Ergänzung. Punktum.

Nicht überall gibt es einen Viererzug, Karossen und Komitatshusaren, nicht alle Tage ist Sonntag, und das ist gut. Man muß auch die einfachen Verhältnisse kennen lernen, um einen Begriff vom Ganzen zu haben. Nicht überall gibt es weltstädtischen Zuschnitt wie in Herkulesbad, in Trencsen-Teplitz, in Siofók am Plattensee; oder

das gutbürgerliche Mittelmaß von Bad Bartfá (Bartfeld) oder Buzias bei Temesvár oder dem Palicsersee bei Szabadka. Der Heilquellen und Bäder sind Legion, ich kann sie nicht alle besuchen; man stelle sich auch nicht vor, daß es überall Fremdenverkehrsorganisationen oder den zweifelhaften Segen einer gewissen Fremdenindustrie gibt, obgleich das auch kommen wird; ich dagegen bin lieber Pfadfinder. Ein Blatt kommt mir in die Hand, das Gedicht eines Badegastes mit hektographischer Tinte blau und rot darauf geschrieben als einziges Propagandamittel; ich finde das rührend naiv, daß ich allein deswegen hinreise. Und ob Ihr es mir glaubt oder nicht: auch in den primitivsten Orten habe ich jenen einzigen Komfort gefunden, auf den ich unbedingt Anspruch erhebe, ein reines Bett. Das kann man selbst in Großstädten nicht immer haben.

Vielfach aber war ich Gast im Bauernhaus und habe insbesonders an dem ungarischen Bauer meine Freude gehabt. Wir haben nicht viel miteinander reden können, aber wir haben uns doch ganz gut verstanden. Ich sehe das zärtliche Verhältnis zwischen Eltern und Kinder; die Stellung der Frau, die nicht die eines Arbeitstieres ist; die fast durchwegs bessere Lebensführung als anderswo; die vertrauende Art, mit der er dem Fremden sein Haus erschließt; die sichere und freigebige Form der Bewirtung; sein bedächtiges, treu beharrendes Wesen; das freie und zugleich zurückhaltende Auftreten, Grundzüge, die ihn dem Edelmann gleichstellen, als Eigenschaften des echten Ungars, der sehr verschieden ist von der etwas grellen Art gewisser Erscheinungen, die man im Ausland dafür hält. Der Deutsche in Ungarn ist wirtschaftliches Element, Kulturfaktor oder aber seiner ursprünglichen Veranlagung nach Städtebildner, Bürger, Handwerker, Händler, Unternehmer; die Slawen, Slowaken und Rumänen in der Hauptsache dienendes Glied; der Ungar aber ist Herr der Erde, Land-

nehmer, wie am ersten Tag, die gesunde Wurzel der Nation, Urbestand der magyarischen Rasse, die durchaus nobel und menschlich erfreuend ist. So wenigstens habe ich ihn kennen gelernt, wie ihn vorläufig diese kleine Porträtskizze zeigt.

Selbstverständlich war ich auch bei den deutschen Ansiedlern in Ungarn, bei den sogenannten Wirtschaftsbürgern im Ödenburger Komitat, bei den Bohnenzüchtern und Heanzen, die schon seit Karl dem Großen hier sind; bei den Siebenbürger Sachsen und den oberungarischen Zipserdeutschen, die sich in der Hauptsache im 12. Jahrhundert angesiedelt haben; bei den Banater Schwaben, die General Mercy als Kolonisator im 18. Jahrhundert aus allen Ländern der deutschen Kurfürsten zusammentrommelte und sozusagen aufs Gras ausschüttete, hier und in Tolna, die von den Türken entblößten Teile zu bevölkern. Dazu kommen noch Protestanten aus Oberösterreich, Salzburg und Steiermark, die von der Gegenreformation nach Siebenbürgen verschlagen wurden.

Ja, was wollt man denn bei so einem armen Bauern suchen, meint abwehrend die Frau, bei der ich zuerst eintrete. Zwanzig Stück Vieh im Stall, ich bitte, bei den heutigen Preisen, Truhen und Kammern und Scheunen voll, überall den besten Boden, soviel nur der Landhunger erraffen mag, die armen deutschen Bauern! Die angeblich in Ungarn so unterdrückt werden! Denen es so schlecht gehen soll! Und die in Wahrheit Hahn im Korb sind! Jahrelang war die böse Legende der Deutschen-Unterdrückung von dem englischen Journalisten Skotus viator, einem Apostel der Einkreisungspolitik, ausgebeutet, um einen Keil einzutreiben, man hat sie gläubig hingenommen und Vereine zur Rettung des Deutschtums in Ungarn gegründet. So war Deutschland andauernd über Ungarn falsch unterrichtet. Wir reden noch davon! Vorderhand soviel, daß ich auch in kernmagyarischen Städten und Gegenden mit Deutsch

gut durchgekommen bin, die ungarische Intelligenz beherrscht durchwegs die deutsche Sprache, während die deutschen Ansiedler nicht überall die ungarische Staatssprache verstehen, obzwar sie ausnahmslos feurige ungarische Patrioten sind, mit gutem Grund. Hingegen finde ich selbst auf entlegener Pußtawirtschaft das Bildnis des deutschen Kaiserpaares. Das ist nichts Zufälliges im magyarischen Hause. Bei aller nationalen Selbstbetonung liebt der Ungar seinen König und treuherzig bittet das Volkslied weiland Franz Joseph, er möge doch nicht in den Krieg ziehen, er sei zu alt dazu, der Ungar werde schon allein mit dem Feinde fertig werden. Die Verehrung für den Kaiser Wilhelm aber grenzt an den Legendenkult, der im Morgenland sagenhafte Kalifen umgibt.

Die ritterlichen Ungarn! pflegt man heute schon bei uns zu sagen. Das Klischeewort ist ja zeitgemäßer als „Barbaren", wie es gelegentlich früher hieß. In Wien faßt man die neue Formel bequemer und kürzer: ach, die Ungarn! Zugleich etwas zweideutig als Stoßseufzer, der eine Summe ererbter Vorurteile aufklingen läßt. Genaues weiß man natürlich auch nicht, trotz der Nähe. Vielleicht, daß ich beiden, meiner österreichischen Heimat und meiner großväterlichen deutschen Heimat einen Dienst erweise, wenn ich ihnen sagen kann, was es in Ungarn gibt, davon diese flüchtige Bilderreihe nur erst ein Anfang ist. Jedenfalls hielt ich es für gut, mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören und, statt vom Hörensagen zu zehren, lieber von Mensch zu Mensch zu gehen den einfachen und geraden Weg der Verständigung, den man immer offen halten soll von Land zu Land und von Volk zu Volk. Irrtümer und Mißverständnisse sind stets eine lauernde Gefahr, der heimliche Lindwurm, und den gilt es auch zwischen Brüdern, Freunden und Nachbarn fortwährend auf die eleganteste Manier abzustechen!

2. Der ungarische Genius

In Budapest sagte man mir, wer Ungarn verstehen will, muß Ungarns Geschichte und Staatsrecht studieren. Gut, der Wink ist beherzigenswert. Man braucht nur die Augen aufzutun, die Fischerbastei über der Donau, die Matthiaskirche, die ganze Ofnerseite, die Denkmäler der Stadt und des Landes, die Bauten, die Fresken, die Bilder- und die tausendjährige Geschichte Ungarns wird lebendig.

In Stein und Farbe ist sie geschrieben, man muß nur lesen können in dieser Bilderschrift. Der zufällige Begleiter neben mir entwickelt mir das ungarische Staatsrecht, von der Attilagasse bis zum Franz Deákmonument. Ein wildfremder Mensch, den ich um eine Straße gefragt habe. Schon ist er der liebenswürdige Hausherr, der sich einem Gast verpflichtet fühlt. Er ist bei weitem nicht der einzige, der mir ein solches Privatissimum hält. In der Eisenbahn, im Café, im Club, es ist immer dieselbe Sache.

Es will mir scheinen, als ob hier jeder Mensch Staatsrechtler wäre. Aber sofort leuchtet mir ein, daß dieses stets gegenwärtige Geschichtsbewußtsein eine große Kraft und Einheit der Nation bildet. Alles was sie in ihrem eigenen Lager trennen mag, verschwindet dagegen. Wer viel erlebt und um seine Selbstbehauptung schwer hat kämpfen müssen, entwickelt stolze Eigenschaften. Das gilt für den einzelnen, wie für ein ganzes Volk. Jeder erzählt davon, wie von einem Stück seines eigenen Wesens. Das Geheimnis der ungarischen Erde, die alles zugewanderte zu einem Metall von bestimmter historischer Prägung

zusammenschmilzt. Die Vielheit fließt mir zur Einheit zusammen, die vielen Stimmen zu einer Stimme, die Einzelwesen zu einem Grundwesen, keinem ähnlich und doch allen, zu dem geistigen Wesenszug des ungarischen Genius loci.

Den will ich mir genauer anschauen, den magyarischen Menschen, der ja der eigentliche Grund dieser Geschichte, dieser Staatsform, dieser künstlerischen Gleichnisse seines tausendjährigen Erlebens ist.

Nur so kann man die Sache anfangen, nämlich beim Menschen, dann wird man den Schlüssel haben. Man kann nicht besser anfangen. Etwas Psychologie gehört freilich dazu. Aber man müßte außerdem noch das Glück des Künstlers haben, der Zug um Zug aus seinem Block herausmeißelt, nach dem höheren Zwang der inneren Gesichte. Der Roß und Reiter sieht und einen Kentaur formt. Etwas, das in dieser Gestalt nicht herumläuft, ebensowenig wie der Vogel Turul, und dennoch Symbol ist für eine Elementarkraft, die kämpft. Für ein Erdgeborenes, das fest auf dem heimatlichen Boden steht und frei die Stirn erhebt zu den Sternen über sich. Die himmelgewollten Gedanken von Ordnung und Recht werden dem Kentaur zugeschrieben. Die Kunst des Bogenschießens, die fernhin trifft. Als Schütze steht er auch im Sternbild, eine Verbindung von realer Zielkraft und Phantasieschwung. Eine Verbindung von Roß und Mann, Gedanke und Sprung, Naturdrang und lenkendem Gehirn. Und eine uralte Weisheit will wissen, daß der Schütze das Himmelszeichen Ungarns ist.

In meiner Vision und den Bildern der Künstler erscheinen die Urmagyaren als wilde bogengeübte Reiter; das lenkende Hirn eines heiligen Stephan und seiner Nachfolger verwandelt sie in christliche Ritter. Ein tatarischer Urrest bleibt; der Pfeilschuß ist das Erdmaß, das bei der Landnahme dem stärkeren Krieger den größeren Boden-

besitz sichert. Den Großen, den Magnaten, den Landnehmern. Zu Pferd halten sie Reichstag auf dem Rákosfeld, aufrecht verhandeln sie mit ihrem König. Nicht als untertänige Lehensträger, die westliche Staatsform ist nicht die ihrige, sondern als Mitbesitzende, Mitberechtigte, Ebenbürtige von Árpád her, Unabhängige, Freie. Der König ist repräsentative Persönlichkeit. Verhandlen, das Wort stellt sich nicht zufällig ein. Geschrieben wird nicht viel. Das Wort gilt, die Treue. Erst die goldene Bulle bringt etwas Schriftliches, eine Art Magna charta, sieben Jahre nach der englischen. Den Niederschlag der rassenmäßigen Staatsauffassung, die in der nationalen Unabhängigkeitsidee nachwirkt, in der pragmatischen Sanktion so gut wie in Deáks Ausgleichgesetz. Sonst aber hielt man sich gern an das Mündliche. Wie es noch die guten alten Táblabirós pflegten, von denen wohl noch etwas in Deák steckte, dem Weisen der Nation, der alles so gut zu schlichten wußte. Das ungeschriebene Gesetz des Ehrenmannes gilt. Darum ist das Vertrauen und die naive Gläubigkeit so groß, und Wortbruch oder Treulosigkeit so schimpflich. Und wie zahlreich sind die Fehler, die aus dem Mißverstehen des nationalen Charakters herrühren, und wie tragisch die Folgen, von denen die Geschichte voll ist!

Nun habe ich schon eine Reihe von Eigenschaften gewonnen, die ich im Leben beobachte und die den Schicksalzwang der Geschichte bestimmen. Treu und Glauben, der angeborene Rechtsinn, die Herrschaft des Wortes, die weitzielende Phantasie, die trotzdem durchaus real betonte Veranlagung, das nationale Selbstgefühl — das sind Wesenszüge, die dem Genius eine bestimmte Prägung geben. Das stark politische Relief. Es entspricht der innersten Natur der Nation, daß sie in fast ununterbrochener Folge bedeutende Redner und Staatsmänner hervorbringt. Der Genius ist vorwiegend politisch gerichtet.

Wenn nämlich der Ungar aus dem bloßen Natursein herauswächst und ein geistiger Mensch wird, dann fängt er in seinem leidenschaftlichen Hang für Recht und Gesetz an, über die Zusammenhänge nachzudenken, über die Ordnung des Hergangs, über die Grundlagen seiner hart verteidigten nationalen Existenz; das führt zu dem ausgebildeten Geschichtsbewußtsein, das zugleich der reale Boden ist, auf dem alles übrige gedeiht.

Es liegt nun einmal in der menschlichen Beschaffenheit, daß man nicht nur die Tugenden, sondern auch die Laster seiner Tugenden hat. Schon dem gotterfüllten Kentaur wird diese Doppelnatur zugeschrieben. Er vertritt Ordnung und Gesetz, aber auch die Umkehrung, nämlich Auflehnung und Rebellion. Wie aus der Liebe Haß erwächst, so folgt gerade aus dem empfindlichen Rechtsgefühl, wenn es einmal beleidigt ist, der Umsturz. Wie andererseits die Rechtsleidenschaft, durch viele Schulen als Pflanzstätten mit besonderem Vorzug gepflegt, zur Hypertrophie neigt im Advokatentum, das ein großes Unheil für die Menschheit ist. Meiner persönlichen Überzeugung nach. Wie die Kunst der schönen Rede, die Sprecher und Hörer berauscht, um ihrer selbst willen gepflegt, eine Gefahr bildet für die Sachlichkeit, besonders wenn Besonnenheit die Zügel über den wilden Renner Phantasie verliert, der seine Heimat im Fabelreich sucht. Wie das männliche Unabhängigkeitsbedürfnis des einzelnen, und der Nation, der freiheitliche Sinn, der starke Persönlichkeiten, schöpferische Individualitäten ausbildet, und unter Umständen auch das Laster dieser Tugend, rücksichtslose Selbstherrlichkeit, schroffe Auflehnung und Parteileidenschaft, die sich wie eine ewige Krankheit durch die Geschichte schleppt. Für alle diese Charakterelemente gibt es Beispiele in jeder Mischung.

Zum Glück überwiegt bei weitem als Ureigenschaft und Himmelsgabe die nachdenkliche Besonnenheit, die in

allen Schwankungen den Schwerpunkt des Rechts und des Gesetzes sucht, die Satzung, in der allein Freiheit möglich ist. Dieses Schwergewicht des Genius ist so groß, daß es ungeachtet der leicht auflodernden Temperamentshitze fast als Schwerfälligkeit erscheinen mag, als konservatives Beharren, das auch sein Gutes hat. Diese scheinbare Gebundenheit ist der Schrein der nationalen Tugenden und Überlieferungen, der einfachen und guten Sitten, aus denen heraus allein wahrhafte Größe möglich ist. Ein so großer Ungar wie Graf Stephan Széchenyi, konnte sein geniales Werk der nationalen Wiedergeburt aus dem tiefen Verfall und die Erhebung Ungarns zum modernen Kulturstaat darum mit Glück unternehmen, weil der Funke ewiger Jugendkraft unter der Asche fortglühte, in der Tiefe der Nation, bei den schlichten Bauern unter ihren calviniſchen Predigern. Gerade unter diesen, denn die Einfachheit und Gradlinigkeit der calviniſchen Lehre ist der Empfindungsweise des Volkes so angemessen, daß man sie schlankweg die magyarische Religion nennen durfte. Széchenyi aber ist die Verkörperung des Genius mit allen Tugenden: bedachtsam verliert er nie den sachlichen, gesetzmäßigen und materiellen Boden unter sich, wie groß auch das Pathos ist, die glänzende Beredsamkeit, die der Ungar in der Komitatsautonomie wie auf einem Übungsfeld entwickelt, und wie weit auch die Reformidee im kühnen Gedankensprung die Zukunft umschreibt und Land nimmt mit dem Pfeilschuß der kraftvoll schnellenden Phantasie.

Aber auch sein großer Gegner, der Apostel und Advokat der Unabhängigkeitsidee, Franz Kossuth, verkörpert den ungarischen Genius, nur in anderer Weise. Seine Rhetorik erreicht schon jene gefährliche Schönheit, wo sie aufhört mit der Tugend Umgang zu haben, an jenem Wendepunkt, wo sich das Wägende in das bloß Wagende verkehrt, und der solide Verstand die Zügel über das blind vorwärts-

stürmende Flügelroß Phantasie verliert. Das aufregende Schauspiel hat eine hinreißende Gewalt über die begeisterungsfrohe Arena. Besonders über jene Frauen, die aus Furcht vor dem Hausbackenen ausschließlich der Mode huldigen und dem Soliden das Blendende vorziehen, auch in Ideen und Gedanken, unbekümmert darum, daß Wort Geist ist, und Geist Blut, und Blut Schicksal. Und dieses Schicksal, von Széchenyi befürchtet und geweissagt, vollzieht sich mit dem Saltomortale, darin sich die Nation überschlägt. Der phantasiebeflügelte Kentaur verliert in der tragischen Stunde den Boden unter sich und der zielgewohnte Bogen entsinkt seinem Arm. Ich verstehe das Drama von 1848 vollkommen, das seine Erklärung gerade in dem empfindlichen Rechtsgewissen findet, das sich verletzt fühlt, und in dem aufwallenden Zorn und der Heftigkeit der Abwehr alles verschüttet. Der Deutsche braucht bloß an seinen Michael Kohlhaas zu denken, der in seinem Eifer das beleidigte Recht zu wahren, selber zum Rechtsbrecher wird; so kann er begreifen, daß der Unterschied zwischen Rebell und Held nicht immer in den ethischen Beweggründen liegt, die bei den beiden dieselben sein können, sondern in der Wahl der Mittel. Märtyrer ist jeder.

Wieder sammelt der Genius seine ungebrochene Kraft und steht in neuer Gestalt auf. Er entwickelt die positive Seite der Tugend mit solcher Strenge und Bedachtsamkeit, daß er das Wort der straffsten Gedankenzucht, der knappsten Sachlichkeit unterwirft, die nur dem Oberflächlichen phantasiearm und schwunglos erscheinen mag. Der Genius ist in Franz Deák wieder erstanden, der die Sendung Széchenyis fortsetzt als Schöpfer der 67er Ausgleichgesetze und Retter der konstitutionellen Freiheit; die Nation nennt ihn darum ihren Weisen. Eine Frau hilft ihm das zerrissene Band zwischen Dynastie und Land neu zu knüpfen, die vergötterte Königin Elisabeth. Königinnen haben ja

immer viel über den Ungar vermocht, dessen empfänglicher und verehrender Sinn in jeder Frau eine wenn auch ungekrönte Königin sieht. Versöhnlichkeit, die edle Seite des Jähzornigen tritt jetzt ins hellste Licht mitsamt dem angeborenen Grundzug von Treu und Glauben. Das hat früher schon auch ein österreichischer Dichter, Franz Grillparzer mit intuitiver Sicherheit in dem „treuen Diener seines Herrn" verdichtet, in der Gestalt des Banc Banus, der alle erlittene Unbill vergißt über den Ruf seines Königs. Vielleicht war das Urbild der Dichtung jener große Graf Pálffy, der als Palatin Ungarns für Maria Theresia das Schwert zog auf dem denkwürdigen Reichstag zu Preßburg 1741; das aber wäre nur ein Einzelfall, während die Geschichte Ungarns schier zehn ähnliche Fälle kennt. Sie verdichten sich zu einem typischen Urbild und das ist der ungarische Genius selbst. So sehe ich ihn in der neuen Geschichte fortschreiten auf den noch nicht ganz erfüllten Linien Széchenyis und auf dem gesicherten Rechtsboden Deáks, zu höheren Vollendungen, zur geistigen und wirtschaftlichen Landnahme.

Nicht nur im geistigen Leben, auch im wirtschaftlichen schaue ich das Antlitz des Genius. Seiner Natur gemäß hat er zum Handel kein ursprüngliches Verhältnis, seine Herrentugend, der schöne Grundzug von Treu und Glauben die naive Vertrauensseligkeit macht es oft skrupellosen Elementen leicht, besonders der Pächterwirtschaft, die ein dunkler Punkt des ungarischen Wirtschaftslebens ist. Dasselbe Widerspiel wie in der Politik, kann im Leben und Wirtschaften eintreten, indem die Phantasie zügellos wird, es zuweilen toll laufen läßt und dann ins Extrem des ungarischen Nabob umschlägt, der in Saus und Braus sein Erbe und mithin ein Nationalgut verschleudert, was allerdings mehr das Laster der Großen als der Kleinen sein kann. Denn die Wurzel ist gesund, das Bauerntum. Nicht als

ob der Ungar kein guter Wirtschafter wäre. Im Gegenteil. Sein ganzer Typus stempelt ihn dazu, zum Herrn der Scholle. Allerdings mit dem konservativen Zug ins Patriarchalische. An sich recht erfreulich, nur daß es gelegentlich auch hierin ein Extrem gibt, den Gegensatz zum Ungestüm, nämlich ein Zuviel an Gebundenheit, neben unzweifelhaften intensiven Musterwirtschaften, die ich besonders in Tolna gesehen habe, ein stellenweises Verharren im Geiste der alten Naturalwirtschaft, die verzehrt, was sie baut, oder nicht viel mehr baut, als was sie zum Verzehren braucht und aus diesen oder anderen Ursachen nicht zum vollen Ertrag des reichen Bodens kommt, weniger in der Kleinwirtschaft als vielmehr in der Latifundienwirtschaft, die auf diese Weise bei den geänderten Zeitverhältnissen zuweilen sich selbst nicht mehr genügt, weder für die gewohnte Lebensführung der Großen, noch für den Unterhalt der Massen. Weshalb es dann leicht verhängnisvoll wird, wenn der gehemmte Lebensdrang über die Stränge schlägt, was oft beim Adel Verarmung, beim Volk Auswanderung heißt. Mit einem häßlichen Zwischending, das die Zeitungen Korruption nennen. Aber auch über diese Abstürze und Hinterhalte setzt der Genius hinweg auf dem schon durch Széchenyi angedeuteten Weg von der Jugend der Naturalwirtschaft zum modernen Wirtschaftsstaat und dessen kategorischen Imperativ auf Mehrproduktion. Nicht daß auf dem gereifteren Antlitz die Züge der Jugend fehlen dürfen, und daß in der zeitentsprechenden Form nicht die nationale Urform durchschimmern soll. Vielmehr so, daß eins ins andere gehoben erscheint. Die Kleinwirtschaft neben der Großwirtschaft, das Bauerntum neben der Gentry und dem Hochadel, wobei man von der sozialwirtschaftlichen Aufschließung der Latifundien und Kirchengüter im Wege des Erbpachtes spricht zur intensiveren Ausnützung der Landflächen und zum Vorteil für die Kleinen wie für die Großen.

Wie dem auch sei, alle diese Faktoren haben im Nebeneinander ihren tiefen nationalen und historischen Sinn als gegenseitige Ergänzung. Wie Roß und Reiter, bildlich gesprochen, als zweiteiliges Zeichen. Wie staatliche Zentralgewalt als lenkender Teil und im beschränkteren und ergänzenden Maß Komitatsautonomie, damit im tragenden Teil nicht die Lebensluft abstirbt, das notwendige individuelle Maß von Freiheit, das zur Entwicklung der allseitigen persönlichen Kräfte gehört. Sowohl nationalpolitisch als nationalwirtschaftlich.

Nun wird die Frage nach der berufenen Verkörperung des Genius in der schwierigen Gegenwart und deren Problemen. In der Großstadt mit ihren kurzen Wellen vieler Parteiströmungen kann die Antwort verschieden ausfallen, ohne daß ein richtiges Bild zutage tritt. Man muß das Land befragen, das tiefe Ungarn, den Urbestand der Nation, von dessen Lippen die ungeteilte Verehrung für Graf Stephan Tisza abzulesen ist. Von der Scholle, der landwirtschaftlich-industriellen Basis, mit ihrer dunkel wollenden Triebkraft führt eine gerade Linie aufwärts zu ihm als dem lenkenden Gehirn und der höheren politischen Entsprechung des nationalen Willens, auf dem gefestigten Unterbau Széchenyi-Deák. Nicht ohne Widerspruch; Opposition scheint Naturnotwendigkeit; wenn auch längst nicht so erbittert wie in dem Rede-Duell auf Leben und Tod von Széchenyi-Kossuth; zum Teil nur auf persönliche Nüancen gestimmt. So offenbart der Genius in dieser Verkörperung statt ausschweifende Phantasie, die andere ziert, eine ruhige, sichere Lenkerkraft, die wichtiger ist; statt fluktuierender Künstlerstimmung: einen stetigen männlichen Willen und Entschlossenheit; statt Wagemut ins Ungewisse: ein um so tieferes Verantwortungsgefühl; statt größenhafter Pose: echte Einfachheit, die mehr Größe hat; statt Originalitätssucht: eine unermüdliche Arbeitskraft,

Charakterzucht, Worttreue und Verläßlichkeit; statt des blühenden Fleisches der schönen Phrase: ungeschminkte Sachlichkeit, Muskelhaftigkeit und Gradlinigkeit der Rede als Ausdruck strenger Gedankendisziplin, weshalb das Wort zum Aufhorchen zwingt, weit über die Reichsgrenzen hinaus und selbst die Gegner sich entwaffnet fühlen. Während das Land vertrauensvoll aufblickt, wie zu seinem natürlichen Führer und mit diesem Aufblick besagt: ein Glück für uns!

Hier draußen auf dem Land schöpfe ich den Grundriß des ungarischen Genius; in der Stadt verwischen sich die Linien; auf der Scholle, in dem Natursein des Volkes gibt sich das Naturell in primitiver Faßlichkeit: diese Mischung von Weichheit und Herbheit, von jäh aufbrausender Naturgewalt und bedächtiger Nachdenklichkeit, die sich in Schwermut verschließt. Die Schamhaftigkeit der Seele ist groß; die tiefe Fähigkeit zur Männerfreundschaft verborgen unter leichtem Spott; verschwiegen aus Schamhaftigkeit selbst das Gefühl dem Weib gegenüber, das nicht als Sklavin auf dem Felde arbeitet, sondern in der Regel als Königin im Hause waltet, als Trägerin des Kunstfleißes und schön ist, wie fast durchwegs die Töchter des Landes. Nur dem Kinde offenbart sich die Weichheit des scheuen Herzens, oder der Zigeunermusik, diesem Abbild der ungarischen Seele oder dem Lied, das immer traurig ist. „Weinend — ergötzt sich der Ungar — —“ ist es, weil sein Nationalgeschick oft so tragisch war, wie viele gern sagen, oder ist es vielmehr, weil sein innerer Stolz so viel Einsamkeit um ihn schafft, wie die Weite seines Landes und der Himmel über ihn, und soviel stumme Sehnsucht? Oder weil er es manchmal so schwer hat mit sich, in diesem Widerspiel von Gebundenheit und Freiheitsdrang, wie der einsam schweifende Kentaur, der erdengefesselt ist und dennoch beflügelt alle Fernen an sich reißt? Dem aber die Himmels-

gnade den Sinn für das Gesetz beschert, den Widerspruch harmonisch auszugleichen in der wahren Freiheit als geistiges Gut.

Der Volksgenius in seiner Wurzel, im Bauerntum, ist selbst noch ein Stück Natur, verwandtschaftslos in dieser Völkerumwelt mit der Erde verwachsen, mit der Ebene und den Sternen zu Häupten. Stubenluft ist nicht seine Sache; der Hirte und der Mann der Scholle schläft lieber unter freiem Himmel, mit der Herde, Pferd, Rind, Schaf, Schwein, abgehärtet und unempfindlich und aus diesem Natursien Urkräfte schöpfend, ewige Jugend. Stallwirtschaft brachten die Kolonisten; nicht immer zum Vorteil. Mögen andere sich zusammenscharen in Handwerks- und Gewerbebanden, in Burgen und Städten, er ist und bleibt Landnehmer, nach wie vor, ob Bauer oder Edelmann. Nicht als ob der Ungar kein Burgen- und Städtebauer wäre. Er ist es auch, aber nicht primär. Primär ist er Krieger, Reiter, Führer, Herr der Erde. Und primär ist, wenn schon nicht das Gewerbe, so doch der Sinn für Schmuck und Schönheit, den der Mythos sogar dem skythischen Kentaur zuschreibt, der auch edle Gewerbekunst lehrt, so die Kunst des Schmiedes. Für ererbten Schmucksinn und Phantasie zeugt, wenn nichts anderes, so doch die Pracht der Nationalkostüme und der Volkstrachten. Selbst die moderne Eleganz hat den angenehmen Stich ins Sportliche, soweit es mit dem Pferde zusammenhängt.

Wohlan, mein Kentaur, bedarf es der Züge mehr? Ich glaube, das Bild ist fertig. Und ob es gelungen ist oder nicht, es muß mir wie dem Künstler ergehen, dessen Werk keinem der Modelle recht ähnlich sieht, die in den Straßen herumlaufen, und der sich, ob so oder so, manchen Tadel gefallen lassen muß, den er gelassen trägt, wofern nur das Urbild des Genius zufrieden lächelt.

3. Bilder aus der nationalen Kunst-, Kultur- und Staatsgeschichte

Als Geburtsstunde des Tausendjährigen Ungarns gilt der Zeitpunkt (um 896), da die magyarischen Stämme das Land betraten, die Árpád, den Sohn eines ihrer Großen und Anführers, des betagten Almos zu ihrem gemeinsamen Fürsten erwählt und auf den Schild erhoben hatten. Von ihrer innerasiatischen Heimat her, der Turanischen Hochebene war das Volk ländererobernd in das Gebiet der Flüsse Pruth, Sereth und Dnjester vorgedrungen, in die Atelköz (Zwischenwassergebiet) wo es lange Zeit verblieb. Aus dieser Übergangsheimat kamen sie auf den Ruf des Kaisers Arnulf gegen den Mährerfürsten Svatopluk in ihr heutiges Vaterland. Die Besitzergreifung des heutigen ungarischen Bodens, die Unterwerfung der Slaven wird die Landnahme genannt. Die Anführer der vereinigten sieben Stämme ließen zur Heiligung der Fürstenwahl ihr Blut in ein Gefäß fließen, nach der alten orientalischen Sitte des Blutvertrages. Damit bekam die lose Gestaltung des Wandervolkes zum erstenmal eine nationale Form, in der der Fürst in seinem und seiner Nachfolger Namen versprach stets im Einvernehmen mit der Nation zu regieren. Dieser denkwürdige historische Augenblick, Fürstenwahl, Landnahme, Blutsvertrag, Urverfassung und gewissermaßen erster Reichstag zu Pferd im Freien ist der ungarischen Seele gefühlsmäßig immer gegenwärtig und die Künstler haben diesen Vorwurf gern ergriffen und zur bildlichen Anschauung gebracht. So Munkácsy in seinem etwas pathetischen Gemälde. Hier fließt alles in eine Vorstellung zusammen als ein Bildmäßiges,

Anschaubares, wenngleich sich diese Dinge in größeren Zeiträumen abgespielt haben. Natürlich war die Landnahme nicht an einem Tag vollzogen und die Nachwanderungen dauerten lange Zeit fort. Aber die Einzelheiten sind belanglos für das lebendige Geschichtsbewußtsein, das bildlich anschauen will und die Summe der Tatsachen zusammenfaßt zu einem bedeutsamen Symbol.

Was nun folgt bis Stephan dem Heiligen, der sich taufen und vom Papst Silvester II. die Königskrone um das Jahr 1000 aufs Haupt setzen ließ, ist dunkel. Die Magyaren, die auf ihren westlichen Beutezügen von Otto I. im Jahre 955 am Lechfelde entscheidend geschlagen werden, haben im westlichen Ungarn, in Pannonien ihre Hausmacht aufgerichtet. Der Boden ist gedüngt mit unzähligen Kulturen von den Kelten bis zu den Römern, Germanen und den Völkerbewegungen der frühchristlichen Jahrhunderte; die zahlreichen archäologischen Museen des Landes bergen Spuren namenloser Völkerschaften von der Urzeit her bis in die geschichtliche Epoche Ungarns, historische Denkmäler und Kulturdokumente, die aus dieser Erde gegraben wurden, abgesehen von dem, was sie noch als ihr Geheimnis birgt. Die sichtbarste Kulturarbeit aber hatten, soweit sie nicht durch die Völkerstürme vernichtet war, die Römer geleistet, davon noch monumentale Überreste an Befestigungswerken und öffentlichen Bauten, Amphitheatern, Kastellen, Bädern, städtischen Siedlungen vorhanden war. Ein solches Denkmal ist das alte Acquincum mit seinen Bade- und Kultanlagen in der Nähe von Budapest. In der Provinz Pannonien war die zivilisatorische Arbeit der Römer am stärksten fühlbar, und das mochte, abgesehen von der Fruchtbarkeit und Anmut dieses teils ebenen, teils hügelig durchsetzten und umgrenzten Landes der Grund gewesen sein, daß das Haus Arpád hier seinen Sitz aufschlug mit Stuhlweißenburg (Székesfehérvár) als Hauptstadt. Daß sich unter den ungarischen Ausgrabun-

gen Skulpturen und kunstgewerbliche Dinge befinden, die in der gleichen Art in den archäologischen Funden Westeuropas, in Frankreich zum Beispeil vorkommen, kann nicht wundernehmen, da sich unter den römischen Söldnern und in Pannonien angesiedelten Veteranen eben auch handwerksgeübte Gallier befanden. Und schließlich darf nicht übersehen werden, daß Karl der Große als Beherrscher des weströmischen Reiches gewisse Kultureinflüsse durch Kolonisation auf diesen Landesteil genommen hat.

Der westliche Kultureinfluß gewinnt erst volle nationale Geltung unter der Lichtgestalt Stephan des Heiligen. Es ist eine kulturhistorische Tatsache von größter Bedeutung, daß dieser erste König aus dem Hause Arpád sich nicht der griechischen, sondern der römischen Kirche angeschlossen hatte. Damit beginnt die Europäisierung Ungarns, die in verschiedenen Werken italienischer, deutscher und französischer Art und in neuen staatlichen Einrichtungen ihren Ausdruck finden. In Rom wird die neue Königskrone geboren, die eigentlich aus zwei Teilen besteht, indem sie später auf das vom griechischen Kaiser Dukas 1073 gespendete Diadem gestülpt wird. Sie ist mit Emailbildern in der feierlichen Zeichnung des byzantinischen Stils und mit Edelsteinen besonders mit großen Saphiren geschmückt. Das Kreuz auf der Krone wurde auf einer der vielen Irrfahrten etwas umgebogen, so daß es schief steht. Die Schicksale der Nation sind mit dieser Krone unlösbar verbunden. Ja, die Entwicklung des ungarischen Staatsrechtes, die Rechte und Pflichten des Königs, die Gemeinsamkeit der Nation an der Regierung sind an die Bedeutung der Krone geknüpft, die der Seele des Volkes zum Symbol des ungarischen Staatsrechtes geworden und in der „Lehre der heiligen Krone" genau umschrieben ist. (Siehe betreffendes Kapitel.) Zunächst aber hatte die Krone Stephans keine staatsrechtliche Bedeutung, die sie erst im geschichtlichen Verlaufe gewonnen hat; sie war zuerst kirchliches

Symbol, die Weihe von Gottes Gnaden nach einem okkulten Gesetz, das dem neugekrönten König die Verpflichtung auferlegte die Kirche zu schützen, die, damals wenigstens, das Gefäß aller Geistigkeit war. Im Sinn dieser päpstlichen Krönung und dieses Hüteramtes führt der ungarische König das Adjektiv Apostolische Majestät.

Der Sage nach soll die Stephanskrone von dem künstlerisch veranlagten Papst Sylvester II. selbst verfertigt worden sein, was sich wohl nur auf den Entwurf und die persönliche Angabe dem Goldschmied gegenüber bezieht.

Die Taufe des zum Christentum bekehrten Vajk, der den Namen Stephan erhielt und die Königskrönung im Jahre 1000 erfolgte in Esztergom (Gran), wo auf dem Burghügel eine Basilika erbaut ward. In den Grundfesten ist heute noch die alte Stephanskapelle zu sehen; an Stelle der Basilika erhebt sich seit Anfang des 19. Jahrhunderts der klassizistische Neubau, darin sich die einzige der Zerstörung des alten Bestandes entgangene Kapelle des Erzbischof Thomas Bakocs, eine Perle der italienischen Renaissance mit dem Marmoraltar des Andrea Ferrucci befindet. Mit Stephan dem Heiligen, der den Grundstein für die Entwicklung Ungarns legt und darum im Volksbewußtsein so gegenwärtig und lebendig ist, beginnt nach der Epoche der Zerstörung die Zeit des Aufbauens. Die kriegerischen Heimsuchungen späterer Jahrhunderte haben den alten Kunstbesitz freilich arg geschmälert; Mongolensturm und Türkenzeit sind in dieser Beziehung Worte von tragischer Bedeutung. Trotzdem ist das einmal Geschaffene, wenn es auch nur teilweise auf unsere Zeit gekommen ist, nicht ganz aus der Idee getilgt. Und bildet geistig immer wieder einen Keim zum späteren Wiederentstehen, wenn die Zeiten günstig sind. In der Hauptsache lassen sich in Ungarn vier große Epochen des Aufblühens und des Bauens bisher unterscheiden: Die Zeit Stephans; das Renaissancezeitalter des Matthias Corvinus; die Barockkultur

der Maria Theresia; und die nationale Wiedergeburt, in historischen Stilarten ausgedrückt, seit 1867 unter der Regierungsepoche Franz Joseph I.

Nur wenige Denkmäler überliefern das baumäßige Wirken Stephans. Selbst die von ihm gegründete Hof- und Begräbniskirche in der Residenz des árpádischen Königreiches, Székesfehérvár, ist im Türkensturm von der Erde verschwunden; nur Königsgräber konnten gefunden werden. Doch ist ein anderes bedeutsames Werk, dessen Ursprung noch älter ist, auf unsere Tage gekommen, die romanische flachgedeckte Pfeilerbasilika zu Pécs (Fünfkirchen), unter lombardischem Einfluß entstanden, einst mit einer erstaunlichen Fülle von Skulpturen geschmückt, in der heutigen Gestalt fast zur Gänze erneuert, mit der unterirdischen von altchristlichen Gemälden geschmückten Grabkammer, das älteste Kunstdenkmal Ungarns. Auch die Giselakapelle mit byzantinischen Fresken in Veszprém (nach dem karolinischen Weißbrunn) benannt nach der Gemahlin Stephans, einer bayrischen Prinzessin, verdient hervorgehoben zu werden. Die Grabkammer zu Pécs ist aber jedenfalls älter und bildet die erste Spur des Christentums in Ungarn, das sich hier bereits zur Römerzeit heimlich verbreitet hat. Das Vorbild Karls des Großen ist in diesen Schöpfungen zu spüren, dem Stephan der Heilige sichtlich nachgeeifert hat. Das zeigt schon die Krönung durch den Papst. Sodann die staatliche Ordnung, die er nach diesem großen Muster in Ungarn einführte. Auch er teilte das Land in Gaue, die hier Komitate heißen, und setzte als Gaugrafen Obergespane ein, die diese Landesteile im Namen der königlichen Gewalt verwalteten und zugleich Heerführer waren in dem nationalen Sinn von Árpád her. So war Stephan der Ahnherr der nationalen und staatlichen Zentralisation, die in der Verbindung der Königsmacht und der durch den Reichstag vertretenen Nation war. Er hat wohlweislich die dezentralisierende westeuropäische Lehensver-

fassung abgelehnt und eine konstitutionelle Grundlage geschaffen, die aus dem Vorbild Karl des Großen in Verbindung mit dem national ungarischen Gemeingeist entstanden war. Er trieb ferner Kultur und Rassenpolitik in einem Sinne, wie es in Ungarn traditionell wurde, indem er Geistliche, Gelehrte, Künstler, Handwerker in großer Zahl ins Land rief, um die entwickelte fremde Kulturkraft seinem Volk zu assimilieren und nach seinen eigenen Worten, die Blut- und Talentmischung der Nation so zu bereichern, daß sie allen Anforderungen entsprechen könne und vor der Gefahr des Unterganges, die einseitigen Rassen drohe, bewahrt bleibe. Er betrieb also Kolonisationspolitik schon im ganz bewußten und großen Stil, und seine Nachfolger sind ihm auf diesem Wege gefolgt. Die Kirche bekam große Schenkungen, denn sie war in jenen Zeiten ein Kulturfaktor ersten Ranges. Das sind die Grundlagen, auf denen in den folgenden Jahrhunderten die reiche gotische Baukunst in Ungarn erblühte, die ideell zu dem Werk Stephans gerechnet werden müßte, wenn er sie auch nicht selbst geschaffen hat. Daß die von ihm mit Eifer betriebene Christianisierung nicht ohne teilweisen Widerspruch des Volkes geschah und oft zu blutigen Härten führte oder wenigstens zu unnachsichtlicher Strenge gegen unvertilgbare heidnische Elemente, bezeugt ein altes Dreikönigslied aus dem Széklerland als unmittelbarer Nachklang der Zeiten Stephans: „Unsere Schuhe sind aus Birkenrinde — Unsere Hosen sind aus Lindenrinde — Wenns erlaubt ist schlürfen wir herein — — — Heu, Du Sänger, wohlan! — Das kann uns auch noch geben jener gute Gott — Laufe nicht, laufe nicht, laufe nicht — Du unser heiliger König Stephan — Wir sind auch keine Teufel, sondern Deine Diener! — Heu, Du Sänger, das kann uns auch noch geben jener gute Gott!"

Der Geist jener fernen Zeit spukt lebendig in den rührend naiven Versen des verschollenen Volkslieds.

Noch eine Reihe guter Könige aus dem Hause Arpád

folgen, so Sankt Ladislaus der Heilige, die symbolische Gestalt des ungarischen Rittertums, dessen Genius am stärksten in Nagyvárad (Großwardein) nachzuspüren ist, wo er begraben liegt. Oder dessen Neffe Koloman der Weise, der den Hexenaberglauben leugnet und die Meeresküste gewinnt mit Dalmatien, Bosnien usw. als lehenspflichtiges Land (1102); ferner Andreas II., dessen verschwenderische Freigebigkeit eine bedenkliche Lockerung der Verhältnisse herbeiführt. Eine großgrundbesitzende Oligarchie, das Magnatentum gewinnt selbstherrliche Gewalt auf militärischer Grundlage; mit der Schwächung des Königtums droht Uneinigkeit und Verfall. Der niedere Adel schließt sich dem König an, stärkt seine Macht zur Wiederherstellung der alten Verhältnisse, beschränkt sie zugleich im Sinne der herkömmlichen Verfassung und zwingt ihn, diese Verfassung zum erstenmal schriftlich niederzulegen in der sogenannten Goldenen Bulle, der ungarischen magna charta (1222), darin die Privilegien der Adeligen (der Nation) als Mitträger der Regierung und somit der heiligen Krone beschworen werden. Von dieser Zeit an hat die Stephanskrone auch eine staatsrechtliche Bedeutung, die sich in der späteren Entwicklung immer mehr verdichtet. Der Mongolensturm im Jahre 1241 kann die Blüte des Reiches nicht knicken. Die Verheerung ist groß, Béla IV. muß förmlich das Werk eines Staatengründers neu verrichten, aber schon einige Jahrzehnte darauf vermag Ladislaus IV. (1278) auf dem Marchfeld Rudolf von Habsburg gegen Ottokar von Böhmen beizuspringen. 1301 stirbt das Haus der Arpáden mit Andreas III. aus.

Als eine der wichtigsten Kulturtaten der Arpádenkönige auf den Grundlinien Stephans mag die Kolonisationsbewegung angesehen werden, die besonders von König Géza II. im 12. Jahrhundert betrieben wurde. Unter ihm wurden die deutschen Zuwanderer aus der rheinischen und flandrischen Gegend und der oberen Mosel in Oberungarn und in Sieben-

bürgen angesiedelt (1160). Eine herrliche Städtebaukunst erblühte, Perlen kirchlicher Gotik entstehen, die nebst den zahlreichen Burgen als Früchte der Kulturarbeit unter der Dynastie Árpád seit Stephan dem Heiligen angesehen werden müssen und noch unter den folgenden Königen aus dem Hause Anjou andauern.

Während die mittelalterlichen Städte der oberungarischen Deutschen und der Siebenbürger Sachsen fast ganz in ihrer ursprünglichen Eigenart erhalten blieben, sind die vielen gotischen Kirchenbauten und Burgen des Landes zum größten Teil nur mehr als Ruinen auf uns gekommen. Aber an einigen kann man immer noch die feine künstlerische Konzeption feststellen, so daß auch diese Trümmerreste zu den wertvollen Kunstdenkmälern gehören. So die Abteikirche von Ják in der Nähe von Szombathely (Steinamanger) mit dem reichgeschmückten Hauptportal, der phantasievollen Dekoration und den überaus schönen Proportionen, die dieses Kunstwerk zu einem der schönsten auf ungarischem Boden stempeln. Dann die Kirchenruine von Zsámbék in der Nähe der Hauptstadt; dann die ehemalige Benediktinerkirche in Lébény; die Premonstratenser Kirche Horpács, alle in Westungarn, wo sich das Städtewesen früh entfaltet hat. Szopron (Ödenburg), Kismárton (Eisenstadt), Kőszeg (Güns) empfangen ihre mittelalterliche Prägung, die zwar später in der Barockzeit wesentlich modifiziert aber nie ganz verwischt werden konnte, so das aufblühende Pozsony (Preßburg) mit der gotischen Krönungskirche, der Franziskanerkirche, dem alten Rathaus und einigen anderen mittelalterlichen Bauten; oder Győr (Raab) mit der alten Kathedrale.

Frühzeitig wurde es Gepflogenheit der Großen ihre Wohnsitze burgenhaft zu verschanzen um gegen feindliche Überfälle, namentlich gegen Reiterei sicher zu sein; Burgen entstehen, die typische Schöpfung des damaligen ritterlichen Europas. Namentlich Westungarn ist reich an romantischen

Burgruinen, so die Umgebung des Balaton mit den Ruinen von Csobáncz, Tátika, Somlyó; dann die großartigen Überreste der alten Königsburg Visegrád an einem der herrlichsten Donaupunkte auf der Höhe des walddunklen Gebirges; und endlich der höchst malerische Burgenzauber im Waagtal mit Beczkó, Trencsén, Sztrecsnó, Likava usw.

Die Dynastie der Anjous bringt italienische Kultur ins Land, besonders unter Karl Roberts Sohn Ludwig dem Großen, dessen lange Regierungszeit wieder eine Blüteepoche für Ungarn bedeutet. Die Residenz wird von Stuhlweißenburg nach Visegrád und später nach Buda(Ofen) verlegt. Nach Ludwig gelangt als Tochtermann Sigmund von Luxenburg, Römisch Deutscher Kaiser zur ungarischen Königswürde. Unter ihm ist Oberungarn von der Hussitenbewegung bedroht, die oberungarischen Slovaken erhalten tschechischen Zuwachs; von Süden her macht sich die Türkengefahr geltend, die einstweilen noch von dem starken Arm Johann Hunyadys und seines Sohnes Matthias (Corvinus) in den Schranken gehalten wird. Nach Sigmunds Tod wird Matthias zum König gewählt (1457). Er ist der Begründer des ersten stehenden Heeres in Europa, des sogenannten „Schwarzen Heeres", unterwirft die Könige von Böhmen und Polen, erobert Wien (1485), sichert das Land nach allen Seiten gegen den äußeren Feind, aber auch gegen den inneren, nämlich gegen die Übergriffe und egoistischen Interessen der Oligarchie und des Klerus, schart Künstler, Dichter, italienische Humanisten um sich, lebt im Stile eines prachtliebenden Cinquecento-Fürsten und übertrifft bei weitem noch den Glanz der Anjous. Seine Regierungszeit ist nach Stephan die zweite große Kulturblüte Ungarns.

So wie Stephan der Heilige den Grund gelegt hat zur gotisch-mittelalterlichen Kulturentwicklung Ungarns und den vier Jahrhunderten nach ihm seinen Stempel aufdrückt, so erscheint der nationale König Matthias als Renaissance-

mensch am Ausgang der Spätgotik als neuer Wendepunkt. Der humanistische Geist gewinnt Ausbreitung in Ungarn durch ihn mit allen künstlerischen, politischen und nationalen Konsequenzen. Die neue geistige Blüte ringt sich unter Stürmen durch, unter fortwährenden Kämpfen, die nahezu drei Jahrhunderte ausfüllen bis zum Szatmárer Frieden (1711). Das ist die Renaissancezeit Ungarns, deren Ahnherr und Schirmgeist Matthias ist. Das Land zerfällt nach der kurzen energischen Blüte seiner Regierungszeit in drei Stücke als Folge des Türkensiegs bei Mohács, es wird in seinem nördlichen und östlichen selbständigen Teil Freihafen der Religion, die Reformationsbewegung setzt ein, der nationale Gedanke stärkt sich daran, die Freiheitskämpfe entwickeln sich daraus unter Franz Rákóczi. Unter den Habsburgern, die von den Großen Westungarns zu Königen gewählt waren, werden die Türken hinausgeworfen; die Einheit des Landes ist 1711 wiederhergestellt. Das ist der Abschluß der wechselvollen und schicksalsschweren Renaissance, deren Ideale in Matthias symbolisch verkörpert erscheinen. Alles Große der ihm folgenden drei Jahrhunderte hat direkt oder indirekt auf ihn Bezug, so wie die vier Jahrhunderte vor ihm auf Stephan den Heiligen Bezug haben. Was Stephan schuf und was Matthias schuf, lebt fort in der Nation als Idee oder als Werk, das zeitweilig zerstört, aber niemals in der Seele des Volkes vernichtet werden konnte. Wie die Folgezeit Stephans in den gotisch-mittelalterlichen Gestaltungen sichtbar wird, so tritt in den späteren, wenn auch nur fragmentarisch überlieferten Kunstschöpfungen das Antlitz des Corvinus hervor; von ihm künden die Steine und Ideen der folgenden dreihundert Jahre. Man kann sie von dem Sichtbaren ablesen; in den verwitterten Spuren und hinter dem nationalen Geschehen steht sein Geist.

Unter Matthias wird die Königsburg in Buda (Ofen), die König Sigmund erbaut hatte, prächtig geschmückt, erweitert

und vollendet, die berühmte Matthiasbibliothek angelegt, die unter den späteren Türkenwirren ebenso spurlos verschwunden ist, wie die Burg selbst und wie die Pracht von Visegrád, von deren medizeerhaften Kunstschönheit nur zerbröckelnde Mauerreste übrig sind. Aber die Matthiaskirche auf dem Ofnerberg, von den Türken als Moschee verwendet, besteht noch, sie wurde nach allen erlittenen Beschädigungen restauriert in einer Weise, daß es einem Neuaufbau gleicht und seit dem 19. Jahrhundert als Krönungskirche geweiht. Auch das schöne altertümliche Ofner Stadtbild ist noch vorhanden und läßt unter dem Niederschlag aller späteren Stile das gotische Urbild in der Grundanlage und in den spitzbogigen Gewölben der Häuser erkennen. Auch die jüngere Schwesterstadt Pest zeigt Spuren der von Matthias Corvinus ausgehenden Kunstbewegung, wenn auch hier nicht viel davon vorhanden ist. Aber die Innerstädter-Pfarrkirche hat noch ihren gotischen Chor und darin als bedeutsame Zeichen der italienischen Renaissance zwei Marmor-Tabernakel aus dem Jahre 1507. Auf der Schloßruine von Preßburg wird das prächtige spätgotische Matthiastor gezeigt. In Kaschau wird als Beispiel spätgotischer Pracht der Dom vollendet, der wie die Kirchen Oberungarns und Siebenbürgens eigentlich noch der vorigen Epoche zugehörig, unter dem Arpádenkönig Andreas III. von einem französischen Baumeister begonnen wurde. Das 15. Jahrhundert fügt den Schlußstein hinzu. Die plastische Dekoration, die sich am nördlichen Eingang zu einem Höhepunkt steigert, das von Matthias gestiftete wunderbar gemeißelte Sakramentshäuschen, die kapriziös angelegte Wendeltreppe, der monumentale Hochaltar mit den geschnitzten Kolossalfiguren und den bilderreichen Flügeln, die luftige und kühne Gliederung des Innern, die phantasiereichen Maßwerke der Fenster, alles zusammen stempelt den Dom zu Kassa (Kaschau) neben der romanischen Fünfkirchner Basilika zum zweitgrößten Kunstdenkmal Ungarns.

Kunstgeschichtliche Bedeutung besitzt auch die noch ältere Michaelskapelle dicht neben dem Kaschauer Dom.

Auch in Siebenbürgen hat im 14. Jahrhundert eine rege Bautätigkeit eingesetzt, die mit ihrer spätgotischen Formensprache in die Zeitwende des König Matthias hinüberreicht, davon uns schöne Denkmale überkommen sind. Zu diesen gehören die Kathedrale von Gyulafehérvár, ferner die Kirchen von Ákos, Harina, Kisdisznód, die malerische Abteikirche zu Kercs, vor allem die berühmte „Schwarze Kirche" in Brassó (Kronstadt), die Stadtpfarrkirche von Nagy-Szeben (Hermannstadt), mit den polychromen Porträtreliefs hervorragender Stadtbürger als Grabplatten und dem figurenreichen Fresko von Johannes Rosenau aus dem Jahre 1445, schließlich, um nur die wichtigsten zu nennen, die ebenfalls architektonisch interessante Kirche zu Beszterce (Bistritz), mit reichgeschnitzten Kirchenbänken und Stühlen und mit Flügelaltären, davon die schönsten Beispiele in Siebenbürgen etwa die Kirchen von Szászsebes (Mühlbach) und Medgyes (Mediasch).

Sind diese Kunstschöpfungen und Bauten, die noch zum großen Teil in der Arpádenzeit wurzeln und auf dem von Stephan vorbereiteten Boden auch Ausdruck der kunstgeübten deutschen Kolonisten und Städtegründer, so sind sie doch zugleich die Wahrzeichen guter Könige, die durch Konzentration aller Kräfte und Heranziehung von Kulturträgern und Kräften europäischen Rufes ein solches Blühen förderten. Darum ist die Matthiaszeit, in der die Patrizierkunst einen solchen Aufschwung nimmt, von so großer Bedeutsamkeit. Die gotischen Städtebilder, die heute noch, soweit sie zu den Überlebenden gehören, ihren unwiderstehlichen Stimmungszauber ausüben, und heute mehr denn je, wurden um jene Zeitwende um manche Perle der Bürgerkunst bereichert, die auch geschichtlich beredt ist. Solche Beispiele sind die Rathäuser in Brassó (Kronstadt) und Nagy Szeben (Hermann-

stadt), in letzterem auch die schönen Befestigungstürme, die Weberbastei in Kronstadt, der malerische Stundenturm in Segesvár (Schäßburg), die Lauben zu Beszterce (Bistritz) usw. Und als besonderes Zeichen der Zeit entstehen die Kirchenbefestigungen zum Schutz gegen die Türkeneinfälle, die charakteristischen Kirchenkastelle als deutsches Bollwerk Siebenbürgens und als Baugebilde, das nur hier vorkommt, aus deren großer Zahl (etwa dreihundert) einige der bedeutendsten hervorgehoben werden sollen: Birthälm, Eibesdorf, Schönberg, Keisd, Groß-Kopisch, Grossau, Agnetheln, die beiden Buszd, Frauendorf, Hamruden, Heltau, Hetzeldorf, Draas, Kleinschenk, Meschen, Tartlau, Wurmloch usw.

Unter den zahlreichen sonstigen Burgen Siebenbürgens sei außer der einstigen Fürstenresidenz Karlsburg nur der Burg Vajdahunyad gedacht, der Stammburg, die von Johannes Hunyadi erbaut und von Matthias vollendet wurde, eine geistvoll erdachte Baugruppe, die heute allerdings nur mehr als Rekonstruktion zu schauen ist, und davon sich ein Faksimile in der historischen Baugruppe im Budapester Stadtwäldchen von der Milleniumsausstellung her befindet. Die Stadt Vajdahunyad birgt überdies aus dem 15. Jahrhundert eine interessante griechisch-katholische Kirche, die in ihrer byzantinisierenden Weise dem östlichen Kulturkreis angehört und in Siebenbürgen nicht vereinzelt dasteht, wo sich die westlichen und östlichen Kulturkreise berühren. Aber als größtes kunstgeschichtliches Denkmal Siebenbürgens mag die schon genannte Kathedrale von Gyulafehérvár gelten, die in diesem ehemaligen Fürstensitz Siebenbürgens aus romanischer Grundlage entstanden und im 14. Jahrhundert gotisch ausgebaut worden ist, dann von Johannes Hunyadi restauriert wurde und 1512 eine phantastisch dekorierte nördliche Vorhalle im lombardischen Stile erhielt. In der Kathedrale befindet sich das Grabdenkmal des Johannes Hunyadi.

Deutliche Zeichen, die auf Matthias weisen, enthält Kolozsvár (Klausenburg), die heutige Metropole Siebenbürgens. So das Geburtshaus des Matthias Corvinus, darin sich nunmehr das Museum des siebenbürgischen Karpathenvereins befindet; dann das von diesem König wiederhergestellte Franziskanerkloster mit dem spätgotischen Kreuzgang; die ebenfalls von ihm erbaute Kirche der Calviner; und auf dem weiten Hauptplatz mit dem Banffy Palais die große gotische Michaelskirche, größtenteils Rekonstruktion. Aber mehr als alle übrigen Teile des Landes besitzt Oberungarn Denkmäler dieser alten Kunst, die von der Spätgotik in die Renaissance hinübergreift und die Wirkung des Geistes Matthias noch auf Jahrhunderte verspüren läßt. Oberungarn ist aus zwei Gründen so reich an diesen Denkmälern: erstens weil der Norden weniger von feindlichen Heerscharen heimgesucht worden war und von der Türkeninvasion infolge seiner gebirgigen Natur so gut wie verschont blieb; und zweitens weil der Industriefleiß und Handelsgeist der städtischen vorwiegend deutschen Bevölkerung den Wohlstand brachte, der der Kunstentfaltung günstig war. Kann sich auch kein zweites Werk mit dem Dom von Kaschau messen, so besitzt Oberungarn doch eine gotische Kirchenkunst, die ihren Schwerpunkt, wenn schon nicht auf die Architektur, so doch auf den reichen Schmuck des Inneren legt. Immerhin ist die auf romanischer Grundlage entstandene Kathedrale von Kirchdrauf (Szepeshely) in der Nähe der Burgruine von Szepes, ein bedeutsames Werk, noch bedeutsamer aber, gleich der Ägidiuskirche zu Bártfa (Bartfeld), durch den Reichtum an Schnitzaltären und gotischen Kirchenbänken. Ebenso typisch dafür ist das Kircheninnere von Georgenberg (Szepeßzombat) mit dem geschnitzten Reiterbild des heiligen Georg, einer der bedeutendsten Schöpfungen der Holzplastik zu Anfang des 16. Jahrhunderts. An erster Stelle aber steht die St. Jakobskirche zu Leutschau

(Löcse) mit ihren 10 Flügelaltären, davon der Hauptaltar an Größe und Schönheit mit den berühmtesten derartigen Schöpfungen in Deutschland wetteifert. Matthias findet in einem derselben Verkörperung als heiliger Johannes. Aber auch das alte Rathaus von Leutschau, das von der Gotik in die Renaissance wächst, ist ein gewaltiger künstlerischer Zeuge dieser Zeit. Und das Vollendetste dieser Art ist das Rathaus in Bártfa. Ähnlich ausgezeichnet an kirchlicher und bürgerlicher Kunst sind die auch landschaftlich herrlich gelegenen alten Bergstädte Oberungarns, Neusohl (Beszterczebánya), mit der schönen Ölberggruppe an der Kathedrale; Schemnitz (Selmeczbánya), mit der Altenburg über der Stadt; Kremnitz (Körmöczbánya), und Csetnek mit der evangelischen Kirche auf dem Hauptplatz.

Nach Matthias folgt die Epoche der Jagellonen, eine Zeit der Verwirrung und des Verfalls. Die Renaissancekunst hatte sich nach Polen verbreitet und kam als polnischer Einfluß nach Ungarn zurück, wie man es an dem Antlitz der oberungarischen Städte deutlich ablesen kann. Und zwar in der phantasievollen Ausbildung der Ziergiebel mit Sgraffitotechnik. Die Stadt und- Glockentürme zu Késmárk, Poprád, Podolin, Georgenberg, viele Patrizierhäuser, so die Fassaden am Hauptplatz in Eperjes, das Thökölyschloß zu Késmárk (wo die nordisch anmutende evangelische Holzkirche aus dem Jahre 1717 besondere Beachtung verdient) und zahlreiche andere Schlösser verraten die Einwirkung des polnischen Geistes. Diese unglückliche Epoche endet mit der vollen Entkräftung des Landes und empfängt in der katastrophalen Niederlage bei Mohács unter König Ludwig II. gegen die Türken ihren tragischen Schlußpunkt 1526.

Das Reich zerfällt in drei Teile. Den mittleren Teil behaupten die Türken, die sich in Buda häuslich einrichten, wo einige Beispiele mohammedanischer Baukunst auf uns gekommen sind: die Kuppelhalle des Bruckbades; die Grab-

stätte Gül Babas, des „Vaters der Rosen" auf dem Rosenhügel. Auch sonst im Lande sind Spuren der bescheidenen türkischen Bautätigkeit übrig geblieben, Moscheen, die nachträglich wieder zu Kirchen umgewandelt worden sind, Bäder, das Minarett zu Eger, zu Veszprém u. a. m. Dagegen fällt die bestehende Baukunst in den besetzten Gebieten der Vernichtungswut des Eroberers fast zur Gänze anheim.

Westungarn wählt den österreichischen Erzherzog Ferdinand zum König; Siebenbürgen mit einem Teil Oberungarns richtet sich als nationales Fürstentum unter Johann Szapolyai auf. Die nationale Sache verquickt sich dem Geist der Zeit entsprechend mit der Protestantenbewegung und wird eine Frage der inneren Freiheit, so unter den siebenbürgischen Fürsten des 16. Jahrhunderts Stephan Bocskay, Gabriel Bethlen und Georg Rákóczi. Aber unter dem religiösen Mantel kämpft die nationale Sache, die Ende des 17. Jahrhunderts zu dem großen Aufstand unter Emerich Thököly und Franz Rákóczi II. führen, zu den Kuruczenkämpfen, die wie schon gesagt, durch den Szatmárer Frieden 1711 beigelegt werden. In den sogenannten Kuruczenliedern singt die schwergeprüfte Nation ihr Leid; das Volkslied erwacht zur schönsten Blüte und wird Ausdruck der Zeitstimmung und der ungarischen Seele. So singt der Soldat Rákóczys oder der Kurucz: „.... Des armen Jungen Blut ist billig — Sein Wochenlohn beträgt ein, zwei kleine Groschen — Trotzdem fließt sein Blut für sein Vaterland — Zwischen zwei Heiden fließt sein Blut für ein Vaterland."

Im Jahre 1686 wird Ofen nach 160jähriger Türkenherrschaft von den habsburgischen Truppen und ihren Verbündeten unter Karl von Lothringen eingenommen; die Türken werden im Laufe der langen von Prinz Eugen siegreich beendeten Kämpfe gänzlich aus dem Land gejagt; seit 1711 ist die Erbfolge der habsburgischen Dynastie über das wiedervereinigte ungarische Reich anerkannt, 1723 wird die

pragmatische Sanktion auf dem Preßburger Reichstag beschlossen und damit die staatsrechtliche Bedeutung der heiligen Krone erweitert (siehe das betr. Kapitel); die Epoche des Wiederaufbaues beginnt, die Kolonisationsbewegung zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Eine neue Blütezeit fängt an; die Barockkultur.

Ihre volle Ausstrahlung findet sie in Maria Theresia. Sie ist die drittgrößte Persönlichkeit auf dem ungarischen Thron, und als solche die Repräsentantin einer Kulturepoche, die auf hundert Jahre hinaus währte und in ihrer sichtbaren Ausprägung das überlieferte Kunst- und Kulturbild des Landes außerordentlich stark bestimmt. Trotz ihrer zentralistischen Tendenzen, die aber erst bei ihren Nachfolgern bedenklich hervortraten, hat sie außerordentlich wohltätig für das Land gewirkt. Besonders Westungarn bekam ein neues Gesicht, ein barockes, dahinter das gotische Urbild fast gänzlich zurücktrat. Bis Ofen-Pest reicht der künstlerische Einfluß ihrer Zeit. Preßburg entwickelt sich zu einer neuen ungewöhnlichen Blüte; dort schafft ein Genius wie Raphael Donner; Barockpaläste entstehen im Abglanz von Wien; das Preßburgerschloß wird herrlich ausgebaut, ebenso die königliche Burg zu Ofen (aber von beiden ist nichts geblieben); die Magnaten haben ihre Burgen im Stil der neuen Zeit zu prächtigen Schlössern umgebaut, man denke an das gräflich Festetise Schloß zu Keszthely am Balaton, um nur eines der zahllosen Beispiele zu nennen; Pest bewahrt aus dieser Epoche das Invalidenhaus, gegenwärtig Rathaus, und die barocke Universitätskirche. Eine Reihe von Perlen aus dieser Zeit und dem nachfolgenden Klassizismus birgt das Baubild von Budapest (siehe das betr. Kapitel), das zur eigentlichen vollen Entfaltung erst in der vierten Blütezeit seit 1867 gelangt. Eine stilhistorische Baukunst beginnt, in der die Nation gewissermaßen ihre Vergangenheit illustriert. Es entstehen die Hauptwerke Ybls, die königliche Burg, das gotische Parlament Steindls,

die ungarische Akademie Stülers, die neuromanische Fischerbastei Schuleks und unter der Führung dieser Architektur die Monumentalmalerei vertreten durch Meister wie Moriz Than, Karl Lotz, Bartholomäus Székely, Ignaz Roskovics, Sigismund Vajda, Andor Dudits, Aladár Kriesch u. a., die in ihren Fresken hauptsächlich die großen Momente der nationalen Vergangenheit veranschaulichen.

Auch hier ist es wieder so, daß die neue Epoche sich geistig schon in der vorhergehenden entwickelt; so ist das moderne Ungarn und seine nationale Wiedergeburt gerade in der Zeit Metternichs, eigentlich schon Maria Theresias heimlich vorgebildet worden. Sie hat sich in Ungarn in den Jahrzehnten des Klassizismus geregt, die baukünstlerisch vertreten ist durch das National-Museum von Pollák und durch den neuen Graner Dom von Kühnel und Hild, die überdies eine Perle der Renaissance birgt, die Kapelle des Bischofs Bakács. Die scheinbar stille und doch so ereignisvolle Biedermeier-Zeit in Ungarn kann man nach ihrem führenden Genius die Széchenyzeit bezeichnen, der gemäß ihrer Bedeutung für die Entwicklung des modernen Ungarns in nationaler und wirtschaftlicher Hinsicht ein eigenes ausführliches Kapitel gewidmet ist. Die 67er Ausgleichgesetze bringen die vorgebildeten neuen Keime zur sichtbaren äußeren Entfaltung auf Grund der nationalen Unabhängigkeit Ungarns. Demnach bilden die 67er Gesetze im Zusammenhang mit der pragmatischen Sanktion einen neuen integrierenden staatsrechtlichen Bestandteil der heiligen Krone, wie in deren Lehre ausgeführt wird.

Nach dem Ableben Franz Joseph I. am 21. November 1916 wurde sein Nachfolger Kaiser Karl I. am 30. Dezember 1916 zum ungarischen König als Karl IV. gekrönt. Dieser Staatsakt, der an symbolischer und historischer Bedeutung und äußerer Feierlichkeit einzig in der Welt dasteht, rückte das Wesen der Stephanskrone und ihre wechselvollen mit

der ungarischen Nation aufs tiefste verflochtenen Geschichte in den Vordergrund des lebendigsten Interesses der Gegenwart. In der Tat, groß ist die Leidensgeschichte der heiligen Krone. Nach dem Aussterben der Arpáden wurde sie vom König nach Böhmen gebracht. Dieser mußte sie mitsamt der ungarischen Königswürde an Otto von Bayern abtreten. Der Bayer hatte die Krone in einer hölzernen Flasche an der Satteltasche befestigt, nach einer anderen Legende als Pilgersmann unter dem Mantel verborgen; jedenfalls aber verlor er sie bei Fischamend (in der Nähe Wiens), fand sie wieder nach langem Suchen und ward in Stuhlweißenburg gekrönt. In Ofen hielt er Einzug im Krönungsmantel des heiligen Stephan die Krone auf dem Haupt, um dem Volk in den Straßen zu zeigen, daß er die Stephanskrone wirklich besitze. Daher soll es Sitte geworden sein, daß die neugekrönten Könige stets feierlich durch die Straßen der Stadt reiten. Unter Karl Robert von Anjou ward die Krone von dem siebenbürgischen Woiwoden Apor entführt und Robert mußte sich für die Krönung eine andere anfertigen lassen. Aber es war doch nicht die heilige Krone, die er schließlich zurückbekam und in der er sich aufs neue krönen ließ. In den Wirren nach Sigismund ward die Krone auf Veranlassung der Königin Elisabeth durch die Hofdame Helene Kottaner in Bettzeug entführt und wäre in Komorn beinahe in Flammen aufgegangen. Es sollte damit der nachgeborene Sohn Alberts, der kleine Ladislaus gekrönt werden. Noch im Jahre 1440 verpfändete Elisabeth die Krone nach Wien. Matthias brachte zuerst ein Gesetz über die Bewahrung der Krone, aber ihre Irrfahrten waren noch lange nicht zu Ende. Nach der Schlacht bei Mohács kam sie in die Hände des Sultan Soliman, der sie den ihm huldigenden Johann von Szapolya auslieferte. In den rechtmäßigen Besitz König Ferdinand I. kam sie erst (1551) und ruhte dann in einem eigenen Turm des Preßburger Schlosses. 1616 schlug der Blitz ein, 1703 wieder, aber

die Krone blieb unversehrt. Kaiser Joseph II., der sich bekanntlich nicht krönen ließ, verwahrte sie in der Wiener Schatzkammer. Kurz vor seinem Tod reute ihn die Sache, die Krone wurde im Triumphzug nach Ofen gebracht, wo die Heimkehr drei Tage und drei Nächte gefeiert wurde. In dem Revolutionsjahr 1849 wanderte die Krone von Ofen nach Debreczen und wieder zurück nach Pest. Hier war ihres Bleibens nicht lange, die flüchtenden Achtundvierziger-Männer nahmen sie mit. Szemere, der Minister des Innern wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er die Krone bei Orsova dicht an der rumänischen Grenze zwischen zwei jungen Bäumen vergrub. An dieser Stelle erhebt sich heute die sogenannte Kronkapelle. Vier Jahre später ward sie ausfindig gemacht und zum Jubel der Nation nach Buda und später nach Wien gebracht. Kurz darauf erfolgte ihre endgültige Überführung nach Ofen, wo sie nach der Königskrönung im Jahre 1867 in der Ofner Hofburg verwahrt wird. Im Gefühl der Nation hat sich die Überzeugung befestigt, daß es immer ein Übel war, wenn die Krone außer Landes und vollends, wenn sie in unberufene Hände geriet. Dieses seelische Moment hat sich zum Gesetz verdichtet, demnach die Krone innerhalb des Landes aufbewahrt werden muß.

Da sich in der heiligen Krone die oberste Staatsgewalt verdichtet, und der ungekrönte König nach der ungarischen Staatsidee keine Gesetze sanktionieren kann, so ist der Körper der Krone erst vollständig durch den König selbst, der zu ihr gehört wie der Körper der Nation, weshalb die Vorschrift lautet, daß sich der neue König binnen sechs Monaten krönen lassen müsse. Zu dem prunkvollen Krönungsbild Karl IV., darin sich die alte Pracht der ungarischen Nationalkostüme entfaltete, ist der stimmungsvolle Rahmen des altertümlichen Ofen als Schauplatz der Krönung schön zu denken. (Siehe Kapitel: Heimatkunst in Ofen.) In dem Zeremoniell der Krönung lebt der Geist der ungarischen Geschichte und

wird Gestalt oder Symbol. In der Kirche des Matthias Corvin, steht der Geist Stephans auf und bekleidet den jungen apostolischen König mit der heiligen Krone, mit dem Reichsapfel, der das Land darstellt und dem Szepter, das die Gerechtigkeit, die Wahrung der Gesetze bedeutet, ferner mit dem Stephansmantel und dem Schwert Stephans, das allerdings jünger ist, zum Zeichen der Verteidigung gegen die Feinde. Da aber die Krone zugleich auch die staatsrechtliche Idee verkörpert, so wird sie ihm nicht allein von dem Fürstprimas als dem Vertreter der geistlichen Macht, sondern auch von einem Vertreter der staatlichen Idee, und zwar in diesem Fall von Grafen Stephan Tisza, als Palatin-Stellvertreter zugleich aufs Haupt gesetzt. Der Königin wird die Stephanskrone auf die rechte Schulter gesetzt, zum Zeichen, daß sie zwar nicht staatsrechtlich aber durch das seelische Gesetz der Liebe zur Stütze der Nation oder der Krone geworden ist und auf diese Weise an den Lasten mittragen helfen muß. Dieser kirchliche Akt, der unter den feierlichen Klängen der Krönungsmesse stattfindet (Franz Liszt hat sie seinerzeit für die Krönung Franz Joseph I. anno 1867 geschrieben), gleicht einer Vermählung des Königs mit der ungarischen Nation, einer geistlichen Hochzeit. Nachdem diese vollzogen ist erfolgt der Schwur des Königs, der nun schon mit der Gewalt der heiligen Krone bekleidet ist, vor dem versammelten Volk unter freiem Himmel, und zwar nach feststehender Formel, darin die unverbrüchliche Wahrung der Gesetze und Rechte der Nation und die Erfüllung der Pflichten gegen diese ausgesprochen ist. Diese Szene mag ein Symbol des ersten Reichstages sein, unter freiem Himmel und an Árpád erinnern, als er, von den Führern oder Vertretern der Nation im Sinne des Blutvertrages erwählt, den Schwur tat, gemeinsam mit der Nation zu herrschen. Er tut den Schwur denen, die ihn erwählt haben, nämlich dem Reichstag, als die Verkörperung der Nation, was sich auch in

dem Inauguraldiplom ausdrückt, das der Reichstag Tags vorher dem zu krönenden König zuschickt. Nach dem Schwur vor der Nation, erfolgt der Schwertstreich auf dem Krönungshügel, der aus der Erde sämtlicher Komitate aufgeschichtet ist, der Schwertstreich, der eine sichtbare Bekräftigung des Schwurs darstellt, das Reich nach allen Seiten gegen seine Feinde verteidigen zu wollen. Der König reitet hinauf und führt den Streich nach allen vier Weltgegenden. Man mag sich dabei vorstellen, daß in dieser Szene außer Stephan der Geist der großen ruhmvollen Könige und nationalen Helden, vor allem des Matthias als dem Hauptbegründer der Magna Hungaria in die Erscheinung tritt. In dem darauffolgenden Krönungsmahl, als dem Abschluß der Feierlichkeit scheint es aber wieder als ob sich mehr der Geist Maria Theresias manifestieren würde, wenigstens was den äußeren stilistischen Rahmen des Festbildes in der Hofburg betrifft.

Der Geschichtsgeist jedoch, der die Vergangenheit in Symbolen summiert, um sie als geistige Kraft weiter wirken zu lassen, schaut nicht rückwärts, sondern vorwärts auf der Schwelle einer neuen Epoche, die hoffnungsreich anbricht und zum Segen und zur neuen Kulturblüte für die Doppelmonarchie gereichen möge.

4. Ungarns geschichtliches Verhältnis zu Österreich und Deutschland

Einige Denktafeln möchte ich aufstellen. Sie sollen Licht werfen auf das geschichtliche Zwangsgesetz, das uns verbindet. Nicht erst in diesen Tagen. Schon vor tausend Jahren, als die Ungarn unter den Arpáden in ihre heutige Heimat kamen, von Kaiser Arnulf gegen den Mährenfürsten Swatopluk gerufen.

Das war das erste Bündnis zwischen Ungarn und Deutschen.

Die Niederlassung der Magyaren, die sogenannte Landnahme, im 9. Jahrhundert war der Keil, der die Nordslaven von den Südslaven trennte. Der Slavenwall gegen das Tor des Ostens war durchbrochen. Der Geschichtsgeist gibt hierin einen deutlichen Fingerzeig. Bismarck wußte, warum er auf ein starkes Magyarentum in Ungarn hielt. Wir wissen nun aber auch, wie sehr wir im Interesse der Selbstbehauptung aufeinander angewiesen sind. Ungarns erste Königin war eine bayrische Prinzessin, Gisela, die Gemahlin Stephan des Heiligen. Das ist bezeichnend für den Schwerpunkt der Neigung.

Das zweite Bündnis erfolgt im Jahre 1278, demzufolge Ladislaus IV. im Verein mit Rudolf von Habsburg Ottokar von Böhmen aufs Haupt schlägt bei Stillfried und Dürnkrut.

Dann noch Ende des 13. Jahrhunderts ein erneutes Bündnis zwischen Andreas III. und Albrecht von Habsburg gegen Adolf von Nassau. Agnes von Habsburg wird die zweite Gemahlin Andreas III. Die Bündnisfälle mit dem Hause Habsburg, das in der späteren Folge bis Anfang des

19. Jahrhunderts das heilige römische Reich repräsentiert, mehren sich, bis sie, wenngleich unter manchen Stürmen, zur engeren Staatenverbindung führen. Zur gemischten Ehe, wie Széchenyi sagt, von der nicht einzusehen ist, warum sie als Vernunftehe nicht auch eine gute Ehe sein soll.

Auch unter Karl Robert aus dem Hause Anjou, auf das nach dem Tode des letzten Arpáden Andreas III. das ungarische Wahlkönigtum übergeht, wirkt dieses Schwergesetz fort in dem Bündnis mit dem Habsburger Friedrich den Schönen gegen Ludwig von Bayern.

Dann gelangt sogar ein römisch deutscher Kaiser, Sigismund von Luxenburg durch Karl Roberts Tochter auf den ungarischen Königsthron.

Nach Ludwig des Großen Tod, einem Sohn Karl Roberts, kommt zum erstenmal ein Habsburger auf den Thron Ungarns, Herzog Albert 1438—39.

Dessen Sohn Ladislaus Posthumus, wird nach kurzer Herrschaft der Jagellonen in Ungarn der zweite König aus dem Hause Habsburg.

Von 1527—1687 erscheinen die Habsburger als gewählte Könige Ungarns.

Von 1687 sind sie Erbkönige. Die pragmatische Sanktion 1723 sichert die Erbfolge auch für die weibliche Linie mit dem Grundsatz gemeinsame Dynastie, gemeinsame Verteidigung, gemeinsame Vertretung nach außen: indivisibiliter ac inseparalibiter — unter Anerkennung der staatlichen und nationalen Selbständigkeit Ungarns, die auf dieser Basis in den 67er Gesetzen genau umschrieben wird, während die sonstigen Angelegenheiten, vor allem die wirtschaftlichen dem jeweiligen sogenannten Ausgleich, einer freien Interessenkombination nach gleichen Grundsätzen, vorbehalten bleiben.

Dem pragmatischen Gesetz getreu retten die Ungarn beim Regierungsantritt Maria Theresias den von Feinden

ringsum bedrohten Bestand der Doppelmonarchie. Vitam et sanguinem — — — wie es auf dem Preßburger Reichstag 1741 hieß.

Trotzdem sich die ungarische Staatsidee in der Folge durch zentralistische Regierungstendenzen bedroht fühlte, weist die ungarische Nation 1809 Napoleons Antrag zur freien Königswahl zurück und hält treu zur pragmatischen Sanktion.

Und als zwölfte Denktafel sei das Bündnis genannt, das zwischen Deutschland und der Gesamtmonarchie auf Grund des 67er Ausgleiches durch Bismarck und dem ungarischen Grafen Julius Andrássy geschlossen wurde, hoffentlich auf ewige Dauer, und dessen weltgeschichtlicher Sinn der Selbstbehauptung und Abwehr von feindlichen Vernichtungstendenzen gerade durch diesen Weltkrieg erhärtet wurde.

Wie im Jahre 1741 hieß es auch 1914 vitam et sanguinem — — — Die Rechnung der Feinde war darauf gestellt, Ungarn werde nichts Eiligeres zu tun haben, als sich loszureißen. Die ungarischen Bajonette und der Fokos der Székler haben darauf die gebührende Antwort gegeben, die Honved oder „roten Teufel", die ungefähr etwas Ähnliches bedeuten, was wir unter den „bayrischen Löwen" verstehen. Wer daran je zweifelte, hat Ungarns Psyche und das geschichtliche Gesetz, dem es gehorcht, gründlich verkannt.

Vielleicht haben wir es selbst auch ein wenig verkannt. Vor Jahren hat ein Apostel der Einkreisungspolitik, der englische Journalist Skotus viator, einen Keil zwischen den Verbündeten eintreiben wollen und aus Ungarns nationaler Selbstbetonung einen Gegensatz zum Deutschtum und eine Isolierungstendenz zu konstruieren versucht. Wir dürfen offen sein, er hat auch bei uns Gläubige gefunden. Es ist heute natürlich eine müßige Frage, ob der Feind den heimtückischen Anschlag überhaupt gewagt haben würde, wenn die böse Legende über Ungarn keinen Nährboden gefunden hätte.

Indivisibiliter ac inseparabiliter — — — Geschehen und Geschichte wird Symbol. Franz Joseph ergreift die Initiative. Das neue, gemeinsame Wappen will die pragmatische Unteilbarkeit der Staatenverbindung sichtbar machen, Österreich Ungarn als Militärstaat. Dieselben Grundsätze verbürgen aber auch die Selbständigkeit Ungarns als Nationalstaat. Den Wirtschaftsstaat Österreich-Ungarn hingegen verkörpert der Ausgleich als freier wirtschaftlicher Zusammenschluß beider Staaten der Gesamtmonarchie und als erwünschte Basis im Wirtschaftsverkehr Dritten gegenüber. Er wird jetzt sogar auf zwanzig Jahre in Aussicht genommen, wegen der kommenden größeren mitteleuropäischen Probleme. Das ist wieder ein Schritt zur weiteren Annäherung.

Vitam et sanguinem — — — Die Ungarn kämpfen für den Bestand der Monarchie und für den Geist des deutschen Bündnisses, aber sie würden es gar nicht mit dieser ungeheuren Wucht vermögen, wenn sie nicht wüßten, daß sie damit für ihre eigene staatliche und nationale Selbstbehauptung kämpfen, wie seit tausend Jahren — — — Hier liegt das Gesetz und die Treue Ungarns zum eigenen Selbst, zu seinem Herrn und König und zu seinen Verbündeten. Das ist trotz mancher Um- und Abwege sein geschichtliches Gesetz.

Dieser tausendjährige Gedanke leuchtet auf der stolzen Stirn der schönen Hungaria — man braucht ihn nur abzulesen.

5. Die ungarische Staatsidee

(Die Lehre der heiligen Krone.)

Das ungarische Staatsrecht gleicht einer Bildsäule, die von der Stimme des eigenen Genius ertönt; man kann Ungarn nicht verstehen, wenn man ihre Sphinxzüge nicht versteht, die so eigenartig und verwandtschaftslos erscheinen. Sie sind aber gar nicht rätselhaft, acht Tage ungarische Luft und man begreift, zumal jeder Ungar gewissermaßen selber eine solche wandelnde und tönende Säule ist, von dem politischen und geschichtlichen Genius angehaucht; so daß man auf Schritt und Tritt von jedermann den nötigen staatsrechtlichen Elementarunterricht empfangen kann. Es ist also gar nicht schwer.

Nun will ich diesen Verfassungsobelisken anderen deuten und sehe, daß es auch wieder nicht so leicht ist. Die Verfassungsgeschichte ist kein so fertiges Traktat, daß man es schwarz auf weiß haben und getrost nach Hause tragen kann; sie ist geworden aus Gewohnheit und historischer Notwendigkeit, aber immer in dem urtümlichen Geist der Nation, so daß im Grunde der Verfassung der tausendjährige Geschichtsgedanke durchschimmert, der allgegenwärtig ist. Das sind Imponderabilien, die dem ohne weiteres verständlich sind, der Willens ist, die Nation von ihr aus verstehen zu lernen. Am besten also, ich bin Sprachrohr und lasse in der Hauptsache den Genius reden, so wie ich ihn begriffen habe. Und am kürzesten, ich fange beim ersten Schöpfungstag Ungarns an, bei der sogenannten Landnahme vor einem Jahrtausend. Ein Heerführer wird zum erblichen Fürsten erwählt, Árpád. Die Landnehmer, die waffentragenden Freien und deren

Nachkommen, die Adeligen, sind ratsberechtigt, der Fürst kann nichts ohne sie; sie sind Teilhaber der Herrschaft. Der Vertrag ist keine Schrift, Blut ist ein besonderer Saft, also ritzt man sich die Arme und läßt Blut gemeinsam in ein Gefäß laufen, den Eid zu besiegeln, daher die Bezeichnung Blutvertrag. Er ist die Grundlage der nationalen Verfassung.

Er wird sichtbare Gestalt und Symbol in der heiligen Krone, die sich Stephan als erster ungarischer König 1001 vom Papst aufs Haupt setzen läßt. Er suchte den Anschluß an den westlichen Kulturkreis, wohl erkennend, daß er sein Volk dadurch von dem Schicksal der Hunnen und Avaren bewahrte; seine Gemahlin war die bayrische Prinzessin Gisela. Er teilte sein Land in Verwaltungsgaue, Komitate, was aber nicht dasselbe bedeutet, wie der abendländische Lehensbegriff. Trotz des größeren monarchischen Rechts, dem u. a. die Besitzdonation zusteht, und das sich auf die Burgholden und Festungsheere stützt, findet das christliche Feudalwesen keinen Eingang; die Adeligen (die Nation), sind nicht Vasallen; sie sind gleichberechtigt als Teilhaber der Herrschergewalt. Die heilige Stephanskrone, mit der die Könige gekrönt werden, verkörpert nun die Herrscherrechte des Regierens und Gesetzgebens. Aber nicht nur der König ist Besitzer der Krone, sondern auch die Adeligen (die Nation), die Glieder derselben sind, und an den Herrscherrechten teilhaben, so daß kein Gesetz entstehen und in Ungarn rechtskräftig werden kann, das nicht vom König und von der Nation, d. h. von dem Reichstag gemeinsam beschlossen und genehmigt worden ist. Denn die Lehre der heiligen Krone, die heute im Grundwesen ebenso gilt wie damals, ist zugleich die Lehre des Blutvertrages, dessen Sinn auf die Krone übergegangen ist. Auf die einfachste Formel gebracht: die Nation ist souverän und beschränkt die Königsgewalt, indem es Einfluß auf diese Rechte nimmt im königlichen Rat und im Reichstag, weil sie diese Rechte mit der Krone gemeinsam hat.

Eine Form in der sich monarchische und republikanische Auffassungen verbinden. Ein Rassenzug liegt in dieser Grundverfassung, der psychologisch gewürdigt sein will: der Gemeingeist, das Nationalgefühl und der Unabhängigkeitssinn des Ungarn, der sein Selbstbestimmungsrecht wahrt.

Der ungarische Genius möchte das durch einen seiner politischen Vertreter näher erklären, ich gebe ihm das Wort. Er meint, diese rassenmäßige Verfassung sei tatarisches Erbteil (die Magyaren schreiben sich ja von den Turanen her), es sei also grundsätzlich etwas anderes wie das indogermanische Lehensprinzip. So haben z. B. die Lichtenstein und Schwarzenberg als Feudalherren ihren Besitz im abstrakten Sinne noch immer ihrem Herrscher zu danken, der gewisse unausgesprochene Oberhoheitsrechte besitzt, wenigstens einen Schatten davon in der geschichtlichen Idee des Ursprungs. Die turanische Idee kennt dagegen die Abhängigkeit nicht. Die einzelnen Fürsten und Krieger, die mit Arpád nach Ungarn kamen, waren Eroberer ihres Gebietes, das ihnen der Herrscher nicht streitig machen konnte. Der Fürst ward von ihnen gewählt als repräsentative Persönlichkeit. Sie aber waren die mitberechtigten Glieder und Teilhaber der Fürstengewalt und gehörten als Volk zum Körper der Krone. Demnach ist auch die Adelsauffassung in Ungarn eine andere. Es bedurfte nicht des Grafentitels oder ähnlicher Prädikate, die mit dem Lehensprinzip zusammenhängen und von den Habsburgern in Ungarn eingeführt wurden. Die rassenmäßige Auffassung liegt der Unabhängigkeitsidee und dem Staatsrecht Ungarns zugrunde und wirkt fort.

Genug an dem, sie liegt im Blut. Die heidnische Form des Blutsvertrages wurde christliche Form in der heiligen Krone und schließlich verbrieftes staatsrechtliches Dokument in der goldenen Bulle, die Andreas II. 1222 erließ. Alle drei Formen bedeuten dem Sinn nach dasselbe. Die goldene Bulle ist als Grundlage der ungarischen Verfassung

anzusehen und muß von den Königen bei der Krönung beschworen werden.

Diese magna charta, sieben Jahre nach der englischen entstanden, hatte den weisen Sinn, die Selbstherrlichkeit nicht nur der Könige, sondern auch einzelner Machthaber zu beschränken, die der ursprünglichen Rechtsgleichheit und Freiheit des Volkes gefährlich werden könnte. Diese einzelnen großgrundbesitzenden Herren, Oligarchen oder Magnaten hatten durch die großen Donationen verschwenderischer Könige eine solche Machtfülle, daß sie eigene Heere halten und den König sowie den übrigen Adel (Nation) unter ihre Gewalt beugen konnten; dagegen organisierte sich der Landadel (Nation), auf dessen Vernichtung es abgesehen war, zu den Komitatsautonomien, stellten Banderien zum Schutze des Reiches, berittene Soldaten, jeden zwanzigsten Mann, daher die Huszaren; erzwang die goldene Bulle, beschränkte die Königsgewalt und stärkte sie zugleich gegen die großen Unruhestifter, unter denen das Land in einzelne Besitzdomänen zu zerfallen drohte. So konnte unter guten Herrschern wie Karl Robert, Ludwig dem Großen, Matthias Corvinus das königliche Ansehen gerade durch diese Verbindung mit dem Adel (Nation) hergestellt werden, der das Land vor der feudalen Zerstückelung rettete und indem er die Königsmacht beschränkte, sie zugleich stärkte durch den freien Gemeinsinn der Adeligen, der eine stark zentralistische und staatserhaltende Tendenz birgt, und zwar im Geist des Blutsvertrags, der Lehre der heiligen Krone und der goldenen Bulle. Trotzdem blieb die Oligarchie auch weiterhin kräftig und verursachte viele Zwistigkeiten, gerade in einer gefährlichen Zeit, wo stärkste Eintracht nötig war; so ging 1526 die Schlacht bei Mohács verloren und damit ein Großteil des Landes an die Türkenherrschaft, der Rest des Reichs zerfiel unter zwei Könige.

Die Oligarchie, obschon in der Minderheit, wählte in

der westlichen Hälfte Ungarns den österreichischen Herzog Ferdinand, aber die Autonomie der Komitate blieb ein Bollwerk gegen die Verschmelzungstendenz der neuen Könige, die aus Ungarn ein Kronland machen wollten. Sie griffen daher den Adel, das heißt die Stände und deren Vorrechte an, aber sie konnten nicht, wie es deutsche Fürsten taten, zugunsten des Volkes gegen die Stände auftreten, die die Geistlichkeit und königlichen Freistädte mit einbeschloß und die Ständetafel bildete, gleichberechtigt im Reichstag mit den Magnaten, die eine eigene Tafel hatten, denn diese Adeligen oder Stände waren die Nation selbst, die sich in den Komitaten zur Verwaltungsautonomie entwickelt hatte und jeden Angriff gegen den nationalen Charakter der Verfassung abwehrte. Denn die Komitate waren das einzige Vollstreckungsorgan, stellten die Soldaten, erhoben die Steuern, übten die Rechtspflege, vollzogen die Verordnungen des Königs, die aber, wenn sie gegen die Gesetze des Reiches verstießen, achtungsvoll beiseite gelegt und nicht vollstreckt wurden. Gegen diese passive Resistenz des Volkes war nicht aufzukommen. Die Nation scharte sich seit dieser Zeit um ihre hervorragenden Männer, die als Führer der nationalen Sache den politischen Genius entwickelten und die gefeierten Helden der ungarischen Freiheit wurden. Die Komitate waren kraft ihrer autonomen Gewalt, der vis inertiae, die Organe der Landesagitation und blieben es bis 1848, als die Ständeverfassung aufgehoben wurde, die den Bestand Ungarns gerettet hatte.

Der östliche Teil Ungarns aber wählte einen nationalen König, den Vajda von Siebenbürgen, Johann Zapoljai. Siebenbürgen wurde im weiteren Verlauf unabhängiges Wahlfürstentum, auf das sich die nationale Sache stützte. Zuerst ging der Kampf unter den siebenbürgischen Fürsten Bocskay, Bethlen, Georg Rákóczi I. und Emmerich Thököli im Namen der Religionsfreiheit, dann aber unter Franz Rákóczi II. mit dem Schlagwort der nationalen Freiheit, in

den sogenannten Kuruczenkämpfen, die 1711 zu einem Vergleich führen (Szatmárer Friedensschluß). Demnach wird die habsburgische Erbfolge nach der Primogenitur anerkannt und später auf bestimmte weibliche Linien erweitert. Die pragmatische Sanktion, das heißt die ungarischen Gesetzartikel I, II und III vom Jahre 1723 verpflichten zur Gemeinsamkeit von Dynastie und Verteidigung — indivisibiliter ac inseparabiliter — bedingen jedoch, daß der König und seine Erben sich in Ungarn krönen lassen und die sonstige Unabhängigkeit Ungarns, die Verfassung und Rechte des Reiches beschwören, die sich aus dem Geist der Urverträge und den Lehren der heiligen Krone herleiten und 1791 ausdrücklich anerkannt werden. Damit wurde es nun nicht immer sehr genau genommen, die Geschäfte gingen durch die Hofkanzlei oder Zentralregierung, die in Ungarn kaum mehr als eine etwas störische Provinz sehen mochte (ein Fehler, der traditionell wurde); Joseph II. in seinem Traum eines zentralistischen Imperiums ließ sich überhaupt nicht krönen — der König mit dem Hut, wie er in Ungarn heißt — doch da er wollte, war's zu spät, er lag am Tod; dagegen anerkannte sein Nachfolger Leopold II. bei seiner Krönung die vom Reichstag 1791 geschaffenen Unabhängigkeitsgesetze, die die staatsrechtliche Stellung Ungarns haarscharf umschreiben und die Basis des modernen Ungarn bilden; allerdings als Franz 1804 den Titel eines Kaisers von Österreich annahm, ging die absolutistische Absicht unter Metternich dahin, auch Ungarn einzubeziehen und dessen Selbständigkeit und nationale Konstitution, von der ohnehin nur die Komitate übrig geblieben waren, zu vernichten.

Es war die Zeit, in der das Genie Széchenyis und die Leidenschaft Kossuths aufstand. Der Reichstag sah sich durchkreuzt und gelähmt durch die Zentralregierung, auf die er keinen Einfluß hatte, und die die Geschäfte führte; das Amt des Palatins, der nach dem Gesetz von 1485 die direkte Ver-

mittlung zwischen Nation und König hatte, und wenn dieser außer Landes war, als Statthalter die Exekutivgewalt besaß, war oft unbesetzt geblieben, weil dieses Amt nicht immer genehm war; so reifte der Gedanke eines eigenen Ministeriums, das dem ungarischen Reichstag verantwortlich war und 1848 Gesetz wurde. Aber das Metternichsche System stand im schärfsten Widerspruch zur konstitutionellen Selbstregierung und die Folge davon war die Katastrophe von 1848.

Der Ausgleich von 1867 versöhnt die Nation mit der Dynastie; von Széchenyi, dem Seher vorgedacht, von Deák, dem Weisen mit Hilfe der Königin zustande gebracht. Die ungarische Selbständigkeit wird auch in territorialer Unversehrtheit hergestellt, Siebenbürgen mit Ungarn einverleibt, im Sinne des Gesetzes von 1848 bestätigt, das Ministerium ernannt und somit die nationale Selbstregierung eingesetzt (mitsamt der eigenen Landesverteidigung, Landwehr oder Honvéds neben dem stehenden gemeinsamen Heer); der König wird von der Nation im Reichstag gekrönt.

Der Ausgleich war eine Angelegenheit zwischen Krone und Nation; Deák verhandelt nur mit dem König und grundsätzlich nicht mit der damaligen österreichischen Kanzlei-Regierung; er verlangte vielmehr auch für Österreich den Konstitutionalismus, der dann auch wiederhergestellt wurde, weil er sich sagte, ein konstitutioneller österreichischer Staat werde die Machtgelüste einer absolutistischen Regierung kontrollieren.

Trotzdem aber vermochte der ungarische Ausgleich nicht die ererbten Mißverständnisse zu zerstreuen, an denen die österreichische Staatsauffassung festhielt. Die österreichischen Gesetze gehen nämlich teils über die ungarische Fassung hinaus, teils schweigen sie über Ungarn. Wenn auch der tatsächliche Zustand nur die Bestimmungen als bindend ansieht, die in beiden Fassungen gleichlauten, so beharren dennoch die österreichischen Staatsrechtler an den alten

Anschauungen, die die staatliche Unabhängigkeit Ungarns leugnen. Der Gelehrtenstreit wogt hin und her, was gerade in diesen Zeiten gemeinsamer Opfer nach Ungarns unverbrüchlichem Treuschwur: vitam et sanguinem ... besonders unerquicklich ist und in Ungarn viel böses Blut macht. Jedes Volk hat ein Recht darauf, nach seinen eigenen Lebensgesetzen beurteilt zu werden, über das beiderseitige Staatenverhältnis sprechen die ungarischen Gesetze klarer als die österreichischen Gesetze; es ist sowohl vom psychologischen wie vom wissenschaftlichen und schließlich auch vom politischen Standpunkt aus gleich unrichtig, in der Rechtsbeurteilung dieser Staatenverbindung die ungarischen sanktionierten Gesetze nicht befragen zu wollen.

Das Jahr 1848 bedeutete für Ungarn das Ende des Mittelalters, den Sprung in die neueste Zeit, von Széchenyi vorbereitet, von der 48er Gesetzgebung vollzogen. Freilich auch nicht gleich; der Absolutismus setzte in dieser Folge ein und hob das staatliche Eigenleben der Nation auf bis zum Jahre 1867; erst der Ausgleich brachte die 48er Gesetzgebung zur Geltung, diese waren also immerhin der geistige Wendepunkt. Das nationale Leben erfuhr eine zentrale Straffung durch die ministerielle Selbstverwaltung, mit der die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Abschaffung der Steuerfreiheit des Adels, der bis dahin das alleinige aktive Volk war, Hand in Hand ging. Die verfassungsmäßigen Staatsrechte werden allen Landeskindern zuteil, jeder Staatsbürger ist Mitglied der heiligen Krone, gleichviel welchem Volksstamm er angehört. Damit ersteht das Nationalitätenproblem, aber der Geist der ungarischen Verfassung enthält auch schon die Lösung, die in der Lehre von der heiligen Krone liegt. Wer Mitträger und Glied der heiligen Krone sein will, muß Ungar sein, und sich somit zum nationalen Einheitsstaat bekennen, was die verschiedenen Nationalitäten in Ungarn ohne Schwierigkeit taten, aus denen mit guten Gründen

eifrige Patrioten wurden. So hat die Nationalpolitik, die auf dem Urgeist der magyarischen Verfassung beruht, auf Freiheit, Gemeinsinn und Zentralisationskraft, ohne erhebliche Reibung auch in den neuen Verhältnissen die innere Einheit herzustellen gewußt, die ein so wesentlicher Machtfaktor in dem Weltkrieg gewesen ist.

Die große Stunde reift Früchte am Baum der Erkenntnis. Man will innerlich zueinander kommen; es wäre sehr zeitgemäß. Das erfordert wieder, daß man das ungarische Staatsbild unparteiisch betrachte. Und man wird finden: eine staatsrechtliche Verfassung, die vom Blute diktiert ist. Eine Kontinuität des Urgeistes vom Blutsvertrag zur Lehre von der heiligen Krone und zum Deákschen Ausgleich, aufrecht und gerade wie eine Bildsäule. Dieselbe Kontinuität, die von dem mittelalterlichen Ungarn vor 1848 zum modernen Ungarn von heute führt und zu den Zukunftsfragen, ob sie nun allgemeines Wahlrecht, Mitteleuropa oder Wirtschaftsorganisationen heißen mögen, von denen selbst die Sozialen oder Soziologen, wie sie sich etwas doktrinär nennen, heimlich besorgen, daß sie nur auch für die Verhältnisse daheim im nationalen Geiste gelöst werden mögen, der nun eben dieser Urgeist ist und gar nicht anders kann. Diese innere Folgerichtigkeit und Naturnotwendigkeit ist leicht zu lesen in den Zügen dieser aufrechten Standsäule einer Staatsidee, die ich hier zu deuten versucht habe, damit die Schatten der Mißverständnisse schwinden mögen, beiden Staaten der Monarchie zum Segen. Denn Unklarheit — wir haben es zu oft erlebt — führt immer zu Unwahrheit.

6. Das Völkerbild

Die ungarische Völkerkarte — hier stock ich schon. Der trockene Ton paßt mir selber nicht; wie faß ich Dich, Leben?! Ich stelle erst kurz und klar das Problem: den magyarischen Völkeraufbau möchte ich, rassenmäßig, phrenologisch, ethnographisch, den geschichtlichen Aufriß und den Querschnitt, wie ihn die heutige Völkerkarte darbietet, nebst einigen ataviſtischen Wesenszügen. Nicht die innerasiatische turanische Urheimat, die nebulos ist, sondern was sich seit Árpád auf ungarischem Boden zugetragen, diesem Schmelztiegel der Völker. Auch nicht das, was unter der Erde liegt oder in den zahlreichen prähistorischen Museen zum gelehrten Nachgenuß aufgespeichert ist, sondern was lebendig auf zwei Beinen ober der Erde herumspaziert. Alles in ein paar lebendigen Punkten gegeben, das Hauptsächliche, Typische, unter Weglassung verwirrender Einzelheiten, von Gelehrsamkeit unbeschwert, das fachliche Rüstzeug verleugnend, Westentaschenformat, volkstümlich. Elementarunterricht, Anschauungsunterricht.

Also gehe ich zu dem zünftigen Herrn Ethnographen ins Museum. Der tut etwas umständlich. Ja, mein lieber Herr, das ist sehr schwer. Was sie über diese Völkertypen wissen möchten, über Herkunft — wer das sicher wüßte! — über Kostüme, die eben diese Völker nicht haben (?!), über Wohnsitze, die zum Teil noch ganz unzulänglich erforscht sind (?), über Eigenart, die sehr schwach zutage gefördert ist (?!), über Unterscheidungsmerkmale, die von Dorf zu Dorf wechseln — — — Ihre Fragenflut zu beantworten, ist noch niemand imstande, auch ich nicht. Soooo —?! Ein Gähnen wandelt

mich an — Dich auch schon, lieber Leser? Geduld, bitte, es kommt schon noch anders. Ade Museum, ade Prachtfiguren in den Schaukästen, ade, Hüter dieser ungezählten Herrlichkeiten und Dank für die etwas problematische Belehrung; — oh, dieses dankbare Forschergebiet Ungarn! — ich kann nicht warten bis alles in Schubfächer hübsch eingekastelt, registriert, rubriziert, katalogisiert ist, wieder für die Menschen des Faches — der Teufel hole alle Fächer! — ich reise lieber im Land umher, schaue, horche, blättere gelegentlich in der Historie nach und mache mir auf die ganze Geschichte selber einen Reim. Dabei merke ich mir diesen oder jenen Rundschädel mit breit gebauter Stirn, besonders an den Schläfen, mehr oder weniger tiefen Einsenkung zwischen Stirnbein und Scheitelbein, einige charakteristische Merkmale des magyarischen Grundtypus immer wiederkehrend, vielfach variiert; ich rede wildfremde Leute daraufhin an, und freue mich, daß es stimmt.

Lieber Leser, sei lieb und lese weiter! Ich werde nicht dozieren, das überlasse ich den Herren der Zunft, die mir hinterdrein manchen Tadel wissen würden, wenn ich mit ungeweihten Händen ins wissenschaftliche Gehege greifen würde, ich werde mich also hüten. Ich könnte die Sache ohnehin nur auf meine eigene Art anpacken, indem ich es dem Künstler gleichtue und gestalte, zum Bild gestalte und wenn schon nicht Wissenschaft so doch Anschaubarkeit gebe, eine persönliche Schöpfung, wie es Geschichte immer ist. Ich würde auch nie zugeben, daß zum Ernst der trockene Ton gehört, Phantasielosigkeit. Menschen ohne Phantasie sind Krüppel.

Wenn ich die magyarische Rassengeschichte zu erzählen hätte, wie sie sich auf ungarischem Boden zugetragen hat, dann würde ich sie in das Gleichnis eines Ver sacrum fassen — Ungarns heiliger Frühling! Denn die Besitzergreifung des ungarischen Bodens anno 896, die sogenannte Landnahme

vor tausend Jahren war nicht auf einmal vollzogen; sie dauerte noch Jahrhunderte lang infolge der Nachwanderung türkisch tatarischer Stämme, die verschiedene Wege gewählt hatten auch über den Balkan her, wo schon die Vettern saßen, die Bulgaren und die Petschenegen hereinstießen (von Haus aus soll alles verwandt sein auf -ar: Magyar, Tatar, Bulgar). König Stephan der Heilige war ein feiner Rassenpolitiker; er hieß alles aufnehmen, was kommt; Missionäre, christliche Ritter, deutsche, slavische, petschenegische Kolonisten waren ihm willkommen; er bewahrte dadurch sein Volk vor dem Schicksal der Hunnen und Avaren; wer sich behaupten will, muß viele Fähigkeiten in seinem Blut aufgenommen haben; so ward aus den Magyaren eine Mischrasse mit slavischen, türkischen, deutschen und anderen Einschlägen, fürwahr eine glückliche Verschmelzung! Sie gewannen an Eigenschaften, ohne die Kraft und Ursprünglichkeit der eigenen Rasse zu verlieren — — Das wußte Stephan; die Toleranz und Gastfreundschaft Ungarns, Freihafen aller Religionen und Völker, ward tiefer Instinkt und Lebensgesetz; aber er wußte auch, was man heute noch zu wenig beachtet, daß selbst der Boden an sich rassebildend ist; nicht allein die Wechselheirat, der Genius loci schafft um, nähert an, verwandelt Fremdes in Eigenes, treibt Nationalpolitik, lange bevor noch die Sprachenfrage auftaucht.

Aber der heilige Frühling kommt nicht mit linden Lüften, er ist ein gewappneter Held, er kommt mit Sturm und Not; es gibt blutige Auseinandersetzungen, ehe sich der magyarische Stammbaum neue, jüngere Zweige aufokulieren läßt. Ver sacrum bedeutet einen dramatisch bewegten Vorgang von unerhörter Gewalt, ein Kriegsgetümmel mit Mord und Brand, dann erst beginnt das sanfte Blühen der Kultur, der eigentliche Völkerfrühling, bis ihn wieder Frost und Stürme heimsuchen. So mußte der heilige Stephan die Petschenegen 1003 erst aufs Haupt schlagen, ehe er sie als Kolonisten im

südlichen Teil des Weißenburger Komitats, dem Hauptsitz des Hauses Árpád, und im angrenzenden Tiefland ansiedeln und einverleiben konnte, was sehr gründlich geschehen zu sein scheint. Petschenegen sollen mutmaßlich auch die Székler sein, als Grenzwächter, wie das Wort besagen will, nach dem Osten Siebenbürgens mit besonderen Freiheiten verpflanzt, obgleich sie ihre Herkunft von den Hunnen herleiten und Attila als ihren Ahnherrn verehren. Aber auch sonst ist Attila der Volksheilige in Ungarn, wenn ich nach den Legenden urteilen darf.

Nicht weniger wilde und unruhige Gesellen wie die Petschenegen waren die Jazygen und Kumanen, die Béla IV. nach 1200 zwar besiegt aber noch lange nicht gebändigt hatte. Die braven, fleißigen und gutmütigen Bewohner des Alfölds südlich des Mátra- und Tokayer-Gebirges über Szolnok bis gegen Szeged werden verwundert die Köpfe darüber schütteln, daß sie von jenen wilden und unruhigen Gesellen abstammen sollen; aber daran sind die Geschichtsschreiber schuld, die aus der Völkerjugend viel Ungebärdiges, aber doch auch wieder Rühmliches zu berichten wissen, wie daß sie die bevorzugten Kriegsmannen Ladislaus IV. des „Kumaners" waren, und eine Faust mehr im Kampf ums Dasein der Magyaren, weshalb kumanische Heerführer große Gebietszuweisungen erhielten, von der Theiß bis zur Drau, von Zemplin bis Komorn und der Insel Schütt. Überall trifft man den charakteristischen kumanischen Einschlag, bei den Weißungarn des Ormánság im Baranyer Komitat, südlich von Fünfkirchen und Mohács, wo das „Volk sich weiß trägt"; so gut wie im Mátjusland, das sich mit Komorn, den Inseln Schütt und dem Waagtal bis Trencsén erstreckt und nach dem hier um 1300 fast unumschränkt herrschenden Matthäus Csák benannt ist.

Und wie steht es mit den Palóczen nördlich der Mátra und den ähnlichen Mateoczen oder Matyos um das trachten-

schöne Mezőkövesd, die angeblich als Reste des letzten Tatarensturmes hier zurückblieben und ihren Namen mit König Matthias in Verbindung bringen, dem sie viele Vorrechte verdanken? Und mit den Prachtmenschen der schmuckhaften Donau-Sarköz und dem sich ebenfalls gern von den Tataren herschreibenden Kalotaszeger Volk, dem kunstfrohen? Das sind Winke und Wegweiser, freilich mehr in Form von Fragezeichen; merkt es, deutsche Forscher und ungarische; wohlvertraut auf der Osterinsel und bei den Ostjaken und sonstwo im Fernen; aber seht, das Schöne liegt so nah, und köstliche Arbeitsfrüchte harren noch ungepflückt im blühenden Völkergarten Ungarns!

Alle diese Stämme bilden die Zweige des magyarischen Rassenstammbaums, der unter Stürmen heranwächst, wehrhaft und gehärtet; sein heiliger Frühling währt lange. Man müßte auch die Türkenzeit hinzurechnen und manches andere, ebenso den friedlichen Zuwachs, mit dem sich der führende magyarische Stamm wurzelhaft verflechtet und damit neue Kulturkräfte seinem Blut zuführt. Von dem Herzen Ungarns aus, dem Alföld oder Tiefland, breitet dieser Rassenbaum seine mächtigen Äste über das ganze Land und zählt etwa zehn Millionen Seelen, also mehr als die Hälfte der Gesamtbevölkerung zu seinem magyarischen Bestand, während die zum Staatsganzen gehörigen fremden Nationalitäten in verschiedenen Bruchzahlen mehr die Ränder besiedeln.

So die arbeitsamen, braven oberungarischen Slovaken seit Árpáds Zeiten, die später von Mähren und Böhmen mehrfach Zuzüge erhielten, wie in den Hussitenkriegen, und sich merklich in zwei Typen unterscheiden; dann das sich früh schon in Siebenbürgen ausbreitende Hirtenvolk der Rumänen; im Norden die Ruthenen und Huzulen; an den südlichen Grenzen des Tieflandes die vor den Türken fliehenden und später noch nachrückenden ungarischen Serben; die Bunyeváczen in der Bácska, eingewanderte Dalmater; und die

Schokazen, katholische Balkanslaven; endlich die Wenden im Westen Ungarns; kleine verstreute Kolonien von Bulgaren und Armeniern und schließlich ein erheblicher, kulturell ausschlaggebender Bestandteil von Deutschen, die in verschiedenen Zeiträumen nach Ungarn kamen. Die westlichsten Ansiedler, die Heanzen, waren von Karl dem Großen hier angesiedelt und sind den Ungarn als gleich alt im Lande zu betrachten. Die oberungarischen Zipser-Sachsen wurden von den ersten Arpádenkönigen gerufen, um hauptsächlich Bergbau zu treiben; ungefähr um diese Zeit kamen die Siebenbürger Sachsen, die auf dem sogenannten Königsboden im Schutz großer Privilegien eine blühende Städtekultur entfalten, ebenso wie auf ihrem Gebiet die Zipser, die ihrer Privilegien allerdings früh wieder verlustig gingen; übrigens ist die Bezeichnung Sachsen für diese Kolonisten aus der oberen Moselgegend ebensowenig zutreffend wie der Sammelname Schwaben für die späteren Einwanderer, die der kaiserliche General Mercy, ein geborener Elsässer, aus allen Ländern der sieben Kurfürsten zusammenfing, um die von den Türken entvölkerten Gebiete neu „aufzuforsten", hauptsächlich in der sogenannten „schwäbischen Türkei" des Komitats Tolna, dann in der Bácska und im Banat; unter Maria Theresia und Joseph II. wurden die Kolonisationsbestrebungen fortgesetzt; auch aus österreichischen Erblanden finden sich Zuzügler, Protestanten aus Oberösterreich und Steiermark, die von der Gegenreformation in dieses gastliche Land verschlagen wurden; sogar französische Emigrantenfamilien haben im Banat drei Gemeinden gebildet, die übrigens längst deutsch geworden sind.

Die Aufzählung ermüdet, ich verstehe; die äußeren Linien verlangen etwas Farbe. Dafür sorgt das Trachtenbild. Es ist bunt wie ein Blumenstrauß. Weiß, reichfaltig und kurz — ist die Grundformel der magyarischen Tracht. Die weite Gatya oder die enge Kuruczenhose; die hohen

Stiefel; die Suba, d. h. der Schaf- oder Lammpelz; der Szür, ein Lodenmantel aus weißem Zeug mit Aufnäharbeit; der Ködmön, ein reich besticktes Lederwams — das sind die Hauptstücke bei den Männern, und als typische Trachtbestandteile bei den Frauen das Ärmelhemd, das Leibchen, das Seidentuch, die Schürze, der faltige Rock, die Bandschleife, alles aus Leinen, Battist, Tuch, bedrucktem Kattun, Seide, Samt, blumigen Brokaten, viel Handgesticktes darauf in Weiß, Gold und Silber, Perlenverzierung an den Hauben, Gold- und Silberspitzen usw. Doch welche Geschmacksverschiedenheit in der Anwendung dieser Dinge, in Schnitt, Form, Ornament! Noch blüht die Nadelarbeit, die Stickerei wirft in manchen Dörfern ein kleines Nationaleinkommen ab, wofern nicht der städtische Einfluß und das Surrogatwesen der Fabrikware diesen Schönheitsquell verschüttet hat. Die Kolonisten haben, wenn überhaupt, teils ihre mitgebrachte Urtracht behalten, teils die magyarische übernommen, die dann sofort erstarrt, während das magyarische Volkstum immer seine Motive erfindet oder abwandelt; das Ornament blüht noch wie das Volkslied. Unbewußte Kunstinstinkte, Rasseeigenheiten und Nachahmungstrieb geben der Volkstracht Gestaltung, die namentlich in der Prachtentfaltung irgendwie stets auf ein höfisches Urbild zurückweisen.

Genug davon; soviel Merkmale sind gewonnen, um wenigstens nach künstlerischer Laune den ganzen Völkerreigen im Geiste vorüber zu führen, die Lilie von Ormánság; die Tulipanen von Mezökövesd mit zweihundert Ellen im Faltenrock; die Palóczentöchter, die sich ähnlich aber kürzer tragen; die Tausendschön der Sárköz mit vielen Faltenröckchen, blumenbestickten Strümpfen und hohen Pantöffelchen; die farbenfrohen Frauen von Banffyhunyad, in hohen roten Saffianstiefeln mit emporgezogenem, außengewendeten Rocksaum und schönen Handstickereien; die jazygische Rose; die kriegerisch angetanen Groß- und Klein-

kumanen und Jazygen mit blauen Fuchspelzen an Festtagen und dem elfenbeinernen jazygischen Wunderhorn Lehel von Jászberény; die Székler in enger weißer Hose und verschnürtem Dolmány aus Kronstädtertuch; die Schönen des Mátyuslandes in blumigen Kattunen oder Seiden; die Burschen von Schütt mit der Mente (Mantel) an Silberketten; der Alfölder mit flatterndem Ärmel oder besticktem Prunkärmel; und von den Kolonisten: die Bunyeváczen Frauen, in kostbare Lyoner Seiden gehüllt, die nach alten Mustern mit Blumenbuketten gefertigt wurden, wenn es die Mittel erlaubten, 800 Kr. der Meter; die Schokazinnen und die ungarische Serbin in lebhaften Farben und mit Goldmünzenbehängen; die Rumäninnen mit ihrer reichen Volkskunst; die Slovakenmädchen von Modor und Umgebung im Preßburger Komitat mit Wundern von feiner Handstickerei; die Slovaken mit Ledergürtel, breiten Hüten, enganliegenden, langen Beinkleidern; die Schwaben in dunklen Stoffen und blauen Leinen; die Siebenbürger Sachsen in altdeutschen Gewändern — — — man kann nur andeuten, sehen muß man es selber gehen.

Und dieser vielgestaltige, nach Sprache, Sitte und Kultur so unterschiedliche Völkerstrauß ist umschlungen und fest zusammengehalten durch das einigende Band der Staatssprache und des ungarischen Einheitsstaates. Alle Völker in Ungarn sind staatstreue Bürger, Träger des Überbaues der ungarischen Staatsidee nach der Lehre der heiligen Krone. Die staatsbildende Kraft der Ungarn bringt Einheit in die Vielheit; sie hat sich wie so oft auch in dem Wirbelsturm dieses Weltkrieges bewährt. Ein so gesundes Rassentum steht noch in der Jugendblüte; es heißt ja, der wahre Völkerfrühling mit seinen sanfteren Segnungen soll jetzt erst recht anbrechen unter der mitteleuropäischen Sonne!

7. Volkskunst

Den Quell der ungarischen Volkskunst suchte ich, und zwar dort, wo er lebendig sprudelt, nicht in Museen und gelehrten Werken, sondern beim Volk selbst. „Greif nur hinein ....", und zwar ins volle Menschenleben der berühmtesten Trachtengegenden von Mezökövesd, Kalotaszeg und der Sarköz. Aber nicht nur hier, denn der Völkergarten Ungarns ist groß und der Blumen des immer blühenden wilden Kunstreis sind gar viele, eigenartig und schön (siehe Kapitel Völkerbild), so in den Gegenden mit rumänischer und serbischer Bevölkerung oder bei den siebenbürger Sachsen oder den Slovaken Oberungarns, in der Gegend von Preßburg, wo angeborener Kunstdrang diese kleinen Wunder der Nadel in weiß oder in bunter Farbe zum Schmuck der Frau, des Hauses, auch zuweilen der Männer wirkt, eine liebliche Augenweide für die Schönheitsfreude. Es soll darum keinem Teil unrecht geschehen, wenn ich dennoch die drei erstgenannten Landstriche hervorhebe, wo die Kostümpracht am sinnfälligsten erscheint, und zwar als magyarische Kunst, die in diesem Bereich Naturgabe und Volkserbe ist.

Einen dieser Quellpunkte finde ich im Häuschen der Bauersfrau Gáspár Jozsefné, geb. Petö Anna, Mezökövesd (Borsod m.). Die Küche strahlt blau, der Vorplatz grün, die Stube blühweiß, mit bunten Tellern an den Wänden, in der Fensterecke die Frau mit weißem Kopftuch, beguinenhaft, über den Tisch gebeugt, hurtig den Bleistift führend. Sie zeichnet auf weißer Seide. Eine Künstlerin aus dem Volk, ohne Schulung oder Kunstdrill. Sie kann weder lesen noch schreiben. Was wir Zeichnen nennen, das nennt sie Schreiben.

Das kann sie mit japanischer Geschicklichkeit. Sie „schreibt" Muster für den ganzen Ort. Andere wieder sticken. Sie drücken sich künstlerisch aus, das ist für sie Lesen und Schreiben genug; damit verglichen sind wir die Analphabeten. Ein Kanzeltuch entsteht vor meinen Augen mit Weintrauben, Kornähren, Ranken, Matyo-Rosen, Tulipanen, Knospen, Akazienblättern, Kelch und Hostie. Das sind die hauptsächlichsten Motive floraler Natur, die immer wiederkehren. Ich bitte sie, auch mir ein Muster zu „schreiben". Ein altes, nicht mehr gebräuchliches Motiv entwickelt sich mit Sternrose, Akazienblätter und Vögel, biedermeierlich, wie es vor achtzig Jahren beliebt war. Dann ein anderes, das heute vorherrscht, mit der charakteristischen Matyo-Rose, den Tulipanen, der Knospe, dazwischen grüne Blätter, die Fläche vollkommen ausgefüllt und in starken leuchtenden Farben ausgenäht. Früher war die Zeichnung offen, die Farben sparsamer. Nicht daß die Blumen stereotyp wären; jedes Blatt fällt etwas anders aus, immer ist die Zeichnung Original. Kein Vorzeichnen oder sonstige Hilfsmittel; sie schreibt das Muster glatt hin, beginnt beliebig an einer Ecke, und immer sitzt die Zeichnung in richtiger Proportion. Gefühlssache.

Den Einblick in dieses keimhafte Werden rechne ich zu meinen schönsten und wertvollsten Kunsterlebnissen. Sodann aber ist es mein Anliegen, die fertige Blüte am lebendigen Objekt zu studieren. An den Frauen und Mädchen, die diese selbstgestickten Herrlichkeiten mit Bewußtsein tragen. Und weil ich menschlich anklopfe, kommt mir auch der reine Mensch entgegen und öffnet seine Schatzkammern. Ein fröhliches An- und Auskleiden beginnt, mit Stolz und Ehren sind die Schönen dabei, um den Staat am eigenen Leib vorzuführen. Ich betrachte das als besondere Huld, andere können lang warten darauf.

Wir beginnen mit dem Kopfputz. Die Mädchen tragen die Haare ganz gescheitelt, am Rand mit Zöpfchen eingefaßt.

Die Bräute und Frauen haben das Haar am Hinterkopf in einem Knoten zusammengedreht, mit einem Seidentuch umwickelt und darauf einen kegelförmigen Karton gestülpt, die sogenannte Tok; die jungen Frauen, solange sie kinderlos sind, tragen noch eineinhalb Jahre nach der Hochzeit einen tellerartigen Fächer vorne an der Tok mit Flitter, Rosen, Silber- und Goldborten besetzt; später aber tragen sie über die Tok ein buntes Tuch turbanartig geschlungen mit langen Wollfransen in den Landesfarben grün, weiß, rot, die schopfartig zusammengefaßt scheinen. Die Röcke sind weit, eng plissiert oder gezogen mit Falten besetzt, oft in mehreren Volants, sehr reich an Stoff, zuweilen bis zweihundert Ellen, eng aneinander gefaltet. Den Oberkörper bedeckt ein Hemd, die sogenannte Litja, mit reich gepufften, gefalteten durch Papiereinlagen versteiften Ärmeln, die bauschartig in die Höhe stehen, am Oberarm mit Bändern gebunden, die bunt herabbaumeln, Kutja genannt, Hunde, weil sie bei jeder Bewegung um den Arm herumspringen. Über die Litja ist das Brusttuch gebunden, mit langen Fransen, kunstvoll gelegt. Im Winter tragen sie einen Spenzer aus buntem Stoff oder blumiger Seide, das sogenannte Rekli (aus dem Deutschen), an den Rückenschößen eine steife, aufwärtsstehende, fächerartige Krause, dem sogenannten Kikeriki. Man sagt mir, das Brusttuch ist Vorschrift für die Frau; in der Litja allein geht sie nur als Mädchen, oder in der Nähe des Hauses, nie am Sonntag Vormittag zur Kirchzeit. Am Hals sitzt das Galariz, ein Glasperlenschmuck, der im Nacken mit farbigen Bändern behängt ist. Mit solchen Bändern umflochten, die lang herabhängen, ist auch der Zopf. Dazu kommt die Schürze mit breit gesticktem Saum, mit Bändern zum Sonntagsschmuck, die von der Taille herabbaumeln. Die Kleider sind reich an Seide, vor allem die schön geknüpften Fransen und furchtbar schwer; jedes Mädchen besitzt mindestens sechs bis acht Kostüme in verschiedenen Farben für die verschie-

denen Festtage des Jahres. Dann die bestickte Hauswäsche an Polstern und Decken — ein ansehnlicher Hausschatz.

Die Männer von Mezökövesd tragen ebensolche reichgestickte Schürzen und bestickte Prunkärmel, die lang und weit über die Hände herabreichen. Dazu die weiße Gatya, hohe Stiefel, einen Hut mit breiter Krempe und hohem Kopf, der immer etwas zu klein scheint, mit Federn und Glasschmuck besteckt. Nicht zu vergessen die reichgestickte Weste. Wenn sie verheiratet sind — was die Matyos früh tun, im Alter von 16—18 Jahren — fällt die bunte Schürze fort, sie tragen sich einfacher. Das Überkleid ist der Szür, ein Mantel aus weißem Filz mit schwarzer Aufnäharbeit, er ist immer Männerarbeit.

Alles andere aber machen die Frauen mit ihren fleißigen Arbeitshänden, trotzdem sie kinderreiche Familien haben wenigstens hier in Mezökövesd wo die Hälfte der Einwohnerschaft als sehr begehrte landwirtschaftliche Wanderarbeiter sich in Trupps von 20—100 und mehr unter der Führung des Gazda im Sommer für sechs Monate verdingt. Dafür bekommen sie pro Mann 600 Kronen, die Frauen die Hälfte außer den Naturalien, davon sie noch soviel heimbringen um im Winter zu leben. Die Matyos sind begehrt, wegen ihrer ungewöhnlichen Tüchtigkeit und ihres Arbeitsfleißes. Der Winter gehört dem Haus, der Familie und ihrer persönlichen Kunst. Man hat berechnet, daß in Mezökövesd allein jährlich viele Tausende durch Kunstfleiß ins Verdienen gebracht werden. Und das ist überall im Lande der Fall, wo die Volkskunst am Leben ist. Sie stellt ein ansehnliches Nationalvermögen dar, das die Volkswirtschaftler ausrechnen mögen.

Was mir aber bedeutsamer erscheint ist die nicht in Ziffern auszudrückende Volkswirtschaft der künstlerischen Kraft, von der sowohl der innere Mensch, wie die sichtbare Schönheit des Landes lebt. Sie ist nicht nur ein künstlerisches,

sondern zugleich auch ein ethisches Kapitel. Aber sie hat ihre natürlichen Feinde, vor denen sie geschützt werden müßte. Der eine ist das billige Falsifikat als Fabrik- und Massenprodukt, das der Händler einschmuggelt und damit Geschmack und gute Sitten verdirbt; und der andere, harmlosere ist der Modeeinfluß der sogenannten Geschmacksverbesserer. Die Damenvereine zur Erhaltung der Hausindustrie sind im hohen Grade verdienstlich, soweit sie das Volk vor der Ausbeutung der kommerziellen Besteller schützt und soweit sie sich hütet, im städtischen Sinne „geschmacksverbessernd" Einfluß zu nehmen. Dadurch wird manches Echte korrumpiert. In den Budapester Läden sieht man auffallend viel sogenannte Mezökövesder Arbeiten in süßlichen, zuckerigen, schreienden Farben, die ein Greuel sind. In einer rumänisch bevölkerten Gegend südlich von Temesvár fand ich eine Dame beschäftigt, die eine blühende Hausindustrie ihres Dorfes durch eigene „geschmackvollere" Zeichnungen „künstlerisch zu heben" versuchte. Das Resultat dieser Damenarbeit war betrübend. Auch Kunstgewerbeschulen, der die Volkskunst soviel Anregung verdanken, sollen Gutes nicht mit Bösem vergelten und weise Zurückhaltung üben, damit die edle Blume im Garten Gottes, die nach eigenen Gesetzen lebt, nicht geknickt werde.

Und von diesem Garten Gottes sah ich weite strahlende Beete, wandelnde Blütensträuße, Sonntags beim Kirchgang. Wie verschieden auch in den Farben und Formen, aber doch gleich im Prinzip, in der Technik und in dem schier unbewußten Schönheitsgesetz, sowohl hier in Mezökövesd, wie in Kalotaszeg und namentlich in der Sarköz, wo der sinnliche Reiz der kunstvollen Tracht vielleicht am stärksten wirkt. Wie die Töchter Indras kamen sie daher in vielen kurzen Röcken übereinander, mindestens acht an der Zahl, aus weißem Linnen und bunter Seide, Stickerei drüber und drunter, die Strümpfe mit Blumen bestickt, in kunstverzierten Pantöffel-

chen, das Haupt sinnvoll geschmückt. Königinnen des Hauses, das hier wie anderswo nach dem gleichen Prinzip den Rahmen bildet, mit den reich bestickten, hochgetürmten Polstern und Decken der schönen Stube, den Brauttruhen und Kleiderschätzen.

Ein Stück Natur ist diese Kunst des Volkes und ein Teil edler Menschlichkeit. Der Himmel bewahre sie — ihre Schönheit macht die Menschen zu Kindern und die Erde zum Garten Gottes!

8. Die magyarische Volksseele

Einige Charakterzüge

In irgend einem Punkte weiß sich der Mensch zu innerst frei und unabhängig. Dieses Wissen gehört zum Herrengefühl. Hier ist es nicht Vorrecht einer Kaste, sondern Charaktereigenschaft der Nation. Und gehört dem Arbeiter und dem Knecht so gut wie dem Begüterten und dem Brotherren. Hierfür eines der vielen kleinen Beispiele, die mir scheinbar zufällig der Tag zubringt.

Auf einem Gut ist Weihnachtsbescherung; die Bedürftigen sollen sich melden. Von den Slovaken und Wenden melden sich alle; von den magyarischen Arbeitern keiner.

Natürlich möchte man wissen, warum, und fängt vorsichtig zu fragen an: „Du hast doch auch viele Kinder . . . .?!"

Und der Ungar antwortet in Sprichwortform: „Kinder und Gläser kann man nicht genug haben."

„Und Du verdienst doch auch nicht mehr wie die anderen!"

Wiederum antwortet seine Spruchweisheit ausweichend: „Wo ein Häschen ist, ist auch ein Gräschen!"

Ungeduldig platzt es heraus: „Also warum meldest Du Dich nicht?"

Und selbstbewußt gibt er zurück: „Ich werde meine Kinder schon allein ernähren."

Vielleicht will er sagen: ich arbeite um Lohn, aber ich bin Herr für mich so gut wie Du; meinen Stolz wirst Du nicht brechen!

Er sagt es nicht, er denkt es wahrscheinlich auch nicht, aber er handelt darnach. Der Geist der Nation ist in ihm.

* * *

Daß alles dient; am meisten der Freie und am menschlichsten der Mächtige, dafür ist der tiefeingewurzelte patriarchalische Grundzug maßgebend, den gerade die Besten verkörpern. Ich wähle als Beispiel die weniger allgemein bekannten Wesenszüge eines führenden Staatsmannes.

Es mochte viele verwundern, daß er seinen Husaren, der Hexenschuß hat, eigenhändig massiert. Die Antwort ist: „Warum soll ich ihm nicht helfen, er hat mich so oft massiert."

Dieses schlichtmenschliche Beispiel hängt mit der puritanischen Gesinnung des Calviners zusammen und mit der darin beruhenden menschlichen und familienväterlichen Haltung den Untergebenen gegenüber. In Cholerazeiten hat er mit seiner Gemahlin in seinen drei Dörfern selbst die Pflege und Tröstungen der Kranken und Sterbenden in die Hand genommen, und in seinen Dörfern war die kleinste Sterbezahl.

Hier tritt der ungewöhnliche Fall ein, daß der Staatsmann zugleich etwas von der Eigenschaft und sittlichen Verantwortung des Seelenhirten annimmt. Das wissen diejenigen, die seine Predigten kennen, und die die wundervollen Worte gelesen haben, die er in einer kleinen Zeitung während der Kriegszeit als Ermahnung zur Erntezeit an das Landvolk richtete.

Man nennt ihn den Grafen mit der eisernen Hand, und damit hat es seine Richtigkeit. Aber man vergaß hinzu zu setzen: und mit dem menschlichen Herzen! Denn auch damit hat es seine Richtigkeit. Ich würde es nicht hervorheben, wenn es mir nicht als ein typischer Grundzug erschiene, der sich hier allerdings in einem bedeutenden persönlichen Beispiel manifestiert.

* * *

Die Ungarn wissen zu sterben, erzählte mir einer, der zu einem sterbenden Husaren gerufen und von ihm gebeten

wurde, die Barschaft von 20 Kronen dem Vater des Soldaten zu senden. „Und Deinem Weib hast Du nichts zu sagen?"

Der Huszar verneinte.

„Soll ich ihr nichts schreiben von Dir, wenigstens einen Gruß?"

„Nein."

„Ja — aber warum nicht?"

„Sie ist noch jung und soll mich vergessen ....."

Das ist die Verschlossenheit in Gefühlsdingen, ein unlösbares Stück Einsamkeit. Vielleicht auch der Grund der Melancholie, dieses typischen Wesenszuges. Aber auch des Stoizismus. Dieser Fähigkeit, die schwersten Wunden ertragen zu können, ohne zu klagen. Zu sterben wissen. Liebe und Schmerz schweigend in sich zu verschließen. Es sei denn, daß es Lied wird. Aber die Keuschheit des Gefühls ist Merkmal der Volksseele.

Sprache und Volkslied

Leid wird Lied. Fehlt es auch nicht an heiteren Stimmungen, so ist der Charakter des ungarischen Volksliedes doch im allgemeinen elegisch und Moll ist ihre Tonart. Eigentümlich ergreifend ist die Melodik, dessen wesentliches metrisches Element der magyarische Choriambus ist (— ⏑ ⏑ —). Der melancholische Grundton trotz himmelhohen Jauchzen wird dadurch bedingt. Aber den rhythmischen Grund für Lied und Musik muß man in der Sprache selbst suchen, die das choriambische Element schon enthält, und zwar in der Eigentümlichkeit, stets die erste Silbe des Wortes zu betonen.

Über das Herkommen der Sprache, die zum finnisch-ugrischen Zweig der ural-altaischen Sprachfamilie gehört und deren Urheimat zwischen dem Wolgastrom und dem Uralgebirge gesucht wird; über die türkischen, slavischen und anderen Lehnwörter; über die Agglutination usw. belehre

man sich durch das Konversationslexikon, durch Sprachführer oder durch das Studium der Sprache am besten selbst. Was aber nicht im Konversationslexikon steht, und was man mit dem eigenen inneren Ohr gehört haben muß, ist die heimliche Musik in der Sprache, der schon genannte rhythmische Tonfall, der dem Lied und der Volksmusik die eigentümliche Prägung gibt. Hierin liegen schon die Urgesetze für die nationale Tonart, über die sich bereits das magyarische Sprichwort treffend äußert, wie schon öfters erwähnt: „Weinend erlustigt sich der Magyar" oder „Traurig ist das Lied des Magyaren, wohl schon seit dreihundert Jahren". Es wird wohl schon länger traurig gewesen sein, und zwar seit es überhaupt eine magyarische Volkspoesie gibt, und die gab es schon als die Magyaren nach Pannonien kamen. Vielleicht aber bezieht sich das Sprichwort auf die Kuruczenzeit, die ja eine der fruchtbarsten für das Volkslied war, und wohl auch eine der traurigsten für die Nation. Aus der Zeit ist der Táragató überliefert, ein volkstümliches Blasinstrument oder Feldtrompete, deren vervollkommnete Form die Klarinette ist und die in der ursprünglichen Gestalt auch heute nicht ihre bezaubernde, seelenbewegende Wirkung versagt. Also das Sprichwort deutet schon auf den Grundcharakter der Poesie.

Überhaupt diese Sprichwörter, die das Salz der ungarischen Volkssprache darstellen und sich immer wieder aus dem witzigen, sprachschöpferischen Volksgeist herausbilden! Daß volkstümlich und klassisch in Ungarn eins ist, habe ich schon gesagt. An diese Gattung reihen sich die gereimten Rätsel an, die dem Herkommen nach uralt sind und schon in der Völkerwanderungszeit vorkamen. Es ist vielleicht nicht zuviel gesagt, daß sich schon in Attilas Palast die Zechgenossen mit den Gästen auf diese mehr oder weniger harmlose Weise unterhielten. „Was ist runder als ein Rad? — Wo wird gehalten das größte Gelag? — Wo wird getrunken der kälteste Trank?" Die Antwort müßte lauten „Die Sonn ist

runder als ein Rad — Im Reich der Toten ist das größte Gelag — Dort wird getrunken der kälteste Trank."

Diese Fabeln zum Raten bilden ein Stück lebendiger Volkspoesie bis auf den heutigen Tag; viele historisch überlieferte sind gesammelt und zeichnen sich durch prächtige Bildhaftigkeit aus. Ein Beispiel soll genügen: „Sonne war mein Mütterchen, Mond war mir das Väterchen, runde Erde mich gebar, Wind im Tanz mein Lehrer war, mich verdarb ein schwerer Stein, mich erweichte Fleisch und Bein, bracht mich an den Krüppelstab, als es mir den Laufpaß gab." Auflösung: Weizenbrot.

Ungarn ist ein Poetenland, das Lied stirbt nicht aus. In heroischen oder leidvollen Zeiten blüht es immer wieder reich auf und auch diese Zeit ist nicht arm gewesen an neuen Volks- und Soldatenliedern, davon eines wegen seines balladenmäßigen typischen Charakters als Beispiel dienen möge:

„Fernher kam ein Brief in der Kaserne Mauern.
O, wie traurig, selbst sein Siegel scheint zu trauern.
In dem Briefe stand die Trauermär zu lesen:
„Lieber Sohn, heut' ist die Trauung eines Mädchens hier gewesen."

Irgendwoher kam ein Brief aus der Kaserne,
Einer Mutter schrieb ihr Sohn aus weiter Ferne:
„Liebe Mutter, füg' Dich drein und laß das Trauern,
Ein Soldat ist weniger fortan in der Kaserne Mauern.""

Aus dem Volkslied ist der Tanz hervorgegangen, der in Naturwüchsigkeit auf dem Dorf und der Csárda gepflegt wird. Mit Ausnahme dessen, was als Csárdás bekannt und als ungarische Nationaltänze salonmäßig geworden ist, sind mir die ländlichen Volks- und Reigentänze unbekannt geblieben. Ich kann nichts über sie sagen, weil ich sie nicht gesehen habe. In der Kriegszeit tanzen die Mädchen nicht. Das tun nur die Haustöchter in den Städten.

Das Nationalgefühl hängt zähe an den alten Liedern und Weisen. Und der es immer wieder im allgemeinen

Volksbewußtsein wach erhält, ist der fidelnde Zigeuner, der in Ungarn eine ganz eigentümliche Mission erfüllt. Es sind Schattenseiten dabei, denn er verzigeunert und maniriert die Original-Volksweisen und hat die urwüchsige magyarische Musik zum Teil verderbt und gefälscht, ohne daß er Anspruch hat in irgend einem Sinn Mitschöpfer der Volksmusik zu sein. Aber er ist ihr Vermittler, denn er hat bald weggehabt, daß die Volksmelodien eine unverwüstliche Zugkraft haben und hat es verstanden, damit das Nationalgefühl auszubeuten.

Zigeunerprimas

Seelendieb, Abkömmling einer unstet wandernden indischen Rasse, verachteter Paria und abends Abgott der Menge, gefeierter Freund, dem Börsen, goldene Ketten, Kleinodien und Herzen zufliegen. Aber ebenso demütig nimmt er die kleine Gabe, die man auf seinen Teller legt. Er weiß, die große kommt schon. Denn er ist ein Zauberer, der mit Tönen hypnotisiert.

Während er spielt, suchen seine schweren, melancholischen Augen den Blick, in den sie einhacken können. Das heißt, sie suchen nicht, aber sie merken es sofort, wenn man zufällig hinsieht. So empfindlich ist sein Seelenorgan für Fernwirkung. Aug im Auge, dann erst fängt seine Geige zu jubeln und zu weinen an. Denn er, der Hypnotiseur ist selber nur Medium. Er ist nur das Instrument, auf dem die Seele des Ungars spielt. Mit einer verborgenen sensitiven Fähigkeit erhorcht er, was in dieser Seele vorgeht, und wird so zum Widerhall jener schwermütig gemischten Gefühle, die in der Sprache und im Volkslied beschlossen liegen. Denn sie sind das Merkmal der ungarischen Seele. Sie trägt schwer an ihrer angehäuften Traurigkeit, die eine Gemütsbelastung ist. In dieser Stunde kann der verachtete Zigeuner ein hilfreicher Freund sein. Einige Beispiele dafür.

Ein Ungar erzählte mir, der Schmerz über den Tod

seines Vaters habe ihn lebensüberdrüssig gemacht. In dieser Not war ihm Zigeunermusik eine Arznei. Der versteinerte Schmerz, der ihm zur Grabplatte zu werden schien, kam unter dem Anhauch der Musik in Fluß und Bewegung, die Träne floß und das Leid wurde lind. Auch das ist eine Seelentherapie. Wir anderen dürfen uns nicht wundern. Wenn wir trauern und leidtragen, meiden wir Musik, wie alle Lustbarkeit. Wenn der Ungar trauert sucht er die Musik, und gerade Zigeunermusik. Nicht weil er Lustbarkeit will, Ablenkung, Zerstreuung. Sondern weil er eben seiner Trauer frönen will, im Schmerz wühlen und sich dadurch befreien. Er erkennt nicht unrichtig, daß lindernde Kräfte in der Musik liegen, seelische Heilkräfte. Typisch für ihn ist nicht das Was, sondern das Wie.

Ein Anderer. Er hat sich ein schwieriges Werk, eine große Tat zur Aufgabe gesetzt. Er fürchtet plötzlich seine Kräfte könnten nicht reichen, er will verzagen. Die Folge davon ist, daß er nach dem ersten feurigen Ansturm nun in eine finstere tatenlose Melancholie versinkt. In dieser Krisis ist ihm Zigeunermusik ein Mittel zur Behebung der Gemütsstauung. Sie rüttelt ihn aus seinem dumpfen Brüten empor, sie hebt das Schwergewicht der verzagenden Seele auf. Und siehe da, die rettende Idee oder die Kraft des Entschlusses ist gefunden, und er weiß, nun wird er es vollbringen.

Die Sache hat natürlich ihren Pferdefuß. Der Zigeuner müßte ein reiner Mensch sein, vor allem kein Zigeuner, wenn nicht die dunkle Kehrseite bestehen soll, von der er lebt. Ein verderbendes, wollüstiges Element ist in seiner Musik, das Gift ist und den Rausch erzeugt. Der scheinbare Wohltäter verwandelt sich in den Dämon, der dahinter steckt. Er peitscht das Blut empor zur Raserei, geigt aus der Seele dunkle Kräfte hervor, deren schlimmer Zauber die Vernunft lähmt und Exstasen entfesselt ohne Sinn und Zweck, was meist in Katzenjammer und zuweilen in Schlimmerem endet.

Schade um soviel Lebensenergie, die auf diese Weise vertollt wird, sie muß notwendig dann fehlen, wenn sie am dringendsten ist. Zuweilen geht Vermögen und Leben drauf. Der Zigeuner ist der heimliche Räuber, der die Seelen überfällt, nachdem er sie hilflos gemacht; sie ahnen oft nicht, daß sie von Dämonen überfallen, verführt oder entführt wurden. Die Skandalchronik meldet solche tragische Fälle. Der Seelendieb macht sich auf und davon mit seiner Beute, dem fremden Gold, dem fremden Lebensglück oder der fremden Seele, die ihm zuweilen aus fürstlichen Sphären auf seine dunklen, unsauberen Wanderwege folgt. Dabei scheint der Zigeuner passiv, äußerlich unbeteiligt. Denn der Vorgang vollzieht sich in den verborgensten Schleichwegen der Seele, über die die wenigsten Kontrolle und Herrschaft haben. Alles sieht so harmlos aus, weil es nicht sichtbar zutage liegt. Sichtbar wird es erst an den tragischen Wirkungen, die möglich sind. Denn dieses und alles andere macht sich dann von selbst.

Ich habe diese Kehrseite deshalb mehr hervorgehoben, als vielleicht für ein allgemeines Bild nötig ist, weil mir darum zu tun ist, ein dunkles Seelengebiet zu beleuchten, darin der Zigeuner seine Schlingen und Angeln legt. Nicht mit dem Vorsatz eines Bösewichts, oft nicht einmal ganz bewußt. Sondern einer verborgenen Naturkraft zufolge, der er stärker untertan ist als andere Menschen. Es ist eine astrale Kraft, die ihn selbst zum Medium befähigt macht, und ihm das gestaltlos Fließende gibt, die seine Musik als Trägerin fremder Gefühlsweisen in ihrer leichten Anschmiegsamkeit charakterisiert. Und sein Wandertum, seine Ruhelosigkeit, seinen Zug in die Ferne, ins Nebulose bestimmt. Er gehorcht den allerfeinsten Schwingungen, für die es nichts Festes gibt, weil sie alles Feste durchdringen und auflösen, Eigentum, Selbstbeherrschung, Charaktergrundsätze und alles auf ihrem feinen Strom mitziehen. Im gewöhnlichen Sinn könnte man das Diebstahl nennen, Seelenfängerei, aber

man muß sich daran gewöhnen die Dinge feiner zu unterscheiden, und sie nach ihren verborgenen psychologischen Zusammenhängen zu beurteilen. Ich möchte hinzufügen, daß diese feinsten Schwingungen, die dem Traummedium oder dem Musikmedium so gut zu eigen sind, wie dem gesteigerten Bewußtsein des hellfühligen Genies, etwas sehr Wertvolles sind, nur daß die Menschheit in der Regel heute weniger auf die wohltätigen, sondern mehr auf die üblen Eigenschaften dieser geheimnisvollen Kraft antworten kann. Der Zigeuner ist nur ein Musikmedium und als unterethisches Wesen eher in einem üblen, denn in einem guten Sinn. Ich gestehe, daß ich den Zigeuner nicht leiden kann, obgleich oder gerade weil ich um das Zauberelement seiner Musik weiß. Ich kann ihn nicht leiden, weil ich nicht gestatten kann, daß jemand aus mir etwas macht, das ich nicht will, und in meine Persönlichkeit eingreift nach eigener Lust und Laune. Immerhin ist diese Musik, in ihrem eigenen Lande genossen, ein eigentümlicher mehr oder weniger angenehmer Reiz. Und darum schon nicht zu verkennen, weil sie, gleichwohl parasitäre Erscheinung, doch gewissermaßen Ausdrucksmittel geworden, und darum mit der ungarischen Seele irgendwie verflochten ist. Es kommt stets auf den einzelnen an, was er daraus macht, Gutes oder Schlechtes, wie bei allen Dingen.

Über 17000 Zigeuner leben von der Musik. Es wird gesagt, daß sie sich schnell aufbrauchen, der fidelnde Zigeuner wird in der Regel nicht viel über 50 Jahre alt. Das würde ich begreifen; seiner medialen Natur zufolge gibt er sich ganz hin und verströmt seine Seele und seine Kraft in der Musik; das Leben zerfließt ihm unter den Händen, wie alles, alles was unter seine Domäne kommt. Er bildet eine eigene Spielart unter den Zigeunern und unterscheidet sich von den gewerbetreibenden Zigeunern, die angesiedelt sind, und am dichtesten in Siebenbürgen wohnen. Hauptsächlich sind es Metallarbeiter, Schmiede, Roßhändler. Seine Kenntnis vom

Pferd übersteigt alle Begriffe. Ihre Zahl beträgt etwa eine viertel Million.

Ganz verschieden ist der wandernde Zigeuner, der selbstbewußter, begabter an Naturinstinkten ist, die Ureigenschaften des Stammes in Sitte, Sprache und Religion bewahrt. Die poetische Begabung ist groß. Er hat seine eigenen Volkslieder, die von den einfachen Gefühlen erzählen, von der Liebe, von dem Leid, von der Verlassenheit, von der treibenden Sehnsucht und nicht immer frei sind von einem wollüstigen Grundton. Die Versuche, besonders unter dem verstorbenen Erzherzog Joseph intensiv betrieben, haben nicht aufgehört, den echten Wanderzigeuner seßhaft zu machen. Die Erfolge sind fragwürdig. Man vergißt den Elementartrieb, der in dem Zigeuner wirkt und stärker ist als Zwang und Satzung. Es gibt vielleicht noch 8000 Freizügige. Natürlich ist er kein gern gesehener Gast. Auch die dauernd oder vorübergehend Seßhaften, die man in der Nähe von Städten in den primitiven, ärmlichen Hütten der sogenannten Ziganien angesiedelt findet, sind nicht gerade Gegenstand der Freude für die Stadtväter. Aber immerhin; die ungarische Erde sah in ihren langen geschichtlichen Zeiten so viele fremdartige und seltene Völker kommen und gehen, von denen sich die Starken behauptet haben und als führende Nation unter ihnen die magyarische. Der Wanderzigeuner ist nur mehr ein kleiner, zusammengeschmolzener Wandelstern, der Rest eines sehr alten lemurischen Urvolks. Ihr Kommen ist dunkel und ebenso ihr Gehen.

9. Die ungarländischen Deutschen

Ich stehe den Parteien und ihrer Politik so fern, und wenn ich unter sie gerate, dann ist mir, als ob ich nach aussichtsreicher Gipfelwanderung plötzlich in Abstürze und Gletscherspalten geraten wäre, darin der Ruf der Seele verhallt. Ich denke daher nicht daran, als könnte ich Parteien und Politiker belehren, ich kann mich nur an das Menschliche und Menschheitliche halten, das in der Verworrenheit dieses Lebens mein einziger Kompaß ist — auch in diesen Dingen. Vielleicht daß ich damit nütze und unvoreingenommen Fragende oder ehrlich Wißbegierige führe, wo neue Orientierungen überhaupt erst möglich sind. Über den Parteien.

Ich höre soviel außenstehende Ratgeber, die unzufrieden sind mit Ungarns Nationalpolitik; alldeutsche Stimmen im Reich und in Österreich erheben den Vorwurf gegen den ungarischen Bundesgenossen, daß er in seinem Land die Deutschen unterdrücke, und daß auch die Slaven dort befreit werden müßten, und daß man die „ungeregelten Nationalfragen Ungarns" lösen wolle.

Ich denke mir zwar, daß das eine innere Angelegenheit Ungarns sei, die andere nichts angeht, abgesehen davon, daß der ungarische Einheitsstaat ohnehin ziemlich geregelt und einheitlich sei, was uns im Krieg sehr zugute gekommen ist; ich denke nebenbei auch an die nationalen Verhältnisse in Österreich, die einer Regelung sehr viel bedürftiger scheinen; aber ich verstehe auch die allzu menschliche Eigenschaft, die lieber vor anderer Türe kehrt. Trotz allem jedoch bin ich betrübt, daß die edle ungarische Nation, die neben

uns so tapfer das Schwert geschwungen und die allezeit so viele rührende Beweise von Toleranz und Gastfreundschaft geliefert hat, plötzlich zum Unterdrücker ihrer Völker und besonders ihrer Deutschen geworden sei. Ich kann aber diese Behauptung nicht ungeprüft hinnehmen, und weil ich von Politik nichts verstehe, bin ich lediglich auf meine sokratische Methode angewiesen, indem ich von Mensch zu Mensch gehe und frage, frage, frage. Nicht jene, die draußen leben, und zwar mit viel berechtigter Liebe auf die ungarländischen Deutschen, leider aber mit um so größerer Gefühlskälte auf das magyarische Volk hinsehen, und darum nicht die ganze Wahrheit erfassen. Ich frage vielmehr die Leute in ihrem eigenen Land, wobei noch mancher Erkenntniswert nebenher abfällt. Nachdem ich also fünftausend Mann aller Schattierungen mit der einen Frage gespeist, glaube ich, daß es für ein kleines Bergpredigtwunder hinreicht, indem ich der Welt, die hören will, erzähle, was ich im Wege der persönlichen Umfrage gehört habe. Ich wende mich an die Berggemeinde der Unparteiischen, die die Urteilswage bestimmen, den anderen ist ohnehin nicht zu helfen.

* * *

Schon zu Schiff, bei Preßburg, unter den Felsentoren Ungarns, redet mich die Volksstimme an. In Gestalt eines ehrsamen Preßburger Bürgers, ungarländischer Deutscher, der mir seinen Rat, seine Führung, sein Haus zur Verfügung stellen will, noch ehe er weiß, wes Namens und Zeichens der „Fremde" ist. Daß es ihm jemand von „draußen" scheint, freut ihn, er bringt das Gespräch gleich auf die strittige Sache, noch ehe ich überhaupt eine Frage hatte. Sagen sie, bitte, den Herren daheim, in Deutschland oder in Österreich, daß es den ungarländischen Deutschen gut geht. Was die Herren draußen behaupten — etwas unzeitgemäß! — stimmt nicht; von einer „Unterdrückung" ist in Ungarn nichts zu spüren;

wir kennen keinen Widerspruch zwischen Volkstum und Staatsbegriff; man muß nur reinlich unterscheiden: das Volkstum ist eine kulturelle und ethnographische Angelegenheit, die Staatsidee eine politische; politisch bekennen wir uns als staatstreue Bürger wie alle Völker zum magyarischen Vaterland; unsere Sprache ist nicht bedroht; die Ungarn lernen ja selber Deutsch in ihren magyarischen Schulen; wenn wir kraft unseres Volkstums das Recht haben, an unserer Sprache festzuhalten, was ohnehin geschieht, so haben wir als ungarische Staatsbürger auch wieder ein wohlverstandenes Interesse an der ungarländischen Staatssprache, wenn wir am Staatsleben teilhaben wollen; und schließlich hat der Einheitsstaat auch seinerseits das naturgemäße Recht und Interesse, dahin zu streben, daß möglichst alle seine Bürger die Staatssprache beherrschen lernen. Man soll doch nicht vergessen, daß wir alle als ungarische Patrioten fühlen und demgemäß unser Volkstum mit unserer Staatstreue durchaus im Einklang zu halten wissen .....

Um was geht's denn, frage ich. Ich wußte es damals noch nicht, zum Zeichen, daß ich nicht mit vorgefaßten Absichten gekommen bin, sondern die Dinge nehmen will, wie sie sind. Soviel sehe ich, ein Sprachenstreit um die Schule, der von Außenstehenden geführt und von denen daheim abgelehnt wird. Vielleicht aus gutem Instinkt; man weiß, jede politische Verhetzung hat immer noch so begonnen. Der Mann redet vernünftig, ich kann ihm nicht Unrecht geben; es frägt sich nur, ob es eines einzelnen Mannes Rede ist oder ob da Einer unbewußt für Viele spricht; mit anderen Worten: entweder keines Mannes Rede oder Volksstimme und, wie die Spruchweisheit großartig möchte, Gottesstimme. Ich bin nicht so; mir ist's ein zufälliger Wink, dem ich fragend und horchend folge. Ein Finger, der weit herumführt.

* * *

Man kann nicht dasselbe fünftausendmal sagen. Ich fasse das Gleichlautende zusammen und lasse die typischen Repräsentanten reden. Aber der Bürger von Preßburg wird schwer zu widerlegen sein. Überall namentlich unter den Magyaren, die nebenbei bemerkt so gut deutsch reden, wie wir, finde ich die gleiche Bewunderung für das Deutschtum und das gleiche Befremden gegen gewisse Kreise, die sich in die häuslichen Angelegenheiten der Nachbarn einmischen. In der Tat, es macht böses Blut, bei Magyaren und Nichtmagyaren.

Inzwischen gehe ich noch immer bei den westungarischen Bauern herum, bei den Bohnenzüchtern und Heanzen, die einen schauderhaften Dialekt reden; er ist ihnen noch aus der Zeit Karl des Großen geblieben, der sie hier hergesetzt hat. Ich verstehe kein Wort davon, so gründlich ist hier Sprache und Volkstum erhalten — ein Beweis für die Magyarisierungswut! Ein Blick in den langgestreckten Wirtschaftshof; Vieh, Acker, Weinberge, Geld im Spind — na, es läßt sich leben! Man arbeitet und genießt das Erworbene, für alles andere ist weder Zeit noch Sinn. Er ist vorwiegend wirtschaftlich interessiert, wie auch der deutsche Kolonist in ganz Südungarn. Bauer, Landmehrer, Kulturträger im Ursinn von cultivare (colere) — bauen, pflegen. Hier nennt er sich bewußt: Wirtschaftsbürger. Er meint, die Schule allein tut's nicht. Ja, wenn sie mehr das gäbe, was der Bauer für sein Leben und Schaffen braucht! Mir scheint, er denkt nicht hoch von der sogenannten Bildung. Er fürchtet, sie entfernt den Menschen von der Scholle. Treibt ihn zur Stadt. Zu dem halbstudierten Bildungspöbel. Wozu braucht denn die Welt so viele Adressenschreiber? Oder — wenn's hoch kommt — politische Advokaten? Wie viele Nieten, bis ein wirklicher Dichter entsteht, ein berufener Gelehrter, ein begnadeter Künstler, kurz ein Genie! Das immer seinen eigenen Weg sucht, meistens trotz der Schule. So der Schollenmensch,

der Nährstand, der immer noch ein gewissermaßen geistliches Verhältnis zum höheren Wissen hat, heiligen Respekt, aber auch instinktives Mißtrauen gegen die Fabriksware der Halbbildung und ihre Anmaßung. Was ist sie für die Kulturwerte und was er? Er sieht die Sache obendrein mehr von der praktischen und volksmäßigen Seite an. Recht hat er, tausendmal Recht.

* * *

In der „schwäbischen Türkei" finde ich es nicht viel anders. Die „Schwaben" hier in Tolna und ganz Südungarn sind Süd- und Westdeutsche, die in den Jahren 1718 bis 1727 von General Mercy in der südlichen Gegend angesiedelt wurden. Sie wohnen „gemischt". In einem Dorf rede ich eine Kinderschar an. Sie antworten in ihrer schwäbischen Mundart. Wir können auch slovakisch, rufen sie aus einem Mund. Es sind hier nämlich auch Slovaken angesiedelt. Ungarisch können wir auch, schallt es im Chorus. Also drei Sprachen auf einmal. Das sieht nicht gerade nach Unterdrückung aus.

Dagegen höre ich von einem Bauer, der englisch kann. In dem „freien" Amerika, wo er einige Jahre war, hat er englisch werden müssen, Ungarisch kann er nicht, obzwar er hier zu Hause ist. Wo ist die Unduldsamkeit?

Ich platze in ein Schulhaus hinein, mitten in die Unterrichtsstunde. Mädel und Buben nebeneinander in der Elementarklasse. Und die Unterrichtssprache? Deutsch bis zur dritten Klasse. Später ungarisch, aber mit Deutsch als Lehrgegenstand. Auch das schmeckt nicht gerade nach Intoleranz.

* * *

In Temesvár, der Stadt Prinz Eugens und Mackensens, dem Banater Hauptort, komme ich zur guten Stunde. Der

Bürgermeister bereitet ein Büchlein vor, es ist inzwischen deutsch und ungarisch erschienen, ich schöpfe aus Daten, Plänen und Manuskript. Mackensen hatte hier sein Hauptquartier, die frische Erinnerung daran wird in Reden und Schriften gefeiert. Ein alter, vergessener Refrain ist ihm zu Ohren gekommen: Mégis hunszut a német — er stammt aus der Zeit nach 1849, da Ungarn niedergeworfen und seiner Rechte beraubt war. Der Refrain ist kein Kompliment, aber mit dem Hundsfott ist nicht der Deutsche an sich gemeint, sondern der politische Gegner von damals, wie der weitere Text klar macht: „Weshalb peinigt er den Ungar, der ihm doch stets Gutes gewollt." So wäre diese Sache aufgeklärt. Aber der Generalfeldmarschall hat auch die Legende von der „Deutschenunterdrückung" gehört; es gäbe rumänische und serbische Schulen, warum nicht auch deutsche? Gibt es ja, erwidert der Bürgermeister; aber es sind konfessionelle Schulen, rumänische, serbische, deutsche, die von den Kirchengemeinden auf eigene Kosten erhalten werden. Die Schwaben haben aber selber die Verstaatlichung ihrer Volksschulen verlangt, um die Kosten zu sparen, und somit den bestehenden Zustand herbeigeführt.

* * *

Aus Geiz also? Ihr Volkstum preisgegeben? Nein, so ist es doch auch nicht. Ich überzeuge mich auf den Dörfern; bald ist ein Dorfrichter, bald ein Dechant mein Gewährsmann. Der Pfarrer forscht nach dem Familienursprung der Kolonisten, das Volkstum wird gepflegt; der Dorfrichter möchte zu Besuch in die obere Moselgegend, seine Stammheimat, zu sehen, wie sie dort wirtschaften; besonders seit er die deutschen Soldaten, während der Einquartierung hantieren gesehen. Ein unbewußtes Seelenband also, das ihn zieht? Ja, warum denn auch nicht? Wer glaubt hier einsetzen zu können, irrt aber gewaltig. Es regnet scharfe Worte gegen

die Unruhstifter; der Banater Schwabe ist ein eifriger Ungar. Er ist Bauer. Und Sparsamkeit ist des Bauern Tugend. Dafür gewinnt er Land gegen die Serben; Schritt für Schritt drängt er das Slaventum zurück. Bollwerk ist er, wie der Magyar; sein Ethos antwortet dem ungarischen Genius. Ergänzungen.

Aber die Schule? Werden eure Kinder nicht deutsch verlernen und das Volkstum vergessen? Wieso?! Sie lernen doch auch deutsch in den magyarischen Staatsschulen; ist das nicht ein ungeheurer Vorzug vor den anderen Nationalitäten? Sehr richtig.

* * *

Wo gemischte Bevölkerungen sind, erfolgen amtliche Ansprachen außer in der Staatssprache auch in den Sprachen der ansässigen Nationalitäten. So höre ich es wenigstens in Werschetz: ungarisch, deutsch, serbisch; wenn ich nicht irre auch rumänisch. Das ist schon ein bißchen viel getan. Ich sagte schon, daß die Schwaben im Fortschreiten gegen die Slaven sind; auch hier ist die Stadtverwaltung deutsch; es sind deutsche Zeitungen, deutsche Bibliotheken, eine deutsche Museumsgesellschaft (wie in Temesvár), nach dem deutschen Wahlspruch: Forschen, sammeln, lehren — das Volkstum ist also nicht in Gefahr.

Damit hängt zusammen, was mir ein Schulmeister dort von seinem Sohn erzählt. Nach dem ungarischen Gymnasium bezieht der Student ausländische Hochschulen in Paris und in Berlin, unternimmt Forschungsreisen und ist mit 29 Jahren ordentlicher Professor an einer magyarischen Universität. Eine junge Kapazität. Der Fall ist nicht vereinzelt. Gewiß kommt ihm sein Deutschtum zugute. Ich kenne jedoch auch bedeutende magyarische Forscher, die mit gleicher Mühelosigkeit auswärtige Kollegien anhören. Aber geht das Deutschtum nicht an magyarischen Bildungsan-

stalten verloren? Ich bitte keine falschen Schlußfolgerungen! Ich spaziere auf den ungarischen Hochschulen herum, finde überall deutsche Lehrstühle, germanistische Seminare, die ganze deutsche Literatur und lasse mir in dem ausgezeichneten Eötvös-Kollegium, einer Bildungsanstalt für Mittelschullehrer nach dem Muster der Pariser Ecole normale supérieure die magyarischen Dissertationen über deutsche Themata zeigen: Wilhelm von Humboldts Sprachphilosophie; Franz Liszt und das literarische Leben in Weimar; Eduard Mörike; der heutige Stand der siebenbürgisch-deutschen Sprachforschung; Lautlehre der deutschen Mundart im Komitat Veszprém; quellenkritische und sprachliche Untersuchung der deutschen Schriften des Johannes Honterus usw. Die gebildeten Magyaren beherrschen somit alle deutsch, unsere Bücher sind in ihren Hausbüchereien, und in Szabadka beispielsweise finde ich in einem ungarischen Hause eine private deutsche Bibliophilenbibliothek, die ihresgleichen sucht.

Das gehört alles zum Kapitel von der „Unterdrückung des Deutschtums".

* * *

Dann die Siebenbürger Sachsen. Altdeutsche Stadtbilder „jenseits des Königssteigs". Schulmänner und Kirchenväter, evangelische Charakterköpfe. Deutsche aus der oberen Moselgegend, die schon im 12. und 13. Jahrhundert eingewandert sind und mit bedeutenden Privilegien ausgestattet wurden. Die Autonomie ging allerdings verloren als Siebenbürgen 1868 wieder an Ungarn kam, aber der Nationalfond, die sogenannte „Universität" blieb und mithin die kulturelle Selbstverwaltung in Kirchen und Schule. Hierin suchen sie den Halt ihres Volkstums, das sich streng abschließt. Mit dem Staat ist man einig, ich höre aus mehr als einem berufenen Munde die Absage an außenstehende Wühler: ach, sie sollen uns in Frieden lassen! Wenn ein Stachel

blieb, so ist es die Magyarisierung der alten deutschen Ortsnamen: Hermannstadt in Nagy Szeben; Kronstadt in Brássó usf. Ich weiß nicht, ob das notwendig war. Ich begreife den Schmerz, billige ihn, fühle ihn mit. Weil ich selbst bei uns in Deutschland das Schwinden oder Tilgen alter Flur- und Ortsnamen, was eben auch vorkommt, beklagenswert finde. Der Adel der Geschichte ist an alten Namen, darum sind sie heilig. Nun stehen sie neu und fremdartig im ungarischen Kursbuch. Freilich gibts Zweckmäßigkeitsgründe dafür. Man kann sie doppelt führen und die arme Seel hat Ruh! Aber dann ist wieder die Beschwerde, daß die ungarische Wissenschaft den geschichtlichen Kulturanteil der ungarländischen Deutschen verwische und alles einfach ungarisch umtaufe, was wieder auf der anderen Seite zur Überbetonung der eigenen Kulturverdienste führt, zum Kulturpartikularismus. Aber das alles sind kleine Schmerzen, die ins bodenlose Nichts versinken vor der im Weltkrieg gezeitigten beredt gewordenen Erkenntnis, daß nur im Schutz des ungarischen Einheitsstaates die Erhaltung ihrer völkischen Eigenart möglich war. Man ist verschanzt in der dreifachen Mauer des ungarischen Staates, der konfessionellen Schule und des sich absondernden Volkstums; und dennoch bröckelt es ab, langsam und stetig. Man denkt an Blutauffrischung von Deutschland her durch Kolonisation auf bankmäßiger Grundlage. Nicht vom Magyarentum, gegen das man sich streng verschloß, droht die Gefahr; im Gegenteil, man verdankt ihm Ausnahmswahlgesetze, die künstlich die Stimmenzahl auf alter Höhe erhält; man hat eigene deutsche Volks- und Mittelschulen in verhältnismäßig großer Zahl, so daß auf 2300000 Sachsen nicht weniger als fünf Vollgymnasien, zwei Untergymnasien, eine volle Oberrealschule, eine Unterrealschule, eine Lehrer- und eine Lehrerinnenbildungsanstalt kommen, die aus eigenen Mitteln erhalten werden, nicht zu reden von den konfessionellen Volksschulen. Man hat eingestandener-

maßen nichts zu klagen. Und doch drückt irgendwo der Schuh, nicht der eigene, sondern der von den andern. Diese andern sind die Banater Schwaben. Warum haben die nicht deutsche Mittelschulen wie wir?! Ja, aber ich bitt' Euch, dort sind ganz andere Verhältnisse — ein Ackervolk, Bauern! Der Unmut bricht erst recht los: Fleischmenschen, katholische! Nun, nun — aber Kindersegen haben sie und ein Wall sind sie gegen die Serben, denen sie Land abringen, und im Fortschreiten sind sie. Sie sollen aber nicht bloß Kulturhumus sein — sie sollen Kulturträger sein! So, sind sie das nicht?! Da will mir nun doch scheinen, als ob diese bildungsstolzen Bürgeraristokraten und verstandesharten Seelsorger von der Höhe ihrer Schulweisheit nicht ganz jenem bäuerlichen, produktiven Volkstum gerecht zu werden vermögen; als ob die Abschließung in Schule und Vorrechte als Lebensprinzip zugleich die Ursache der Lebenserstarrung enthielte; als ob diese entzückende Städtchenkultur doch der Vergangenheit angehörte, während in den ungarischen Städten das Leben flutet und ich möchte jener alten Bürgervornehmheit sagen: Ihr bröckelt ab an dem Einkindersystem, und an dem Rumänentum, das von unten herauf in die leergewordenen Plätze dringt, so wie die Deutschen Oberungarns Schritt für Schritt vor den genügsamen Slovaken zurückgewichen sind.

Klagt nicht über Eure ungarischen Staatsmänner, daß sie das Nationalitätengesetz so vorsichtig handhaben, sie schützen mit dieser Vorsicht Euch selber, daß Ihr nicht gänzlich überflutet werdet! Hört Ihr denn nicht aus den Worten Tiszas den warmen Unterton für Euch, Sachsen und Schwaben, als bevorzugten, staatstreuen Bürgern, für Euer Volkstum, für Eure Wirtschafts- und Kulturkraft, die vom Magyarentum nicht bedroht, sondern gesichert ist und am besten gedeiht in der ungelockerten Einheit des ungarischen Staates, wie Ihr wohl wißt! Kommt nicht mit Statistiken und Gesetzesparagraphen! Nicht diese gilt es zu prüfen — man kennt sie — sondern die

staatserhaltenden Notwendigkeiten, die Gesinnungen, das Herz. Das, was ich zeigen will.

* * *

Ich fasse zusammen. Für die Beurteilung der Nationalitätenfrage in Ungarn ist der ungarische Standpunkt maßgebend, darin sich magyarische und nichtmagyarische Staatsbürger einig wissen. Diese Einheit ist notwendig für die staatliche Kraft, die allein den Bestand der Völker, und deren wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritt sichern kann. Darum bekennen sich die Deutschen, vor allem die Schwaben, gern und freiwillig zu dem wehrhaften und gepanzerten Ungartum, von dem sie sich beschützt wissen. Für den Einheitsstaat ist wiederum die einheitliche Staatssprache unerläßlich als das gemeinsame Band. Also für jeden, der öffentlich etwas will. Somit nur durch die ungarische Staatssprache. Er muß Ungar werden. Das liegt im Geist der ungarischen Verfassung, in der Lehre der heiligen Krone, deren Mitträger er ist als Ungar, und die den Einheitsgedanken verkörpert. Schulpolitik ist eine innere Angelegenheit, die nach den Gesichtspunkten der Staatserhaltung gerichtet ist und nach den Wünschen oder den Bedürfnissen der Völker insoweit als sie mit den Staatsnotwendigkeiten und der ungelockerten Einheit vereinbarlich sind. Es ist töricht von einer „Unterdrückung der Deutschen" zu reden, wie es die Alldeutschen getan, und die Agenten der Entente, die auf falsche Berichte dieser Art die Selbständigkeitspläne für die kleinen Völker des Ostens bauten um das Zersetzungswerk zu fördern. Da erheben sich heute wieder unzeitgemäße Stimmen von außen, man könne den Deutschen und Slaven in Ungarn, nach dem Krieg nicht mit leeren Händen kommen. „Sie sollen nicht umsonst geblutet haben; das wäre gewiß nicht nach deutschem Sinn!" Was sind das für Albernheiten?! Sie haben ihr gemeinsames Vaterland gegen den Feind

verteidigt, und haben nicht umsonst geblutet, so sie ihre Scholle behaupten. Man höre doch einmal den ungarischen Sinn, den stürmischen Dank der Siebenbürger Sachsen in einem ihrer Sprecher an den Grafen Stephan Tisza, „dem gottgesandten Staatsmann, der schon damals ein Mann war, als im Vaterlande Männer so selten zu sein schienen"! („Von der Donau und der Theiß", bei Fritz Teutsch, Schäßburg.) Es gibt keinen Deutschen in Ungarn, dem nicht die einheitliche ungarische Nation als eine im Herzen verankerte Wirklichkeit gilt, die zugleich Kraft und Schutz!

Gewiß ist das Deutschtum Kulturträger in Ungarn. Aber sind es die Magyaren weniger? Der geringste magyarische Bauer steht mir menschlich und kulturell unendlich höher als der gefühlsarme von außen schürende Demagoge. Freilich haben die Kolonisten in der Vergangenheit viel Wertvolles gebracht, nicht nur deutsche Gotik kam, auch italienische Renaissance; aber was sollen diese ewigen Vorhaltungen und Aufzählungen von Adam her, wie es von draußen her üblich ist? In Ungarn denkt kein Mensch so; auch die Germanen haben ihre Flegeljahre gehabt und von anderen Völkern lernen müssen. In Kulturdingen müssen auch heute noch alle Völker voneinander lernen. Schön sind die mittelalterlichen Städtchen Siebenbürgens und der Zips; schön sind aber auch die magyarischen Städte, sie sind modern und großzügig. Die Magyaren lernen selber Deutsch in ihren Schulen und haben unmittelbare Verbindung mit dem deutschen Kulturkreis. Keineswegs sind die ungarländischen Deutschen allein die Träger oder Vermittler oder „lebendigen Brücken" der mitteleuropäischen Probleme in Ungarn; die einzige lebendige Brücke mitteleuropäischer Probleme in Ungarn ist der ungarische Einheitsstaat mit seinem geistigen, politischen und wirtschaftlichen Kräften, daran ebensogut deutsche und slavische als magyarische Intelligenz unterschiedslos beteiligt sind, von dem lebendigen Strom der ungarischen

Staatssprache getragen, der alles in eine gemeinsame Richtung trägt und verarbeitet. Der Gemeinsinn liegt im Urgeist des Ungartums: Verbőczy, der Vater des ungarischen Rechts (Tripartitum) hatte slovakisches Blut, das gleiche wird von den ungarischen Freiheitshelden Rákóczi und Kossuth gesagt; Zrinyi und Hunyadi sollen kroatischen und rumänischen Einschlag gehabt haben. Es ist mit dem ungarischen Gemeinsamkeitsgefühl natürlich auch heute nicht anders; es wird gerade von den ungarländischen Deutschen sehr energisch betont.

Man sieht, Ungarn ist einig. Nur seine Kritiker sind uneinig. Es gibt in Ungarn keinen Nationalitätenhader wie anderswo. Und das war gut.

10. Das moderne Ungarn, seine nationale und wirtschaftliche Entwicklung

(Die Széchenyi-Zeit)

Das heroische Drama jener Zeit möchte ich schreiben oder vorläufig wenigstens die Skizze dazu, da Ungarn aus der mittelalterlichen Zurückgebliebenheit unter furchtbaren Wehen entbunden wurde; die biedermeierliche Haupt- und Staatsaktion, in der Ungarns Genius aufstieg, um in dem katastrophalen 1848 wieder zu stürzen und stürzte, um wieder — 1867 — aufzuerstehen; diese ergreifende Geschichtstragödie, die menschlich nicht nur darum so ergreift, weil sie sich auf der Schwelle der modernen Zeit abspielte und darum so fühlbar nahe liegt, sondern weil sie das schier typische Verhängnis der Selbstentzweiung des ungarischen Genius zeigt zugleich mit der wunderbaren Kraft der Nation sich aus dem tiefsten Fall wieder verjüngt zu neuem Ruhm zu erheben. Aber auch insoferne erheischt diese Shakespearesche Tragödie eines Volkes allmenschliches und zeitgeschichtliches Interesse, weil sich in diesem Spiegel der jüngsten Vergangenheit die Züge der Gegenwart erkennen lassen, in den geistigen Kämpfen und Katastrophen von damals die widerstreitenden politischen Ideenmächte von heute, wenn auch abgeschwächt und zum Teil faksimile, aber dennoch mit dem gleichen verhängnisvollen Schicksalszwang zur Selbstentzweiung, die typische Volksveranlagung, die einerseits zu heroischer Größe und politisch genialer Überlegenheit befähigt ist, und andererseits so manche Gefahren der Selbstzerstörung birgt. So wird das dramatische Bild des Vergangenen von selbst zum Spiegel, darin wir die innersten Züge der Nation

schauen, auch sein Gegenwärtiges und Künftiges mit allen Zeichen, die den aufsteigenden Genius vor Rückfällen und Absturzgefahren warnen möchten.

* * *

Die Zeit jener dramatischen Handlung ist die Jahrhunderthälfte vor 1848, der Vormärz, den ein harmlos inniges Wort Biedermeier nennt, sehr im Widerspruch zu den geistigen Gärungen, die auch in Ungarn die neue Zeit vorbereiteten. Träger der Handlung, ja eigentlich die Triebfeder und Achse alles Geschehens ist Graf Stephan Széchenyi, der größte Ungar, der die nationale und wirtschaftliche Hebung Ungarns persönlich in die Hand nimmt, das tragische Geschick seiner Person mit der ungarischen Sache unlösbar verknüpft und so mit dem Zusammenbruch des einen Teils den Ruin des anderen besiegelt. Sein Werk ist genialisch und zugleich organisatorisch so durchdacht, von soviel seherischer Kraft erfüllt, daß es siegen *muß*. Vorerst ist es aber noch so, daß seine Persönlichkeit im Wege steht, wie es immer zu sein pflegt, und mit ihren großen Vorzügen und kleinen Schwächen eine Menge gernbenützter Angriffspunkte bildet. Anderseits aber ist die Persönlichkeit schon darum höchstes Glück der Erdenkinder, weil sie das motorische Vehikel ist, das den unsterblichen Ideen einen Weg in die Wirklichkeit bahnt. Darum sind Helden als Träger hoher Ideen immer auch Märtyrer, an dieses Marterholz der wirklichen Welt geschlagen. Und Széchenyi war nationaler Messias — allerdings in dem einzigen richtigen Sinn des Wortes, das mir kürzlich gerade ein Ungar zurief: *daß der nationale Genius nie etwas anderes sein kann und darf, als der Piedestal des Genius der Menschheit!* Bravo, bravo! Und Dank für dieses Wort, das den Beifall aller geistig Hochstehenden verdient!

Széchenyis Gegenspieler war Kossuth Lajos, Advokat,

Redner, Agitator, Führer der Opposition, Held des Tages — nach einem Wort Széchenyis „Ungarns böser Genius", jedenfalls aber eine Erscheinung, in der sich die Nation mit sich selbst entzweite, zeitweilig wenigstens, indem sie wohl ihr Ebenbild in dem „größten Ungar" sah, und zugleich aber dessen herbsten Widerpart zujubelte, der eben ihr anderes Ebenbild war. Széchenyi war Licht, das Morgenrot eines kommenden Jahrhunderts; Kossuth war die Flamme, die aufloderte, aber auch verbrannte; ein Feuerwerk, das die Nacht bengalisch erhellte, aber sobald es verpuffte, um so größere Finsternis hinterließ. Zeitlich allerdings war das allmählich anbrechende Licht Széchenyi von der rot flackernden Fackel Kossuth verdunkelt, zeitweilig. Kossuth war kein Schöpfer und Erneuerer in dem Sinn wie Széchenyi, tatsächlich entzündete er seine Fackel an dem Licht, das die Werke des größten Ungars ausströmten; er war vielmehr der Funke, der aus den elektrischen Hochspannungen Széchenyischer Ideenverdichtung sprang, ein Funke, der zündete, aber auch, wie jeder Kurzschluß die Leitungen verbrennt. Er war zweifellos Genie, wenngleich der größere Teil seines Genies Eitelkeit war. Er fühlte jene Instinkte und expansiven Kräfte der Nation heraus, die Széchenyi in sorgfältiger Kultivierung zur Freiheit auf legalem Boden führen wollte, die Kossuth plötzlich weckte, emporriß, entfesselte, um sich von der Woge als Volkstribun emportragen zu lassen, an sich edlen Idealen entgegen, die er in seiner hemmungslosen Phantasie greifen zu können glaubte — über Abgründe hinweg.

Der Dritte in dem Drama war „der Weise der Nation", Franz Deák, der die zerrissenen Fäden wieder verknüpfte, das vorsichtige Werk Széchenyis mit dem Phantasiesprung Kossuths in geordnete Verbindung brachte, die personifizierte Vorsehung, als Mensch der Vertraute aller Parteien, weil ihm nur um die Sache und gar nicht um das Persönliche zu tun war, und sich dadurch von den beiden Heroen unterschied,

die übrigens zur Zeit der Deákschen Mission vom Schauplatz abgetreten waren und durch ihr allzu Persönliches dem selbstgeschaffenen Werk nicht mehr hindernd im Wege standen. Deák hob es auf wie ein zerbrochenes Uhrwerk, brachte es in Gang und die Welt fand, daß es, also reguliert, ein richtiges Zeitmaß des menschlichen Fortschrittes abgab, für ungarisches Tempo wenigstens. Eine Menge von Charakterköpfen gruppieren sich um diese Hauptträger der Handlung, doch treten sie mehr oder weniger episodenhaft ins Relief. Eigentlich ist erst in Deák die Selbstentzweiung aufgehoben, das Ausgleichswerk löst den verfitzten Schicksalsknoten und die Nation kann von da ab ihren Kurs auf ihre inneren Höhen richten, solange und soweit sie nicht durch gelegentliche ähnliche Tendenzen der inneren Entzweiung wie durch ein Fatum gehemmt wird, wozu es ja unter den Sternen immer Anlaß gibt, äußerer oder innerer Natur.

* * *

Nicht nur aus der Zeit und den Personen, sondern vor allem aus dem Milieu, aus dem Zustand des Landes ist das Drama zu erklären. Ungarn war seit jeher ein konstitutionelles Land, das Volk regierte, aber das Volk waren nur die Adeligen, die Magnaten und der hohe Klerus, „die Stände". Sie hatten ihre „Privilegien", und brauchten nicht zu zahlen. Sie waren Abgabefrei. Die Lasten der Gutsherrschaften, der Landeskosten, der Heereserfordernisse, hatte nur das hörige Volk zu tragen, das zwar alle Pflichten hatte, aber keines der Rechte und in der Leibeigenschaft verblieb. Die Komitate besaßen Verwaltungsautonomie; sie retteten die verfassungsmäßige Selbständigkeit kraft der „vis inertiae" gegen die eigenmächtige der Wiener Kanzleiregierung, und dessen wiederholte Versuche das Land zur österreichischen Provinz zu machen und absolutistisch zu regieren im Wege von „Administratoren" an Stelle von Obergespänen, über den Landtag

hinweg, der als gesetzgebende Körperschaft den „Volkswillen" repräsentierte. Alle heiligen Zeiten einberufen, sorgte der Landtag, daß alles beim Alten blieb, bei der eifersüchtigen Wahrung der Privilegien und Sonderinteressen vor allem aber der wie einen Augapfel gehüteten Verfassung, die ja der heilige Schrein der alten Vorrechte war. Das System war erstarrt, veraltet, unschöpferisch, formalistisch; man hütete den Buchstaben aus instinktiver Abneigung gegen jede Neuerung oder Veränderung, hinter der man unbekannte Gefahren witterte. Das Mißtrauen gegen die Wiener Kanzleiregierung lähmte jeden Fortschritt. Wer durch die Regierung etwas zu erreichen suchte, und ohne Regierung war eben nichts zu wollen, der war schon von vorneherein bei den Patrioten verdächtig und geliefert. Sicher fühlte man sich nur in der morsch gewordenen Tradition im väterlichen Hause. Der Verfassungsbau glich einem verkommenen Edelhof; das Gebäude hatte mehr als einen Riß, der Regen fiel durchs Dach; aber man wagte nicht den Maurer oder Zimmermann kommen zu lassen, aus Furcht, es könnte ganz zusammenfallen, oder man könnte die Rechnung nicht bezahlen und das Eigentumsrecht verlieren; hat es solange Wind und Wetter getrotzt, wird es auch weiter trotzen, was man in der damaligen Sprache „Gravaminalpolitik" nannte. Opposition gegen die Wiener Regierung war Ehrensache, um nicht auch zu sagen Lebensfrage. Man kann sich aber leicht denken, daß unter solchen Verhältnissen, das Land verfiel und mitten im Reichtum verarmte. Verkehrswege, Kommunikationen, Weltverbindungen gab es nicht; Ofen-Pest war eine Sackgasse; eine Zwischenzollgrenze gegen Österreich, hohe Zollmauern isolierten das Land vollends und hinderten die Entwicklung einer eigenen Industriekraft; es war Einfuhrland der erbländischen Zeugnisse und mußte seine Rohprodukte dahin abgeben, wo die Preise bei Ausschluß jeder fremden Konkurrenz beliebig diktiert werden konnten; so ging das

Land mit Riesenschritten der Verarmung entgegen. Naturalwirtschaft herrschte vor; jeder baute nur, was er brauchte. Es gab nur Familienbesitz, der unveräußerlich war. Gentilen Besitz. Feudalwirtschaft. Aber Volkswirtschaft, Handel und Verkehr setzen Kredit voraus. Ohne Individualbesitz jedoch kein Kredit. Ohne Kredit kein Kapital, und ohne Kapital kein Fortschritt, keine Verbesserung, kein Aufschwung. Weil es aber Individualbesitz nicht gab, so gab es alles andere eben auch nicht. Das Mittelalter dauerte noch im 19. Jahrhundert in Ungarn fort. Nationales Leben war so gut wie erloschen.

Demgemäß stand es um die Kultur und Bildung des Landes. Aristokratische und rohe Sitten des Mittelalters verbunden mit der geistigen Eleganz Voltaires, Zügellosigkeit und liebenswürdiger Gesellschaftston, Idealismus und Roheit, Philosophie des 18. Jahrhunderts und Hoffart waren die Gegensätze, die sich schon in den Kavalieren der theresianischen Zeit vereinigten und auch die von einem Extrem ins andere fallenden Erscheinungen dieser Übergangsepoche kennzeichneten. Das gemeine Volk lebte im Dunklen, von ihm ist keine Rede; wie es um die „Volksbildung" stand, nicht nur hier, sondern überall, kann man sich denken. Der Landedelmann kannte kein allzu hohes Maß geistiger Bedürfnisse; Gastereien und Schlemmereien bildeten gewöhnlich die Höhepunkte seines erdenhaften Daseins, wenn er nicht auf dem geistigen Turnierplatz der Politik sein Steckenpferd tummelte, was er indessen gerne tat. Die Großen lebten die meiste Zeit auswärts, in Wien oder an fremden Höfen; die Blüte der Nation aber führte mit Vorliebe in Weltstädten ein vornehmes, internationales Prasserleben auf Kosten der materiellen aber immerhin solideren und seßhaften Vätertugend.

Nationales Leben war so gut wie erloschen. Obgleich in der Welt das Nationalitätenprinzip die ersten Regungen machte, von England geschürt, gegen Napoleons Empire,

das vom Josephinischen Imperium vorgeträumt war. In ärmlichen Predigerstuben und beim niederen Bauernadel Tiefungarns glomm der letzte Funke unter der Asche, bis auch ihn der Sturmwind der neuen Zeit zum Weltbrand entfachte. Erstmalig 1848. Davon aber ließ man sich in dem vormärzlichen Schlafzustand, von Metternichs polizeilichen Wiegenlied: „Pst! Nur Ruhe!" eingelullt, vorerst nichts träumen, abgesehen von den leisen Fiebern, die da und dort das gefesselte Europa und gelegentlich den ungarischen Landtag schüttelten. Die nationale Sprache war verachtet und gering; sie war noch nicht zum ausdrucksfähigen Instrument des Gedankenlebens gemodelt; die Staats- und Verhandlungssprache war lateinisch, man hatte Angst davon abzugehen und klammerte sich an den Papierbegriff „Verfassung" als den Strohhalm einer sinkenden Nation. Der Ungar schlief.

So war die Lage um 1820 als Széchenyi, der Retter der Nation und der große Reformer Ungarns auftrat. Nur in einer schlechten Zeit pflegen große Männer geboren zu werden; die Zeit schafft ihre Helden, die Not macht Genies. Aber auch Széchenyi sprang nicht fertig gerüstet wie Pallas Athene aus dem Haupt Jupiters; er tastete und wuchs erst an der Größe der Probleme zu seiner eigenen Größe. Doch, daß er überhaupt Probleme sah, wo andere noch blind waren, ist schon Beweis genug, daß er „Seher" war, ein Genie.

Freilich, auch er war ein Sohn seiner Zeit und lebte erst — wozu es verschweigen — das flotte Leben der damaligen Jugend. Reiteroffizier, der unter Blücher bei Leipzig focht, die Brust voll Orden, den Nimbus des Kriegsruhms um das schöne Haupt, Abgott aller Damen, nicht überflüssig belastet mit der ohnehin fragmentarischen Bildung seiner Tage und seines Standes, so daß Talleyrand während des Kongresses in Wien einmal entzückt ausrief: „Seinetwegen könnte man sich in die Unwissenheit verlieben!" — so war der Mann beschaffen, ehe er den Offiziersrock auszog und in das Licht der

Öffentlichkeit trat. Ein Kranz galanter Legenden wob um seine Person, niemand ahnte seine Sendung, auch er nicht; er sprach damals nur schlecht ungarisch, kannte die inneren Verhältnisse seines Vaterlandes nur oberflächlich, kümmerte sich um Politik soviel wie gar nicht, und glaubte selber nicht an die Zukunft der ungarischen Nation. Es sei besser, meinte er, den schlafenden Ungar nicht zu wecken, damit er ruhig sterben könne und die Schmerzen der Agonie nicht empfinde oder das Schuldbewußtsein seiner Entartung ....! Aber aus diesen Worten zuckte bereits das Weh, aus dem große Dinge geboren werden. Auch geistige Vermächtnisse spielen eine Rolle. Sein Vater hatte schon große Verdienste um Ungarn zwischen Krone und Reich und starb verkannt, im religiösen Wahn; eine Neigung zur religiösen Schwermut besaß auch der Sohn als väterliches Erbteil, wenn auch der Hang zur Schwärmerei in dem leichtlebigen Kavalier sich einstweilen in mondänen Neigungen auszuleben schien. Aber in dieser Zweiseelennatur mag man schon den echten Sohn seines Landes erkennen, die eigentümliche Prägung seines Schicksals, die sein Karma bildet, sein persönliches und nationales, den bestimmten Gang, der ihm aus beiden Gründen vorgezeichnet ist, mit dem Unterschied, daß die milden Vorzüge seines Vaters in dem Sohn gesteigert sind zu einem blendenden Lichtmeer, darin aber auch die Schatten um so tiefer und dunkler sind; jenes seltsame, allerdings verschärfte schroffe Nebeneinander von optimistischer Zuversicht und pessimistischer Niedergeschlagenheit; „himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt", das den echten Ungar charakterisiert. „Sirva vigad a magyar."

* * *

Einem lyrischen Vorspiel gleicht die Legende, die von Széchenyis innerer Wandlung erzählt und seiner Abkehr von dem sorglosen Lebenswandel seiner Frühzeit. Er hatte eine

tiefe Neigung zur schönen Gräfin Kreszentia Zichy, einer geborenen Gräfin Seilern-Aspang, gefaßt, die auch später 1836 nach dem Tode ihres Gatten seine Gemahlin wurde. Die Sache begann damit, daß er der Gräfin zuerst in ziemlich auffallender Weise den Hof machte, bis sie ihm eines Tages sanfte Vorhaltungen darüber machte, wie wenig das ewige Flirten einem geistvollen Manne angemessen sei, der sich höhere Aufgaben auf dem Felde der Ehre suchen müsse — er möge sich doch lieber seines armen verlassenen Vaterlandes annehmen!

Diese Aufmunterung seitens einer schönen Seele in einer heroisch lyrischen Szene — ganz Zeitstil — mußte auf das empfängliche, ritterliche Gemüt Széchenyis einen tiefen Eindruck machen. Dieser Auftakt ist von symbolischer Bedeutung. Er mag erfunden sein — besonders weil er so hübsch ist — aber ein Kern Wahrheit steckt doch darin. Ist es doch als ob ihn das Vaterland in Gestalt einer edlen und verehrten Frau selbst ermahnt hätte, sich dem strengen Dienst der heiligen Sache zu weihen, sein eigener Genius zeigt ihm eine Mission — er hätte kein Ungar sein müssen, um sich das zweimal sagen zu lassen. Das Intermezzo ist bezeichnend für den „größten Ungar", der sein Leben, seine Seele, sein persönliches Schicksal der schönen Hungaria verschreibt, und ihr mit dem Eifer eines Liebenden dient, mit der Hingabe eines religiösen Schwärmers, der ein Gelübde erfüllt, und mit der berechnenden Klugheit eines Realpolitikers oder besser gesagt, eines praktischen Idealisten die nationale und kulturelle Reform Ungarns in die Hand nimmt. Reisen und Studien im Ausland, besonders England, dessen Lebensformen, Einrichtungen er vielfach zum Muster nimmt, haben ihm die Augen geöffnet über den trostlosen Zustand des Vaterlandes und über die Mittel und Notwendigkeiten der Erneuerung — er fühlt sich gerüstet für sein schweres Amt, wobei es nicht nur lehrreich ist, was er tut, sondern auch wie er es tut.

Schon sein erstes Auftreten in der Öffentlichkeit gleicht einer wohlberechneten dramatischen Szene. Er versteht sich auf das Moment der Überraschung und tritt aus dem Dunkel ganz plötzlich mit einer effektvollen Handlung hervor, die seine Person sofort in den Mittelpunkt des Interesses rückt und die Aufmerksamkeit des ganzen Landes auf ihn lenkt.

Das war am Landtag von Preßburg, der nach mehr als zwölfjähriger Pause wieder einberufen ward anno 1825. Paul Nagy hatte wieder eine seiner feurigen Reden zugunsten der ungarischen Nationalsprache gehalten, die, wie gesagt, damals noch nicht staatsfähig war. Mit begeisterten Worten sprach der Redner von der aufblühenden Nationalliteratur, die dem politischen Erwachen Ungarns voranging und gedachte der Männer, die wie Kasinczy in Not und Kerker, allen Verfolgungen zum Trotz das kostbare Kleinod der Nation mit ihrem Herzblut retteten: die vaterländische Dichtung und Sprache; er bewies was die Nation der Literatur verdanke und wie die Pflege der Nationalsprache der letzte Rettungsanker der versinkenden Nationalität sei. An diesem geistigen Stab müsse die Nation wieder erstarken, die Gründung einer ungarischen Akademie zur Pflege der ungarischen Nationalsprache und Literatur sei darum ein Gebot der Selbsterhaltung und eine unaufschiebbare Pflicht, die jeden Patrioten angeht.

Die Rede ging einen Tag lang hin und her, mit tönenden Worten; als aber die Forderung der Verwirklichung erhoben wurde, die lautete: Geld, Geld, wiederum Geld! war es still geworden.

Das war der historische Augenblick, wo Széchenyi, damals noch Husarenoffizier, hervortrat und seine Jungfernrede hielt, die in ein paar vielleicht nicht allzufließenden erklärenden Worten bestand, daß er das Jahreseinkommen aus seinen Gütern zur Gründung der Akademie stiften wolle, und zwar im Betrag von 60000 Gulden, jedoch die Bedingung einer

zweckmäßigen Rechenschaftslegung stelle, damit die der Nation gewidmete Summe nicht nutzlos vergeudet werde.

Andere Magnaten folgten dem Beispiel und schossen erhebliche Summen zu; die Akademie war gesichert.

In dem allgemeinen Jubel soll Széchenyi gefragt worden sein, wovon er in diesem Jahr zu leben gedenke; und er soll lächelnd geantwortet haben: „Nun, ich hoffe, meine Freunde werden mich wohl in dieser Zeit erhalten!"

Die Antwort war bestimmt nicht ernst gemeint, aber sie charakterisiert den Mann, der ein bestimmtes eingeborenes Gefühl für den Helden großen Stils hat, für die wirkungsvolle Außenseite. Aber das ist nur der eine Teil seines Wesens. Der andere, weitaus wesentlichere Teil war seine kühle, sachliche, prüfende Denkungsart, seine realpolitische Fähigkeit und fast strategische Kunst, einen großen Plan mit schier unscheinbaren oder doch unauffälligen Mitteln vorzubereiten, um ihn ausgereift und schon fertig durchgeführt, sozusagen plötzlich und effektvoll in die Erscheinung treten zu lassen.

Das erste Auftreten charakterisiert schon die Wesenszüge seines Genius. Er läßt die Tat sprechen statt der schönen Worte, die er, der spätere gewaltige Sprecher damals noch nicht in der Gewalt hat; seine Tat ist indessen nicht die Folge einer plötzlich aufwallenden Großmut, die das Geschenk einer fürstlichen Laune hinwirft, sondern das Resultat einer Überlegung, die Rechenschaft fordert und zweckmäßige Verwendung. Hierin kündigt sich der Reformer an.

Daraus erklären sich viele Mißverständnisse, unter denen Széchenyi seitens seiner Zeitgenossen und auch seiner engeren Freunde zu leiden hatte. Nicht ganz ohne seine Schuld. Aber das Genie ist niemals einfach, es ist vielfach zusammengesetzt, voll scheinbarer Widersprüche, die sich in einem höheren Betracht wieder lösen — Széchenyi war ein Genie — und sein Schicksal ist es nun einmal, von der Mitwelt mißverstanden zu werden. So hielt man Széchenyi für kaltherzig, berech-

nend, egoistisch, einen Materialisten, ihn, der eigentlich ein praktischer Idealist war.

Wie sein Handeln, umsichtig und vorbereitend, auf große Tragweite berechnet und dem gewöhnlichen äußerlich betrachtenden Verstand der Tiefe und Lauterkeit nach nicht immer durchschaubar, so war auch seine Sprache, sein Stil, weitschweifig, scheinbar unsachlich, pathetisch verbrämt, von persönlichen Reflexionen, philosophischen Betrachtungen, poetischen Bildern durchsetzt, oft auffällig und verletzend, den heiligen Zweck oft bewußt verbergend, auf das Moment der Überraschung und des Effekts gestellt; nach heutigem Empfinden etwas theatralisch, wie es einerseits dem damaligen Zeitgeschmack entsprach, anderseits aber auch dem formalen Gefühl seiner Nation. Ungarn besaß immer vorzügliche Redner, besonders damals; eine ganze Reihe bedeutender politischer Charakterköpfe, die um die heilige Sache des Vaterlandes kämpften, tauchten im Umkreis Széchenyis auf, so der feinsinnige Dichter und Staatsmann Eötvös; der wissensreiche und verstandsklare Szalay; der schon genannte Paul Nagy; der edle, von Humanitätsgedanken erfüllte Paul Bezerédj; die beiden Wesselenyi, Vater und Sohn, siebenbürgische Edelleute, Kraftnaturen; Aurel Dessewffy und viele andere. Sie waren alle Männer der verfassungsmäßigen Opposition, deren radikales Haupt später Kossuth wurde. Auch Széchenyi gehörte zu ihnen; aber er unterschied sich von ihnen sehr merklich und wie es scheint ganz bewußt. In der Gesinnung war er ihnen ganz gleich, in der Wahl der Mittel ganz verschieden. Die schöne Rede hatten alle, die Kraft des Wortes und den Begeisterungsrausch. Nur daß in den Dingen vor dem Auftreten Széchenyis immer alles beim alten blieb. Széchenyi aber war in erster Linie mehr der Mann der Tat als des Wortes und wollte bewirken. Und einer der bewirken will, muß auch jene Mittel gebrauchen, die von der Theorie der damaligen Oppositionsmänner ver-

worfen waren. Dadurch kam Széchenyi gerade in seinen besten Absichten in Widerspruch zu seinen Freunden und Gesinnungsgenossen. Aber er tat als richtiger Held und Märtyrer ruhig liebgewordene Freundschaften von sich ab, der Idee zuliebe, die über ihm stand; er vermied es sogar in enge Parteigemeinschaft mit den anderen zu treten oder ein Staatsamt zu übernehmen, um sich die Freiheit zu wahren, die er im Interesse der Sache brauchte, die über den Parteien stand. Der Starke fühlte sich mächtiger allein und ging seine eigenen Wege. Er war so ungeheuer sachlich und war doch zugleich ein halsstarriger Autokrat. Es ist bezeichnend, daß er seinen widerstrebenden Zeitgenossen neue Ideen einimpfte, sich aber sofort gegen sie wendete, wenn sie die neue Ideen ergriffen und auf eigene Faust hin zu verwirklichen suchten. Dann wendete er sich zu aller Befremden mit unbegreiflicher Heftigkeit und Härte gegen die Freunde, ja sogar gegen die eigene Idee und kämpfte mit der Wut einer Löwin, der man das Junge geraubt. Das hat ihm viel selbstverschuldete Schwierigkeiten bereitet. Aber er war mit der sachlichen und genialen Idee der Erneuerung seines Vaterlandes persönlich so tief und eng verwachsen, daß Person und Sache eins schienen, und daß er für ein unveräußerliches inneres Recht betrachtete, Tempo und Art der Entwicklung, die schließlich ihr eigenes Gesetz in sich trug selbst zu bestimmen und jeden als Gegner behandelte, der seiner autoritären Natur widersprach. Hierin liegt der heimliche tragische Konflikt seines Lebens, das typische Moment der Selbstzerstörung, das auch in ihm liegt, der Besten einem. Er war von Haus aus radikaler als alle Oppositionsmänner, obschon er der Freundschaft mit Metternich verdächtig war; er war liberal obschon er im Grund ein Konservativer war; und er blieb konsequent in seiner Reformidee, die eine Idee der Befreiung ist, obschon ihn die Freiheitskämpfer später für einen konservativ Gewordenen erklärten, der dem Freiheitsideal

seiner Jugend und seiner Oppositionsfreunde den Rücken gekehrt habe. Aber der Widersprüche Lösung besteht darin, daß er sich selbst treu blieb und der Idee, die er verfocht. So wird sein schwankendes Charakterbild, wie es im Spiegel der Zeitgenossen erscheint wieder klar und sicher, wenn man es aus seiner inneren Bedingtheit und aus dem Umriß seines Lebenswerkes betrachtet.

* * *

Um das Verhältnis zu seinen Zeitgenossen zu verstehen, muß man die politische Lage von damals und ihre Parteigestaltung kennen, wenigstens in einem flüchtigen Umblick. Die Männer des Vaterlandes oder die Patrioten bildeten die eine große und entscheidende Partei der sogenannten verfassungsmäßigen Opposition. Sie sah ihre Aufgabe darin, das Bestehende in der ungarischen Verfassung und Staatslehre zu hüten und gegen die absolutistische Wiener Regierung unter Metternich zu opponieren, so oft diese den Versuch machte, an den bestehenden Verhältnissen etwas zu ändern. Weil der mehr oder weniger begründete Verdacht bestand, daß die Wiener Kanzlei die allmähliche Abschaffung der ungarischen Verfassung und die Entnationalisierung Ungarns anstrebe, so war jede, auch gutgemeinte Regierungsabsicht, von vornherein mit Mißtrauen angesehen. Es ist klar, daß unter sotanen Umständen jeder Vaterlandsfreund in Ungarn oppositionell gestimmt war, und jeder der für Ungarn mit Hilfe der Wiener Kanzleiregierung etwas zu erreichen suchte, von vorneherein verdächtig war. Es folgt daraus aber ebenso klar, daß eine solche Opposition der Hemmschuh jeder Entwicklung wurde, die nun einmal, wie die Dinge eben lagen, ohne Regierungshilfe nicht durchführbar schien. Wenigstens damals nicht. Und so kam es, daß die Opposition trotz anscheinendem Radikalismus das eigentlich konservative und hemmende Element war, das über-

wunden werden mußte. So fand der konservative Graf die Lage, daß er als Oppositionsmann die Opposition überwinden mußte, und als Konservativer radikaler ward als alle Radikalen, die viel konservativer waren als er, den sie wegen seiner Regierungsbeziehungen Konservatismus vorwarfen. In der Tat hatte Széchenyi Metternich gegenüber die Besorgnis ausgesprochen, daß dessen Regierung es auf die Entrechtung Ungarns abgesehen habe, was Metternich bestritt; er versicherte die gegenteilige Absicht. Die Schenkung Széchenyis zugunsten der nationalen Akademie hatte den Verdacht seiner Landsleute wegen antinationaler oder antioppositioneller Gesinnung allerdings widerlegt; dagegen wurde ihm wieder von Wien bedeutet, daß eine solche Manifestation mit seinem Offiziersrock nicht vereinbarlich sei, den er infolgedessen auszog ..... dessen ungeachtet wußte er sich das Vertrauen Metternichs zu erhalten, weil er wußte, daß nur unter diesem Schutz ein Wirken für sein Vaterland möglich war; aber gerade dieser Schutz war es wieder, der ihm den Widerspruch im eigenen Land eintrug. Die Lage war schwierig, aber sie erklärt, warum hier zulande so vieles anders war — und ist, als anderswo; sie erklärt zugleich die eigentümlichen „Widersprüche" des Mannes und die seltsamen Mittel, die er wählen mußte.

* * *

Sollte die Wiedergeburt des Landes durch die herrschende Klasse vollzogen werden, der Széchenyi angehörte, so mußte die Reform bei der Gesellschaft selbst einsetzen. Ein anderer hätte schöne Reden gehalten — Széchenyi begann damit, daß er nach englischem Muster Pferderennen einführte. Er packte die besitzende Klasse bei ihren noblen Passionen, und gab ihr die Möglichkeit ihr Geld im eigenen Land auszugeben, indem er die entsprechenden Veranstaltungen schuf. Das erste Pferderennen fand 1826 in Preßburg

ſtatt, als der hohe Adel zum Landtag verſammelt war. Infolge des Rennens entſtand ein Pferdezucht-Verein zur Aufbeſſerung der Raſſe, und aus dem Pferdezucht-Verein wurde mit erweitertem Plan ein Tierzucht-Verein und ſpäter ein Landwirtſchaftlicher Verein, darin ſich alle praktiſchen Tendenzen zeigen, für die die urſprüngliche Vergnügungsveranſtaltung ein geſchickt benutzter Vorwand war. Széchenyi hat ſelbſt in elegantem Ungariſch ein Buch über Pferde geſchrieben, darin er gegen allerlei Übelſtände polemiſch zu Felde zieht.

Nach Beendigung des Landtages haben die Herren nichts mehr in Preßburg zu tun; Széchenyi bewirkt, daß die Pferderennen nach Budapeſt verlegt werden; er gründet dort einen Klub, das ſogenannte National-Kaſino, wo Geſelligkeit gepflegt, geraucht, getafelt, geſpielt wurde, eigentlich aber ein freieres politiſches Leben entſteht, wo die wichtigen Intereſſen des Landes zwanglos beſprochen werden können. Der Klub oder das Kaſino iſt die Plattform, die ſich Széchenyi für ſeine Reformideen ſchafft. In allen Teilen des Landes entſtehen in dieſer unverfänglichen Form ſolche geſellige Sammelpunkte, die für ſein Werk Handhabe und Inſtrument werden.

Damit die Hauptſtadt den Anziehungspunkt bilde, iſt er auf Verſchönerung bedacht, auf Anlage von Donaupromenaden, auf die Errichtung eines Nationaltheaters und auf Verkehr. Dazu gehören Verkehrsanlagen, eine ſtabile Brücke zwiſchen Ofen und Peſt, Donaudampfſchiffahrten und ein Netz von Eiſenbahnen, damit aus der Sackgaſſe Budapeſt ein Mittelpunkt werde.

Vorerſt nennt man dieſe Gedanken Utopien. Aber man horcht intereſſiert hin, die Debatte entſpinnt ſich; die Idee ſchlägt die erſten geiſtigen Wurzeln.

Dann erſcheint ſein Buch über „Credit". Das iſt nach dem erſten Verſuch über die Pferde ein mächtiger Kraftſtoß.

Seltsamerweise ist es den Frauen gewidmet. Warum den Frauen? Das ist echt Széchenyisch. Er nennt sie die Mütter des Landes. Die Wiedergeburt Ungarns müßte durch sie erfolgen Die Folge ist, daß das Buch rasend gelesen wird, das durch sein Thema allein kein Aufhebens gemacht hätte. Eine ganze Literatur von Schriften und Gegenschriften entsteht über den „Credit", der den Einfluß englischer Schriften nicht ganz verleugnen kann und z. B. die Ideen und Ansichten Benthams über französische Verhältnisse fast wörtlich abgeschrieben enthält, nur auf Ungarn angewendet.

Das besagt nichts gegen die Originalität des Geistes, der hier zu den Seinigen spricht. Darum ist der Vorwurf der Ausländerei unverdient und ebensowenig stichhaltig, daß er die Bedingungen des eigenen Landes zu wenig kenne, was ihm der Jugendfreund Wesselényi vorhält und unter anderen der alte Dessewffy. In dem Meinungsstreit gehen alte Freundschaften in Brüche; die heftige, allzu heftige Abwehr Szécheny is verdichtet sich zu einem neuen Werk „Világ" (Licht), darin Széchenyi das Weltgesetz der Entwicklung im Hinblick auf die Intelligenz und auf die Nationalität beweist, das ihn im „Credit" geleitet hat und daraus sein Reformprogramm entstanden ist. Dieses Reformprogramm ist in einem bald darauf erschienenen Band „Stadium" niedergelegt.

Alle diese Schriften haben das Gemeinsame, daß sie von dem Stande der damaligen, mittelalterlich gebundenen Verhältnisse aus eine moderne volkswirtschaftliche Behandlung der Dinge forderten nach dem Grundsatz der Mehrproduktion — ein auch heute trotz gründlich veränderter modernisierter Sachlage noch immer lebendiger Imperativ!

Als gründlicher Kenner westlicher Kulturländer, deren Einrichtungen und Volkswirtschaft er auf langen Reisen gründlich kennen gelernt hatte, zeigte Széchenyi als Erster seinen Landsleuten das wahre Bild der Zurückgebliebenheit und des Zerfalls seines Landes, aber mit dem Bild zugleich

auch die Mittel und Wege zur Abhilfe. Das Zauberwort heißt Mehrproduktion, Nutzbarmachung der brachliegenden menschlichen und wirtschaftlichen Kräfte, die Beseitigung der Verkehrhemmnisse, die Erweckung kaufmännischen Verständnisses und Ehrgeizes, kurz: die Einführung der Kapitalswirtschaft an Stelle der mittelalterlichen Naturalwirtschaft.

Aber Kapitalswirtschaft setzt Gleichberechtigung aller Bürger voraus; freien Wettbewerb, persönlichen Besitz, Kreditfähigkeit, eigene Verfügungsrechte, eine entsprechende Gesetzgebung, die Lasten und Steuern und persönlichen oder besitzrechtlichen Verantwortungen gerecht auf alle Bürger verteilt, ohne Ausnahme bevorrechteter Stände und auf Grund der gleichmäßigen Freiheiten und Pflichten die Konzentration der Kräfte und Mittel, der staatlichen, der finanziellen, der privatwirtschaftlichen, der sozialen, der politischen!

Schier unüberwindliche Schwierigkeiten standen dem Reformplan entgegen, der mit einem Schlag das Versäumnis von Jahrhunderten gutmachen wollte. Utopien! Die Unüberwindlichkeit lag in den Vorrechten und Überlieferungen, die zu dem treu behüteten Bestand der Verfassung zu gehören schien. Ungarn befand sich im Vormärz noch im Zustand wie etwa Frankreich vor der Revolution. Das Volk war leibeigen, Robot und Zehent waren die Grundpfeiler des Wirtschaftslebens, der Grundbesitz war unveräußerlich, Ahnenbesitz, die Komitate waren selbstherrlich, und bei der Trostlosigkeit der Kommunikation wirklich ganz auf sich selbst gestellt. Der Adel war abgabenfrei und betrachtete diese Ausnahmestellung als sein heiligstes Vorrecht — was Wunder, daß die Nation zwar hingerissen dieser verheißungsvollen Zukunft lauschte, daß aber die herrschenden Lebensmächte gegen den Mann Front machten, der an alte Rechte und Vorurteile zu tasten wagte.

Aber die Jugend war für ihn, die Intelligenz und vor allem war jene unsichtbare Macht für ihn, die man Zeitgeist

nennt, als deren Sprachrohr und Werkzeug er sich ausersehen fühlen konnte.

Es ist charakteristisch für ihn, daß er von dem Gedanken ausging, die Reform müsse von dem Adel ausgehen, von dem bevorrechteten Stande, dem er selbst angehörte und den er glaubte nur reformieren zu brauchen, um zu dem neuen wiedergeborenen, modernen Ungarn zu kommen.

Dieses Moment ist sehr wichtig, ja fast entscheidend für das Schicksalsdrama des Landes, mit dem sein Persönliches unlösbar verflochten war.

Ein zweites nicht minder bedeutsames Moment kommt hinzu, daß er den Aufbau Ungarns immer im Rahmen und Zusammenhang mit den Gesamtinteressen der Monarchie sah, schon darum nicht, weil es für ihn kein anderes Mittel zur Hebung des Vaterlandes gab, als die Zustimmung und gelegentliche Mitwirkung der Wiener Regierung, die vor allem im Hinblick auf das Ganze zu haben war, und deren Vertrauen unentbehrlich war. Das war wieder ein erschwerender Grund, der ihn in Widerspruch zur Opposition und zu den Landesmächten brachte, auf deren Gutwilligkeit und Reform er es ja abgesehen hatte.

Trotzdem gelang es ihm in nur anderthalb Jahrzehnten seine Utopien wenigstens im Grundriß zu verwirklichen, und zwar nicht indem er bloß Reden hielt, Bücher schrieb, die Gemüter in Bewegung setzte für und wider, sondern indem er hinter dieser Front von widerstreitenden Meinungen auf seine höchst eigenartige und geniale Weise zur Tat überging.

* * *

Wir haben ja bereits gesehen, wie er dabei verfuhr, indem er scheinbar mit dem Vergnügen begann, mit Pferderennen und dabei auf Verbesserung der Landwirtschaft abzielte, mit geselligen Klubs und damit unauffällig eine Reformpartei schuf, deren Zentralsitz das Pester National-Kasino

wurde mit dem Hintergedanken unter anderen auf die Verschönerung und gesellschaftliche Hebung der Hauptstadt, dahinter sich der eigentliche Endzweck einer Konzentration sämtlicher wirtschaftlicher, finanzieller und sozialer Lebensmächte verband. Damals entstand, in der sogenannten Biedermeierzeit, was für uns heute so wichtig ist, so daß wir das heutige Bild nicht verstehen würden, wenn wir nicht den geistigen Grundriß von damals kennten. Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß aus Széchenyis Reformpartei und dem National-Kasino das geworden ist, was von zeitlichen Umgruppierungen und Wandlungen abgesehen heute die Nationale Arbeitspartei ist.

Nicht genug betont werden kann der Grundgedanke des Reformwerkes in seiner späteren Entwicklung, den Széchenyi selbst gewissermaßen als politisches Testament in eine bündige Formel faßt, als er, der kaum 40jährige mitten im emsigen Schaffen und Aufbauen auf einer Studienreise über das eiserne Tor nach Galatz und Konstantinopel beinahe das Opfer einer Epidemie im Orient geworden wäre. Todkrank schreibt er dem Grafen Waldstein den merkwürdigen Brief, der seine Ideen und sein Wirken in Worten und Werken auf diesen lapidaren Satz bringt: „Für die Emporhebung Ungarns gibt es nur drei Mittel: Nationalität, Kommunikation, Handelsverbindung mit anderen Nationen." Und gleichzeitig fügt er, für den echten Ungar nicht weniger charakteristisch, die beschwörenden Worte hinzu: „Ich ermahne Euch freundschaftlichst seid getreue Anhänger unseres gesetzlichen Königs und seiner Dynastie!"

Damit ist der Weg gezeigt für ihn und seine Nachfolger in aller Zukunft, nach dem Kompaß des Herzens dieses größten Ungars.

Mit den ihm eigenen Fanatismus der Sachlichkeit, man könnte sagen mit seiner Leidenschaft der kühlen Berechnung setzt er seine Pläne ins Werk. Die Verschönerung der Haupt-

stadt ist ein gefälliges Wort; aber der innere Sinn bedeutet für ihn: Zentralisation der Landeskräfte. Damit verbindet sich ein anderes als Vorbedingung, nämlich Kommunikation, Verkehrswege, eine Sache, die noch im Argen liegt. Mit seherischem Blick erkennt er die Bedeutung der Donau, nicht nur für die Landeshauptstadt und für die wirtschaftliche Entwicklung, sondern für die Weltstellung der Monarchie überhaupt. Ja, er ist der Einzige, der das überhaupt erkannt in einem Umfang, der selbst den heutigen Wirtschaftspolitikern und Staatsmännern nicht ganz aufgegangen zu sein scheint, soweit man aus den bisherigen Gelegenheitsschriften über mitteleuropäische Probleme urteilen kann. Sein Genius sucht bereits damals in richtiger Erkenntnis den Schwerpunkt im Orient und geht zu diesem Zweck nach Konstantinopel; er sieht ganz klar, daß die Weltstellung Österreichs und Ungarns auf dem Austausch zwischen dem Orient und den westlichen Kulturen beruht, und daß uns der kosmopolitische Strom eine eigenartige Kulturaufgabe zuweist, die in der Völkerverbindung beruht, einem Mitteleuropa im kleinen. Österreich und Ungarn sind die Verbindungsländer zweier Weltteile und zweier Kulturkomplexe. Darin liegt unsere besondere Stellung und Bedeutung, die in kommenden Wirtschaftsbündnissen ihren eigenen Ausdruck finden soll und muß. Mögen das unsere Politiker rechtzeitig erkennen und geltend machen in der Einsicht, daß ein Naumanns Mitteleuropa für uns unmöglich ist und daß wir unser künftiges engeres Bündnis nicht nach dem starren System dieses Rezepts, sondern in der Weise finden müssen, die jedem Teil die freie Entwicklung aus dem eigenen Wesenskern und der eigenen Mission gewährt. Das ist ein, wenn auch unausgesprochener Gedanke, der in dem Reformgedanken Széchenyis liegt, und zwar für Ungarn im besonderen und für Österreich im weiteren Sinn.

Damals steckte die Donauschiffahrt noch in den Kinder-

schuhen. Zwar war die Wiener Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft entstanden, Széchenyi hatte nicht nur Kapital zugeschossen, sondern auch den größeren Wert seiner tätigen Mitarbeit, aber der Verkehr konnte kaum bis Raab aufrecht erhalten werden und an der unteren Donau bildete das Eiserne Tor eine unpassierbare Sperre. Dazu kommt, daß von den 200 Aktien nur 13 in ungarischen Händen waren. Hier setzte die erneute Tätigkeit Széchenyis ein. Sein Zukunftsplan war zugleich ein Finanzprojekt, für das er den Erzherzog-Palatin gewann, durch ihn Metternich, durch Metternich die Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft und durch diese, die die Bedingung stellte, daß sich Ungarn mit größeren Anteilen beteilige, wieder die Reformpartei und außerdem eine Menge europäischer Interessenten. Bezeichnend ist, daß er die Sache als „einen unberechenbaren Nutzen für den österreichischen Staat, als eine wesentliche Verbesserung der österreichischen Monarchie" darzustellen wußte. Der Plan verfing, er selbst bereiste mit Ingenieuren die Stromgegend des Eisernen Tores, nahm das Regulierungswerk selbst in Angriff, ging nach Konstantinopel, kehrte, wie schon gesagt, todkrank zurück und besuchte nach seiner Wiederherstellung die europäischen Höfe um für seine Sache mit Erfolg nicht nur Freunde, sondern auch Geld zu werben. Der Effekt war, daß nicht nur die notwendigen Sprengungen am Eisernen Tor, sondern auch die unerläßlichen Regulierungen und Baggerungen der ungarischen Donau, der Bau von Schiffen und die Eröffnung eines regelrechten Donauverkehrs durchgeführt wurde. Gleichzeitig richtete er sein Augenmerk auf Kanalprojekte, die die Flüsse Ungarns und die entlegenen Landesteile mit dem Hauptstrom und indirekt mit Budapest in Verbindung bringen sollten, worin er freilich nur erst relativ Bedeutendes erreichen konnte. Wieviel davon auch noch der Zukunft vorbehalten bleibt, die geistige Urheberschaft gehört ihm. Aber auch die Eisenbahnpolitik trug von

Anfang an die geistigen Züge Széchenyis. Sie war gestellt auf die Grundpfeiler seiner Reform, nämlich auf Nationalität und Konzentration, indem er dem Sondergeist der Komitate zu Trotz Budapest zum Mittelpunkt des Eisenbahnnetzes machte und von diesem Zentralpunkt aus den Verbindungsweg mit den anderen Nationen suchte, ganz im Geist seiner Donaupolitik.

* * *

Aus dem Donauprojekt entsprang unmittelbar ein weiterer Plan von größter politischer Tragweite. Die Donauregulierung kam mittel- und unmittelbar der nationalen Idee der Verschönerung der Landeshauptstadt zugute, insoferne als sich der monumentale Ausbau der Donauterrassen daran knüpfte, die Entstehung eines der großzügigsten Städtebilder, das heute Budapest repräsentiert. Aber ein Größeres verband sich damit, nämlich der Bau der Kettenbrücke als eine stehende Verbindung zwischen den beiden Städten Ofen und Pest, die bis dahin nur durch eine bewegliche Schiffsbrücke verbunden waren. Während des Schiffsverkehrs öffnete sie sich und dann stockte der Städteverkehr. Beim starken Eisgang im Winter war er ganz unterbrochen. Schon 1832 gründete Széchenyi einen Verein zum Bau einer solchen Brücke und während seines Aufenthalts in England wegen der Donauprojekte ließ er von William Clark den Plan des Brückenbaues entwerfen. Der Bau kostete Millionen, die Schwierigkeit war groß, um so größer aber Széchenyis Zähigkeit. Wieder verstand er es, der Regierung die Sache so darzustellen, daß sie Interesse an diesem Teil der technischen Entwicklung des Landes haben mußte. Der Finanzplan, den er vorlegte, war darauf gegründet, daß „jedermann ohne Ausnahme" zur Entrichtung eines Brückenzolls verpflichtet werde und daß der Bau, die Kapitalsbeschaffung und Amortisation einer Aktiengesellschaft auf etwa 90 Jahre übertragen

werden sollen, wonach die Brücke samt dem Reservekapital für Erhaltungskosten Eigentum der Nation würde. Hinter dem an sich wichtigen Verkehrszweck, der Budapest zum Handelsmittelpunkt des Landes machen sollte, war indes eine höhere Absicht verborgen. Sie war zugleich das Mittel die Regierung zu gewinnen und steckte in der unverfänglichen Klausel „Jedermann ohne Ausnahme".

Széchenyi hatte nämlich erkannt, daß das materielle Darniederliegen Ungarns seinen Grund in der gänzlichen Steuerfreiheit des Adels habe, der zudem Besitzer von Grund und Boden war und in seiner gesicherten bevorrechteten Lage, weder Lasten noch persönliche Verantwortungen trug. Dieses Prinzip sollte zum erstenmal mit der Brückenmaut durchbrochen werden — das war nach dem Sinn der Regierung; der Brückenbau, dessen jährliches Erträgnis auf 200000 Gulden veranschlagt wurde, war nach dem Sinn des Landes. Wenn auch die Sache nicht so glatt ging, wie es nach dieser gedrängten Darstellung erscheinen könnte, so war es der diplomatischen Meisterschaft Széchenyis doch gelungen sein Schifflein zwischen Skilla und Charybdis, zwischen Regierung und Opposition hindurchzusteuern. Das allein war in Anbetracht der damaligen Verhältnisse eine Genietat. Im Jahr 1839 konnte an die Ausführung geschritten werden. Sie wurde nach 1848 vollendet. Sie ist nicht nur ein formvollendeter Bau, der in der Kunstgeschichte des Landes einen Markstein bildet; sie ist vor allem ein Symbol, darin sich der werdende Geist des neuen Ungarns in einem sichtbaren Zeichen ausdrückt. Es ist das tragische Schicksal Széchenyis, daß er die Vollendung seines Werkes nicht selbst schauen konnte, obzwar er sie um mehr als ein Jahrzehnt überlebte. Das historische Drama näherte sich der Peripetie, daraus die Katastrophe des Revolutionsjahres 1848 erfolgte und den Untergang des Lebenswerkes Széchenyis zu besiegeln schien, der sein Haupt in der Heilanstalt zu Döbling bei Wien verbarg.

Weltgeschichte verläuft niemals gradlinig und auch nicht rein mechanistisch, wie es oft das Denken Einzelner ist, die glauben zu führen; sie liebt Zickzackwege, wirft die klügste menschliche Kombination über den Haufen, zerstört den mühsamen Aufbau des Reformwerkes und bringt aus dem scheinbaren Chaos die schier untergegangenen Werte schließlich zu ungeahnten Anwendungen nach einem verborgenen Gesetz, das sich als bewußter höherer Wille in der Geschichte dieses Planeten offenbart. Dieser verborgene höhere Wille stößt selbst die Person des Urhebers brüsk zur Seite, sobald sie anfängt zu hemmen, überträgt die Fortentwicklung den Gegnern, die selber nur Werkzeug sind, von etwas getrieben was über ihnen steht und die selbst vernichtet werden durch den eigenen Überschwang als bewegende Feuergeister, die sich in der eigenen Flamme aufzehren; was bleibt, siegt und weitertreibt ist eine geistige Kraft, die ihr inneres Schicksals- und Gestaltungsgesetz enthält und nicht zu unterdrücken ist. Das geht recht anschaulich aus diesem Geschichtsdrama hervor.

Der Umschwung trat ein als der große Gegenspieler Ludwig Kossuth auf dem Schauplatz erschien, gewissermaßen Werkzeug und Verkörperung jenes bewußten höheren Willens des Geschichtsgeistes, ja, er ist die politische Gestaltwerdung des Reformwerkes Széchenyis selbst. Die tragische Personifikation der Selbstentzweiung, die dramatische Verwicklungen und Entladungen hervorbringt, gewissermaßen Spaltpilz, der den Entwicklungsprozeß in der geistigen Retorte beschleunigt, wenn auch mit solcher Schnelligkeit und Heftigkeit, daß Explosion entsteht. Vergebens kämpft Széchenyi gegen Überstürzung; die Dinge, die er selbst schuf, nehmen einen Gang mit der Kraft und Gewalt von Naturereignissen, die der Macht des einzelnen spotten.

Es wurde schon angedeutet, daß Széchenyis Ideen die Jugend begeisterten und fortrissen; mit dieser Kraft und mit der unwiderlegbaren Logik seiner Taten und Erfolge

gelang es ihm den Widerstand seiner Gegner zu besiegen und insbesondere die Selbstbesteuerung der Aristokratie durchzusetzen. Aber es bestand dennoch eine tiefgähnende Kluft zwischen seiner Anschauung und derer der Opposition. Der innere Gegensatz mußte eines Tages offenbar werden. Mit den materiellen und sozialen Reformen fand Széchenyi ungeteilten Anklang, ganz anders aber stand es in politischen Dingen. Wenn der Adel schon zahlen muß, dann wollte er auch wissen, wofür er zahlte, er verlangte eine Kontrolle, eine verantwortliche Regierung, etwas, das naturgemäß in der verfassungsmäßigen Entwicklung Ungarns lag. Széchenyi hielt den Zeitpunkt noch nicht für reif, er sprach dagegen, aus Opportunitätsgründen — in diesem Augenblick erschien der voraneilende Reformer in den Augen seines Landes als Reaktionär. Der Vorwurf wurde erhoben, er wolle sich nach oben hin (der Wiener Kanzleiregierung) gefällig zeigen, in der man ein Hindernis der selbständigen Entwicklung des Landes erblickte. Aber Széchenyi hatte seinen guten Grund dafür; Franz I. war gestorben, eine starke Reaktion setzte in Wien ein, man blickte argwöhnisch auf die Entwicklung Ungarns, kleinliche Schikanen, Verdächtigungen, Prozesse wegen angeblichen Verschwörungen, Zensurübergriffe waren an der Tagesordnung und machten böse Stimmung im Land. Der junge Kossuth hatte selbst wegen Zensurvergehen in den Kerker wandern müssen, ihn schmückte die nationale Märtyrerkrone als er öffentlich auftrat. Regierung und Nation standen gegeneinander, der Zwist konnte gefährlich werden, und das ganze Reformwerk zum Scheitern bringen. Ein Mann konnte helfen, versöhnen, beschwichtigen, und das war Széchenyi. Nur widerwillig und notgedrungen ließ er sich in die Politik ein, von der er sich wohlweislich ferngehalten hatte.

Die Reden, die er in den Reichstag-Sessionen 1839 bis 1843 hielt, die politischen Schriften, die er veröffentlichte,

deckten den inneren Gegensatz auf, der nicht etwa ein Gegensatz der Gesinnung war, sondern ein Gegensatz in der Wahl der Mittel und Wege. Sie führten zur Isolierung des Genius. Die Jugend, die ihm anhing — der junge Kossuth gehörte dazu — gründete im Verein mit den oppositionellen Kräften, dazu der verdienstvolle Graf Batthyánnyi und etwa 40 Magnaten gehörten, ein Oppositions-Kasino als straffere Parteiorganisation, die bekanntlich im Prinzip heute noch besteht und als deren Haupt und leidenschaftlicher Sprecher allmählich Kossuth emporwuchs. Als Parteiorgan wurde von ihm 1840 der bekannte Pesti Hirlap (Pester Zeitung) gegründet, darin in einer Reihe glänzender Artikel die ersten flammenden Manifeste des Agitators erschienen. Széchenyi erwiderte in einer Gegenschrift, die ein dickes Buch bildete unter dem Titel: „Kelet népe" (Das Volk des Ostens) und ein ganzes Glaubensbekenntnis enthielt. Der große Zweikampf zweier Männer hatte begonnen, in denen zwei Prinzipien wieder einander stritten. Ein Kampf auf Leben und Tod, in den die Nation verflochten war. Alles andere tritt an Bedeutung zurück, die Riesenschatten der beiden Gegner beherrschen allein die Bildfläche, die sich durch mehr als anderthalb Jahrzehnte unerbittlich gegenüber stehen zum Angriff und Ausfall geduckt und sprungbereit in einem Ringen sondergleichen, das tragisch enden mußte für beide, aber auch für beide ruhmvoll. Es ist kein Zufall, daß der Kampf persönlich geführt wurde, von Mann zu Mann, und daß Széchenyi, wiewohl es ihm um die Sache ging, die Person Kossuths zum Gegenstand seiner Angriffe und Abwehr machte. Wogegen Kossuth mit ostentativer Ehrerbietung gegen Széchenyi das Persönliche vermied und sich durch diesen eleganten Fechterkniff in den Augen der Arena einen Vorteil sicherte. Aber Széchenyi hatte schon in dem werdenden Kossuth den dämonischen Genius gewittert, und das Verhängnis kommen gesehen. Die Tragik bestand für ihn darin,

daß er in Kossuth sich selbst und sein Werk bekämpfen mußte. Er sah wie die anderen sich seiner Ideen bemächtigten und damit auf und davon gingen, nach dem Gesetz der Fliehkraft, die in diesen Ideen lag. Er befand sich in der Lage des Lenkers, der die feurigen Rosse in Lauf brachte und die rasenden nicht mehr zum stehen bringen konnte. Die Dinge hatten ihr eigenes Schwergewicht bekommen, und vollendeten sich nach ihrem eigenen Lebensgesetz, über das der Urheber keine Gewalt mehr hatte.

Das Genie Kossuths bestand darin, daß es die politischen Tragweiten und Möglichkeiten in dem Werk Széchenyis sofort erkannte, die dieser sorgfältig behütet und verborgen hatte. Mit dem Drängen des jungen ehrgeizigen Stürmers und mit der verzweifelten Kraft eines um Lebensexistenz und Karriere ringenden Mannes, bei dem Eitelkeit und Ruhmsucht keine geringe Rolle spielten, zog der Agitator unbedenklich die letzten Konsequenzen. Der Boden war vorbereitet, die Nation jubelte dem begeisterten Redner zu, der ihre geheimsten Gedanken und Hoffnungen in glänzenden Zukunftsbildern greifbar nahe hinstellte, unbekümmert um alle Verantwortungen und alle Abgründe, über die sich die hemmungslose Phantasie hinwegsetzt. Alle Ehren und Lorbeeren, die Széchenyi als dem geistigen Urheber des auf lange und schrittweise Entwicklung angelegten Werkes gebührten, sammelte der junge Konquistatore auf sein Haupt. In demselben Maße wurde es leer um Széchenyi, den man als verstandeskalten Materialisten verschrien hatte; man berauschte sich lieber mit dem Idealisten.

Nicht daß es den Idealisten an Logik gefehlt hätte; sie war stärker als ihre Politik, die in der Kunst des Augenblicks besteht, nach dem Grundsatz, daß jeder Moment sein eigenes Gesetz habe. Auch nicht, daß ihr Ziel von dem Széchenyis verschieden wäre. Vielmehr hatten beide ein und dasselbe Ziel. Entgegengesetzt waren nur die Wege. Des materiellen Fort-

schrittes, wollen sagt Széchenyi, müsse man mit der Regierung Hand in Hand gehen. Des materiellen Fortschrittes willen, sagt Kossuth, müsse man mit aller Entschiedenheit gegen die Regierung gehen. Kossuth betrachtete die Dinge vom exklusiv ungarischen Standpunkt; Széchenyi behauptete in der res hungarica den Weltstandpunkt. Széchenyi wollte die Reform Ungarns durch die Aristokratie bewerkstelligen, Kossuth verlangte sie namens der unteren Stände mit den Worten: „Mit und durch Euch, wenn Ihr wollt; ohne, ja gegen Euch, wenn es sein muß ....“ Schroff erhob sich gegen den Aristokraten Széchenyi der Demokrat Kossuth. Der Graf forderte Zentralisation der Exekutive und der Wirtschaft, um die Ausführung der gefaßten Beschlüsse nicht dem Belieben von 52 Komitaten anheimzustellen; Kossuth dagegen stützte sich auf die Komitate, darin seine Popularität wurzelte. Széchenyi wollte die Befreiung des Grundbesitzes und die politische Gleichberechtigung aller Bewohner des Landes, aber zugleich war er es wieder, der sich der praktischen Verwirklichung entgegenstellte, und eine Anzahl von Fideikommissen aufrechterhalten wollte, aus nationalen Gründen, weil er das ungarische Element bedroht sah, wenn Grund und Boden massenhaft in das Eigentum anderer Nationalitäten gelangte. Ähnlich verhielt es sich mit der Sprachenfrage. Er, der die Nationalität als den Grundpfeiler der Entwicklung erklärt hatte, sprach sich gegen ein ungestümes Magyarisieren aus und erblickte darin den Grund der damals einsetzenden panslavistischen Reaktion. Immer war er in der Idee kühn, aber in der Praxis vorsichtig. Dabei spielte ihm wohl auch sein autokratischer Wesenszug, wie schon angedeutet, einen bösen Streich. Er war ja für die Selbstbesteuerung des Adels eingetreten, freilich zunächst in der Form wie es die Mautfrage bei der Kettenbrücke zeigt und wie er es ähnlich bei seinem Kanalprojekt Pest-Szolnok-Szeged durchzuführen gedachte, also in Verbindung mit technischen und materiellen

Neugründungen und Fortschritten des Landes. Als sich aber einer der Edlen, um ein entscheidendes Beispiel zu geben, unter dem Beifall von Gesinnungsgenossen freiwillig als erster unter den Steuerpflichtigen meldete, Stephan Bézeredj, der auch als erster die Leibeigenschaft auf seinen Gütern in Tolna aufhob, eröffnete Széchenyi wider besseres Erwarten 1844 eine heftige Fehde gegen ihn unter dem Titel: „Die vor der Zeit losgegangene Pistole." Der gleiche Vorgang wiederholte sich als ungarische Patrioten, Deák darunter, den „Schutz-Verein" zur Hebung der ungarischen Industrie unter der Leitung Kossuths gründeten, mit der Tendenz den ungarischen Konsumenten zu verpflichten, daß er vor allem ungarische Erzeugnisse kaufe und durch die stärkere Nachfrage belebend und qualitätssteigernd auf die heimische Industrie einwirke. Der Schutzverein fand die vollständige Mißbilligung Széchenyis, der das gleiche Ziel auf eine andere, weniger ostentative Weise zu erreichen vermeinte. Es lag ja in der Tendenz seiner Reform.

Kein Wunder, daß der Freundeskreis um ihn mehr und mehr zusammenschmolz. Nicht in der Idee aber in der Praxis stand er gegen den erwachenden Geist der Demokratie, den er selbst erweckt hatte. Gewiß hatte sein Verhalten tiefe politische Gründe, die nicht an der Oberfläche lagen, und erst im Nachhinein, als die von ihm befürchteten Verhältnisse eingetreten waren, verständlich wurden. So schien der Fortschrittler mit einemmal ein Rückschrittler, ein tragisches Mißverständnis, das aber umso begreiflicher ist, als das wofür und wogegen er kämpfte eigentlich erst im Keim vorhanden war. Man konnte damals noch nicht wissen, daß seine größere Vorsicht darin beruhte, daß er der größere Seher war und die Katastrophen vermeiden wollte, auf die andere ahnungslos zutrieben. Aber keinem Propheten wird im eigenen Lande geglaubt.

Mit der Regierung und durch sie wollte Széchenyi er-

reichen, was Koſſuth ohne, ja gegen ſie zu bewerkſtelligen gedachte. Die Kluft zwiſchen ihm und der Oppoſition war aufgetan und unüberbrückbar; trotzdem verſchmähte er es ſich den Konſervativen anzuſchließen, die zwar regierungstreu waren, deren reaktionäre Richtung natürlich am allerwenigſten ſeines Sinnes war; in dieſem Widerſtreit ſchloß er ſich unmittelbar der Regierung an, ja, er ließ ſich ſogar ein Amt übertragen als königlicher Kommiſſär für Kommunikationsweſen und leiſtete in dieſer Eigenſchaft eben mit Hilfe der Regierung und durch ſie ſeinem Vaterland unſchätzbare Dienſte. Projekte entſtanden und wurden in die Wege geleitet, die zu den größten neben der Donaufrage und der Brückenangelegenheit gehören. Es iſt die Frage der Waſſerſtraßen, der Kanalangelegenheiten, der Regulierung der Theiß, die Einrichtung der Theiß-Dampfſchiffahrt, die Einrichtung der vier großen Eiſenbahnlinien mit Budapeſt als Brennpunkt, kurz eine Menge von Verkehrs- und Waſſerſtraßenfragen, die damals in Angriff genommen und zum Teil heute noch Gegenſtand der öffentlichen Arbeiten ſind. So groß und vorſchauend war das Werk des genialen Mannes, daß man in allen Kulturarbeiten, die man in Gang findet oder die ſich als Zukunftsnotwendigkeit herausſtellen, in der Wurzel auf Széchenyi ſtoßen wird, auf Vorarbeiten von ihm, die der Entwicklung die Richtlinien auf mehr als hundert Jahre hinaus geben. Sein Werk iſt keineswegs als ſchon vollendet zu betrachten.

* * *

Unterdeſſen trieb der politiſche Kampf dem Höhepunkt des Dramas entgegen. Nur in knappen Zügen ſollen die Ereigniſſe zuſammengefaßt werden, die zur Kataſtrophe trieben. Koſſuth trat mit dem Programm der Oppoſition hervor, das dem Reformgedanken Széchenyis entnommen war, nur mit dem Unterſchied, daß die Reform ohne, ja gegen

die Regierung durchgeführt werden sollte. Vergebens mochte ihm Széchenyi entgegenhalten, daß die Opposition so lange berechtigt war, als sich die Regierung feindselig gegen Ungarn verhielt, daß aber die Agitation unnütz und schädlich sei von dem Augenblick an, wo die Regierung wieder wie jetzt entgegenkommend sei bis zu der Grenze, die das Gesamtstaatliche Interesse vorzeichne. Aber die liberale oder oppositionelle Partei erblickte in dem gesamtstaatlichen Interesse nur eine Maske für antiungarische Tendenzen.

Die Zeit war günstig, mit unheimlicher Schnelligkeit reiften die Erfüllungen; was in steter Arbeit kaum nach Jahrzehnten möglich schien war jetzt im Handumdrehen gewonnen. Die Flammenzeichen der Februar-Revolution standen am Horizont, die Regierung war gefügig, Kossuth erreichte im Sturm die Bewilligung der sogenannten 48er Forderungen: ein eigenes Ministerium — selbständige ungarische Finanzverwaltung, allgemeine Besteuerung — gleiche politische Rechte aller Bürger, Reform der Kredit- und Besitzverhältnisse — durchwegs Reformen, die ja im Grund des umsichtig angelegten Werkes Széchenyis lagen. Damit das konstitutionelle Ungarn hinfort nicht durch Zugeständnisse an den absolutistisch regierten österreichischen Teil der Gesamtmonarchie gebunden würde, ward verlangt, daß auch die österreichischen Länder eine Verfassung erhielten und konstitutionell regiert würden.

Es darf nicht übersehen werden, daß Kossuth und seine Anhänger nirgends mehr gefeiert wurden als von dem liberalen Teil der Wiener Bevölkerung — der Absolutismus hatte eben seine Rolle ausgespielt.

Um so reaktionärer mußte Széchenyi seinen Zeitgenossen erscheinen, der in Kossuth einen bösen Dämon bekämpfte und sich in düsteren Prophezeiungen erging, während andere die unmittelbare Verwirklichung einer glänzenden Zukunft vor

Augen hatten, sah er bloß eine Drachensaat aufgehen. Schon die nächsten Ereignisse gaben ihm Recht.

Bei der Bildung eines selbständigen ungarischen Ministeriums mit eigener Finanzgebarung war die logische Konsequenz, daß ein Teil der österreichischen Staatsschuld übernommen werde, soweit sie auf ungarische Angelegenheiten Bezug hatte. Die Antwort auf diese Forderung war ausweichend, wenn nicht direkt ablehnend. Ein gleiches Schicksal erfuhr die weitere Forderung von Beistellung von 40000 Rekruten für den italienischen Feldzug, sie wurden zwar ohne weiteres bewilligt, aber Kossuth wußte soviel Vorbehalte daran zu knüpfen, daß die Bewilligung illusorisch wurde. Eine der Bedingungen lautete, daß der König selbst nach Ungarn käme, die Krone müßte im Mittelpunkt des Landes repräsentiert werden und falls der Monarch sich nicht dazu entschließen könne, möge er in der Person des Erzherzog Franz Joseph dem Land einen jüngeren König geben ..... das war durchsichtig. Auch an gelegentlichen Sympathieäußerungen für die italienische Bewegung ließ es Kossuth nicht fehlen. Mit dem Truppen-Kontingent wurde schon deshalb nichts, weil der Sturm bereits im eigenen Lande war und Kossuth, der ihn heraufbeschworen, nicht die Macht hatte, ihm zu gebieten. Es kam, was Széchenyi vorausgesehen hatte, das plötzliche Einsetzen demokratischer Tendenzen rollte unvermittelt die Nationalitätenfrage in aller Schärfe auf. Die Südslaven, Serben und Kroaten erhoben sich, die nordungarischen Slaven; sie pochten auf die neuen Rechte, es schien auf die Losreißung von der ungarischen Krone, auf die Zerstückelung Ungarns abgesehen. Ob und wie weit die Machthaber der Wiener Kanzleiregierung als Drahtzieher dabei die Hand im Spiel hatten, gehört zu den Geheimnissen der höheren Politik. Ein russisches Heer stand am Pruth, kurz Gewitterwolken zogen von allen Seiten auf und nun konnte Kossuth erst recht die Truppenbeistellung verhindern

mit der etwas theatralisch inszenierten Erklärung vor dem Parlament: „Meine Herren, das Vaterland ist in Gefahr!“ Unter seiner Diktatur setzte sich das Land in den Stand der Selbstverteidigung — Honved-Armeen wurden gebildet, Papiergeld gedruckt, die Kossuth-Noten, die Dinge gingen, wie sie eben bei Revolutionen zu gehen pflegen ..... Die Tragödie endete 1849 mit dem Zusammenbruch bei Vilagos wo Györgey am 2. August vor der russischen Übermacht die Waffen streckte.

* * *

Die Vorsehung hatte Széchenyi davor bewahrt, unmittelbarer Zeuge des letzten blutigen Aktes zu sein. Seine Seele hatte bereits vorher alle Erschütterungen in den schreckerfüllten Visionen durchgemacht, die ihm hellsichtig die Zukunft enthüllten. Als die vorgeschauten Ereignisse wirklich eintraten, war sein Geist umnachtet. Eine Wohltat für ihn. Schon vorher hatte er in dem völligen Zusammenbruch seiner Kräfte einen Selbstmordversuch verübt er hatte sich bei Gran in die Donau gestürzt und wurde mit Mühe unter dem Rad eines Dampfers hervorgezogen. Bald darauf mußte er nach Döbling gebracht werden, wo später ein anderer Ungar, der ebenfalls der tiefen Melancholie verfiel, seine letzten Jahre verdämmerte: Nikolaus Lenau. Széchenyi genaß wieder, aber er verließ die Anstalt nicht mehr. Sie war ihm ein Asyl geworden, in deren Verborgenheit er während der folgenden Zeit der finsteren Reaktion für sein Vaterland tätig sein konnte, unverdächtigt, als Wahnsinniger, für den er galt. Nach Jahren wurde die Sache allerdings ruchbar, Hausdurchsuchungen erfolgten, wahrscheinlich nicht allzu delikat, kurz in einem schweren Rückfall, als Folge der Aufregung, machte der Graf seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende.

* * *

Der Sturm von 48 und 49 hatte die Verfassung, die Selbständigkeit Ungarns, die sanktionierten Gesetze, das eigene Ministerium und die Träger der neuen Ideen hinweggefegt. Széchenyi wahnsinnig, Kossuth nach Italien entflohen, ins Exil gegangen, fern der Heimat wie viele seiner Anhänger, andere im Kerker schmachtend, zum Tode verurteilt, 13 ungarische Generäle in Arad hingerichtet, die Nation niedergeworfen und geknebelt unter den Ministerien Bach und Belcredi, mit einem Netz tschechischer Beamter überzogen, den sogenannten Bachhuszaren — das schien das Ende eines ruhmvollen Aufstiegs, die Zertrümmerung des großgedachten Aufbaus, des Lebenswerkes Széchenyis, das allzu hastig vorgreifende Hände an sich gerissen und nationaler Übereifer, Fanatismus und größenwahnlicher Ehrgeiz zu Fall gebracht hatte, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß es im Grunde ebenfalls edle Eigenschaften gewesen sind, die im „bösen Genius" Kossuth und seinen Anhängern wirksam waren.

Die merkwürdige Prophezeiung Széchenyis war eingetroffen, als er 1846 Kossuth beschwor die Agitation aufzugeben, indem er ihn mit den Worten apostrophierte; statt schöpferisches Genie sei er nur ein Projektenmacher; statt Volksbeglücker, nur ein Volksaufwiegler; statt politischer Heiland oder tiefblickender Staatsmann, nur ein mit Einbildung und Dünkel gesättigter Mensch, dessen selbstgeschaffene Welt nicht reeller sei als die Fata morgana, und der im Wahn die Nation zu regenerieren, das Vaterland nur in größere Knechtschaft zurückgeworfen haben wird .... Mit unerbittlicher Folgerichtigkeit hatten sich die prophetischen Worte buchstäblich erfüllt, die er schon 1842 seinem Gegner zugerufen, daß die Zeit gar nicht so fern ist, wo die nationale Sprache nur mehr einer mattglimmenden Lampe gleicht, die allein noch von der Akademie geschützt und bewahrt werden wird, die heimatliche Sprache als Grundlage der natio-

nalen, unabhängigen Existenz, die der Ungar, verführt von seinem heißen Blut und seinen Götzen, aufs Spiel zu setzen im Begriffe stehe ..... und diese Zeit war gekommen, wo in Pest unter der Herrschaft des Absolutismus nicht einmal ein Gymnasium mit ungarischer Sprache geduldet wurde.

Aber in der Finsternis glomm ein, wenn auch schwaches, Hoffnungslicht. Es war der Gedanke an Deák. Von der Irrenanstalt aus wußte sich Széchenyi durch seine Getreuen mit ihm in Verbindung zu setzen und von hier aus waren die Fäden gesponnen, die später zu dem „Ausgleich" führten, zur Versöhnung der Nation mit dem Herrscher. Die geistige Kraft war nicht verloren gegangen, sie wählte Umwege, zerbrach die Formen, um in neuer Gestalt wieder aufzuerstehen. Der Geist Széchenyis war auch in dem zu erkennen was dann geschah. Ja selbst die finstere Zeit der Reaktion war nicht ganz ohne Nutzen; in ihr wurde, allerdings durch österreichische Regierungsgewalt, manches Werk fortgesetzt, das Széchenyi früher begonnen hatte, namentlich die Verbesserung der Kommunikationen, wenn es auch nicht gerade der Nation zuliebe geschah, sondern aus dem nächstliegenden praktischen Grund, weil bei der vielfach noch bestehenden Wegelosigkeit die Exekutive stecken blieb. So war es noch 1866 der Fall, während der Auseinandersetzung zwischen Preußen und Österreich, wobei Ungarn passiv abseits stand. Österreich mußte sich auf sich selbst besinnen, es war die Zeit zur inneren Einkehr und Umkehr. Zum Glück hatte eine Frau die Vorsehung gespielt, die Kaiserin Elisabeth, die begonnen hatte insgeheim die zerrissenen Fäden neu zu knüpfen und mit Deák in Briefwechsel stand. Sie begab sich in der kritischen Zeit um 66 mit dem kleinen Kronprinz Rudolf persönlich nach Budapest um die Stimmung kennen zu lernen. Der Jubelschrei der ganzen Nation bewies, daß das dynastische Gefühl im Herzen des echten Ungars nach wie vor lebendig war. Es war Franz Joseph I. eigenster Entschluß, sich über

seine Räte hinweg mit der Nation zu verbinden, um zu wissen, was die Ungarn eigentlich wollten. Die denkwürdige Tatsache wird verzeichnet, daß Franz Deák als schlichter Landedelmann mit einem Köfferchen in der Hand im Einspänner ungekannt in die Hofburg fuhr und dem Monarchen ein wahrheitsgetreues Bild der Dinge entwarf. Es mochte den Kaiser ergriffen haben, als ihm auf die Frage, welche die Forderungen der Ungarn nunmehr seien, Deák erwiderte, die Nation denke nicht daran die schwierige Lage der Monarchie auszunützen, die Forderung sei daher keine andere als die Wiederherstellung der 48er Gesetze, die verfassungsmäßige Selbständigkeit Ungarns und als indirekte Folge, die Wiedereinführung parlamentarischen Lebens in Österreich. So erfolgte im Jahre 1867 die Königskrönung und der Wiederaufbau Ungarns auf Grund der sogenannten 67er Ausgleichgesetze, darüber sich das Kapitel über die Lehre der heiligen Krone oder die ungarische Staatsidee des näheren ausspricht.

* * *

Von 1867 an beginnt das große Blühen des Landes, die mächtige Entfaltung der Hauptstadt. Jetzt erst treibt die Saat Széchenyis zur Frucht. Aus der eigenen Kraft der Nation heraus. Bewundernswert ist was in der Spanne von einem halben Jahrhundert aus diesen eigenen Kräften heraus alles entwickelt worden ist, ohne daß noch das ganze Reformwerk Széchenyis erfüllt wäre. Alle Probleme, die er sah und vorbereitete, stehen heute auf der höheren Stufe wieder da, der neuen Lösungen harrend. Schaut man in den Spiegel der Vergangenheit, kommt die Gegenwart heraus. Und mit ihr der ganze Zug moderner Probleme, die sich im Schoß der Biedermeierzeit als Keim entwickelten und Széchenyi bewegten; wenn sie auch heute bei veränderter Sachlage anders scheinen, im Prinzip sind sie dieselben: Mehrproduktion in Landwirtschaft und Industrie (siehe Kapitel moderne Wirt-

schaftsprobleme), Nutzbarmachung der Wasserstraßen, Schiffahrt- und Kanalprojekte, Organisationsfragen, die Nationalitätenfrage, die Wahlrechtsfragen im Zusammenhang mit der Arbeiterfrage, usw. usw. Ja selbst der Grundriß des Parteilebens ist annähernd der gleiche, wenn man von den Parteifraktionen und dem komplizierteren Gefüge nach jeweils maßgebenden Persönlichkeiten und Richtungen absieht und sich an die einfachen Hauptlinien hält. So unübersichtlich und nicht leicht faßlich für den Außenstehenden die politischen Lager und zeitweiligen Konstellationen auch scheinen mögen, sie sind in der Hauptsache doch wieder nach zwei Brennpunkten orientiert, davon der eine die Opposition bildet mit sehr unterschiedlichen mehr oder weniger demokratischen Tendenzen, dazu die Kossuthianer gehören, die 48er und die Sozialen in allerdings liquiden Verbindungen; während der andere Brennpunkt die Nationale Arbeitspartei ist, die Regierungspartei und darum schon die Majorität, die sich auf das Vertrauen des Landes stützen darf, weil eben der Geist Széchenyi-Deáks hinter ihr steht.

11. Nationale Literatur

Der nationalen und politischen Wiedergeburt Ungarns (durch Széchenyi, Kossuth, Deák) ging das Wiedererwachen der nationalen Dichtung voraus. Ja, man kann sagen, daß sie der geistige Unterbau ist, die innere Voraussetzung, darauf sich die Reform der Széchenyi-Zeit und somit das moderne Ungarn gründet. Kultur, Wirtschaft, Politik, alles hängt hier unlösbar mit der nationalen Grundfrage zusammen. In ihrer Sprache und Dichtung lebt die Nation. Wenn sich nun die Nation bedroht fühlt und um ihren Bestand zu ringen anfängt, was immer zunächst ein Geistiges ist, dann pflegt die nationale Dichtung zu erwachen, die aus der Not des Volkes immer die schönsten und ergreifendsten Töne findet. Und dann am echtesten ist. Sie ist am echtesten und darum am ergreifendsten, wenn sie die elementaren Natur- und Seelenkräfte am unmittelbarsten zum Ausdruck bringt. Sie ist Weckruf und darum Herold im Kampf um Freiheit und Zukunft. Sie ist am klassischsten da, wo sie zugleich am volkstümlichsten ist. Das zeigt sehr eindrucksvoll die ungarische National-Literatur, die das 1825 beginnende neue Werden Ungarns einleitete und begleitete, eigentlich aber schon seit Maria Theresia sich sehnsüchtig zu regen beginnt.

* * *

Bevor wir dieser Erscheinung näher treten, wollen wir einen raschen Umblick auf die ältere nationale Literatur Ungarns werfen. Der wilde Rosenstrauch der Volksdichtung trieb hier allezeit lebenskräftige und nimmerdorrende Blüten,

davon sich schon im Mittelalter die Kunstdichtung manches frische Reis in ihr klösterliches Gärtlein pflanzte. Was solcherart entstand trug in der älteren Zeit die allgemeinen Züge des gelehrten und geistlichen Ursprungs und ist in Chroniken, biblischen Bearbeitungen, Heiligen- und Legendendichtungen überliefert. Soweit die lateinische Sprache vorherrscht, konnte man nur bedingtermaßen von National-Literatur sprechen. Anders steht es natürlich mit den Schöpfungen, die aus den bodenständigen Wurzeln stammten und in der Volkssprache geschaffen waren. Sie gehören zu den edelsten Blüten der ungarischen Dichtung. Solche waren die sogenannten „Blumenlieder", alte Liebeslieder von jener süßen Schwere, wie sie wohl heute noch entstehen, Liebeslieder aus der Reformationszeit, von denen zwar nichts erhalten geblieben ist; wohl aber scheint manche dieser verschollenen Blumen zu neuen Kränzen verflochten in der romantischen Liebes- und Abenteuerpoesie, darin sich die Seele des Ungars in ihrer Leidenschaft und Melancholie ausspricht. Als Hauptvertreter dieser Richtung wird Valentin Balassa (1551—94) genannt. Vaterländische Epen mit religiösem oder legendenhaftem Einschlag werden von fahrenden Sängern, den Lautenschlägern (Lantosog) dem Volke vorgetragen; der berühmteste unter ihnen war Sebastian Finodi (geb. 1566), der seine Schöpfungen unter dem Titel „Chronica" drucken ließ. Die Heldendichtung, darin sich die Taten und die tragischen Geschicke der Nation abspiegeln nimmt einen breiten Raum ein; sie erreicht ihren Höhepunkt in Nikolaus Zrinyi (1620—1664), dem großen ungarischen Kriegsmann, dessen Nationalepos, Zrinyias genannt, die Türkennot schildert und die heldenmütige Verteidigung der Festung Szigetvár gegen Sultan Soliman; im Mittelpunkt der Handlung steht der Held Zrinyi, des Dichters Großvater, der 1566 mit seinen 300 Tapferen fiel (ein Stoff, den auch Körner bearbeitet hat). Es ist das größte National-

epos Ungarns bis Vörösmarty (1825). Volkstümlicher als Zrinyi aber war ein anderer Dichter des 17. Jahrhunderts, Stephan Gyöngyösy (1625—1704), Advokat und Vizegespan im Komitat Gömör, dessen Reimchronic in Alexandrinern die Liebesgeschichte des Grafen Wesselenyi und der Gräfin Marie Széchi erzählt unter dem Titel „Die mit Mars verkehrende Murányer Venus" (1664), eine historische Tatsache, nach der dieser der Habsburger Partei angehörige Graf die uneinnehmbare Murányer Festung dadurch erobert, daß er die Liebe der Befehlshaberin gewinnt, der Marie Széchi, die nach Übergabe der Festung seine Gemahlin wird. Als die dichterischen Vorzüge seiner etwas zerfließenden Chroniken wird die Schönheit der Sprache, der Reichtum an Bildern, Gleichnissen, Natur- und Seelenschilderungen gerühmt und der Einfluß dieser Dichtungen auf die Entwicklung der ungarischen Sprach- und Verskunst als außerordentlich groß bezeichnet.

Das Schönste aber, was die ungarische Volks- und National-Dichtung damals hervorgebracht hat, bleiben doch die Kuruczenlieder der Freiheitskämpfer, in denen sich das Leid der Nation und die Klage des armen Soldaten auf die ungesuchteste Art und darum am ergreifendsten ausspricht. In ihrer unübertrefflichen, schlichten Schönheit bilden sie das Wunderhorn der dichtenden Volksseele und es ist bemerkenswert, daß heute wieder, im Weltkrieg, das Wunderhorn des ungarischen Volksgenius erklingt in neuen Tönen, wenn auch nicht gesagt werden kann, daß die Kuruczenlieder in ihrer eigentümlichen poetischen Kraft und Schönheit je wieder erreicht worden seien. Es war damals eben das Heroenzeitalter der Nation und das nationalste ungarische Lied, das Rákóczilied, ist Seelenausdruck. Nach seiner ergreifenden Melodie entstand später der Rákóczimarsch, den Berlioz bearbeitet hat. Der Szatmárer Friede 1711 bringt den Stillstand der jahrhundertelangen Kämpfe, aber auch den

Stillstand der nationalen Literatur. Die liberale Herrschaft der Habsburger beginnt unter Karl III. (VI.) und der Maria Thereſia. Die ungariſche Sprache wird vernachläſſigt, die ungariſchen Magnaten bedienen ſich der höfiſchen Sprache, des Deutſchen und Franzöſiſchen, der Landadel bedient ſich des Lateiniſchen als der Staats- und Verkehrsſprache der Gebildeten. Demgemäß blüht die wiſſenſchaftliche Literatur wie überall im 18. Jahrhundert. Aber die Nation verſinkt in Apathie und mit ihr die nationale Dichtung.

* * *

Unter Maria Thereſia beginnen die erſten ſchüchternen Regungen der zweiten großen Blüte nationaler Dichtung, die zur allgemeinen geiſtigen Erhebung der Nation führt. Einem ſehr eigentümlichen Umſtand iſt dieſes neue Keimen zu verdanken. Maria Thereſia bewahrte den Ungarn ein dankbares Herz, die 1741, als der Thron wankte, ringsum von Feinden bedroht, treu zu ihr hielten mit dem Ausruf auf dem Preßburger Reichstag: vitam et sanguinem ... Aber auch Ungarn hat kulturell ſehr viel der Königin zu verdanken, die ſich gleich ihrem Vater dem Wiederaufbau des verwüſteten Landes widmete. Es erfolgten damals die großen deutſchen Koloniſationen, darin die Germaniſierungstendenzen deutlich zum Ausdruck kamen. Das Ziel der Politik dieſer Zeit war die zentraliſtiſche deutſche Geſamtmonarchie, der Einheitsſtaatsgedanke mit ſtraffer Organiſation. Die üblen Erfahrungen Maria Thereſias bei ihrem Regierungsantritt, die Bedrohung des Reichs, mochten dieſen Gedanken geſtärkt haben. Die Nationalitätenfrage exiſtierte ſo gut wie gar nicht. Wohl aber exiſtierte ein ungariſches Staatsrecht, deſſen Selbſtändigkeit durch die pragmatiſche Sanktion neuerdings verbrieft und anerkannt war. Nicht daß Maria Thereſia auf die ungeſtüme, gewaltſame und etwas doktrinäre Art ihres Sohnes und Thronnachfolgers Joſeph II. vorgegangen

wäre, ſie bewahrte auch in ihrer Entnationaliſierungstendenz den Ungarn gegenüber den klugen und feinen Takt der Frau, die mit Liebenswürdigkeit und Diplomatie verſuchte, was mit Gewalt noch weniger gelang. Sie zog die Großen des Landes und die Söhne des Adels an den Hof, ließ die ungariſchen Edelknaben im Wiener Thereſianum erziehen oder in der von ihr ebenfalls gegründeten Militärakademie zu Wiener Neuſtadt, gründete 1760 die ungariſche Leibgarde in Wien, die aus jungen ungariſchen Adeligen beſtand und zur Karriere im Heere beſtimmt war. Durch Gunſt verwöhnt, ſollten die Ungarn ſelbſt bewußt oder unbewußt die Träger der zentraliſtiſchen Politik werden.

Aber etwas anderes Unvorhergeſehenes trat ein. Die jungen Edelleute der ungariſchen Leibgarde empfanden in dem höfiſchen Glanz und Wohlleben eine Sehnſucht nach dem verlaſſenen ungariſchen Vaterland. Die ſtille Sehnſucht rang nach Worten, ſie fand die Sprache wieder und wurde Lied. Die Garde fing zu dichten an, und zwar in ungariſcher Sprache — am Wiener Hof. Zwar mehr oder weniger dilettantiſch, teils von franzöſiſchen, teils von klaſſiſchen Vorbildern abhängig, idealiſtiſch, mit einer dritten ſich allmählich herausbildenden Tendenz, den Anſchluß an die ältere nationale Literatur zu finden, die in Stephan Gyöngyösy als einem nachſtrebenswerten Vorbild von den Jüngeren verehrt wird. Außerdem entſtehen eine Menge Überſetzungen fremder Literatur ins Ungariſche, daran ſich die zurückgebliebene Sprache ſtärkt. Eine vergleichende ungariſche Sprachforſchung entſteht, begründet von dem Piariſten Nikolaus Révai; die ungariſche Literatur fängt an ſich auf ein europäiſches Niveau zu heben.

Den Anſtoß dazu hat unzweifelhaft die Wiener Dichter-Garde gegeben. Einer ihrer Führer iſt Georg Beſſenyei (1747—1811), der unter dem Einfluß Voltaires ſchreibt und in ſeinen Flugſchriften bereits auf die Errichtung einer un-

garischen Akademie hindrängt. Aus der Garde hervorgegangen ist ein anderer bedeutender nationaler Dichter Alexander Kisfaludi (1772—1844), der Sänger des Balaton-Sees, der seinem Volk die heimischen Sagen erzählt. Joseph Kármán (1769—1795), der nicht der Garde angehörte, schreibt unter dem Einfluß von Goethes Werther; seine Novelle: Fannys Vermächtnis in Briefform ist zwar eine direkte Nachbildung, aber sie genießt den Ruhm die erste ungarische Novelle zu sein. Eine andere interessante Individualität dieser Übergangsepoche ist Michael Csokonai (1773 bis 1805) eine Bohemiennatur, der von Blumauers Travestie ausgeht, dann aber in seinen Lilla-Liedern, wohl unter dem Einfluß deutscher Anakreontiker sich als Meister der Versform zeigt und inhaltlich sein Tiefstes in dem philosophischen Gedicht über die Unsterblichkeit der Seele gibt. Der Bedeutendste dieser Zeit des Erwachens aber ist Franz Kazinczy (1759—1831), der als vielseitiger Übersetzer und fruchtbarer Schriftsteller und literarischer Agitator die größten Verdienste um die Bildung der ungarischen Sprache und Literatur hat, so daß von ihm gesagt werden konnte, er habe in jener Zeit die noch fehlende ungarische Akademie der Wissenschaften ersetzt. Sein Eifer um die nationale Sache hat ihn allerdings bei den absolutistischen Regierungsmächten verdächtigt und er mußte seine angebliche Teilnahme an der sogenannten Martinovics-Verschwörung mit sechsjähriger Kerkerhaft büßen. Trotzdem lebte er mit ungebrochener Kraft seiner Mission weiter, ungeachtet seiner Armut und drückenden Sorgen, ja er verstand es durch die Kraft seines agitatorischen und literarischen Wirkens das kleine Dorf Széphalom zum literarischen Mittelpunkt zu machen. Ihm ähnlich an begeistertem Wirken, mehr dem Theater zugewendet, allerdings unter dem Einfluß Kotzebues ist Karl Kisfaludi (1788—1830), der jüngere Bruder des schon genannten Alexanders; er lebt eine Zeitlang in Wien, verkehrt unter

anderen mit Körner und wird berühmt als Schöpfer des ersten ungarischen historischen Stückes: Die Tataren in Ungarn. Im Jahre 1821 erscheint ein Trauerspiel in Jamben in fünf Aufzügen unter dem Titel Bánk bán, dessen Verfasser Joseph Katona ist (1792—1830), der die Aufführung seines Werkes nicht erlebt hat. Erst zehn Jahre nach dem Erscheinen wird es als das beste nationalungarische Drama erkannt und die „Tragödie der ungarischen Nation" genannt. Es behandelt denselben Stoff, den Grillparzer im „Treuen Diener seines Herrn" bearbeitet hat, wenngleich mit anderer Tendenz.

Drei Zeitschriften gelten in dieser Zeit der Regeneration als die Brennpunkte der nationalen Dichtung: die von Kármán herausgegebene Urania, die ungarische Originalarbeiten im Gegensatz zu den vielen Übersetzungen fördert und 1794 gegründet wurde; dann die von Kazinczi geleitete belletristische Zeitschrift Orpheus, der die klassizierende Richtung vertritt und schließlich die 1822 beginnenden Aurora-Almanache, in denen Karl Kisfaludi, der nach Kazinczi Führer der Bewegung wird, die jungen Romantiker mit schärfer betonter nationaler Richtung um sich versammelt. Zu den Mitbegründern der Aurora gehörte unter anderen auch Vörösmarty, der größte Dichter und Führer der Literaturbewegung der darauf folgenden Széchenyi-Zeit, in der die nationale Literatur Ungarns ihren glanzvollen Aufstieg und Höhepunkt gewinnt.

* * *

Auch Michael Vörösmarty (1800—1855), der als eigentlicher Begründer der nun aufblühenden ungarischen National-Literatur gilt, vermag es nicht den ungarischen Volkston zu treffen, dessen Meister erst in Petöfi ersteht. Vörösmarty, der Freund Széchenyis huldigt noch einer idealistischen Auffassung, klassizistisch-romantisch, aber er hat sich

ein großes Vorbild erwählt: Shakespeare, und an diesem Genius erstarkend Bühnenwerke geschaffen, die zu dem schönsten Bestand der ungarischen Literatur gehören. Sein Märchendrama Csongor und Tünde (1831) kann dem Sommernachtstraum an die Seite gestellt werden. Seinen Ruhm begründet er mit dem großen Epos in zehn Gesängen und Hexametern, formal an Klopstock gemahnend, Zálan futása (Zaláns Flucht), das die entscheidende Schlacht zwischen Donau und Theiß behandelt, in der Arpád diesen wichtigsten Landesteil, das Alföld, vom Bulgaren-Fürsten Zalán erobert. Das Werk und seine Tendenz ist abgesehen von der dichterischen Schönheit seiner bilderreichen Sprache voll Beziehungen auf die neu anbrechende Reformationszeit der Nation und erklärt dadurch die Bedeutung, die er für seine Zeit hatte. Freilich der Gipfelpunkt der Begabung lag weder im Epos noch im Drama, sondern in der Lyrik, wenn er auch noch nicht den Volksliedton so zu meistern versteht wie der schon genannte ihn überschattende Genius.

Von den anderen großen Könnern des Reformationszeitalters wären außer Széchenyi und Kossuth, deren Schriften unbedingt in die Literatur gehören, vor allem auch der Dichter des Dorfnotär Baron Joseph Eötvös (1813 bis 1871), der als Anhänger Széchenyis wichtige Ämter begleitete, Redner, Staatsmann und politischer Schriftsteller war, Unterrichtsminister — vor allem aber Dichter. Der Dorfnotär ist bei aller Tendenz köstliche Kleinmalerei mit Dickensschen Humor; er zeichnet bereits ungarisches Milieu und geißelt die Zustände mit unverkennbarer erzieherischer Absicht, wie es auch sein historischer Roman „Ungarn im Jahre 1514", ferner sein letzter Roman „Die Schwestern" (1857) tun, bei ausgezeichneter psychologischer Charakteristik und meisterhafter Zeichnung der historischen Gestalten. Sein Erstlingsroman „Der Karthäuser" (1839—1840) gilt als der erste psychologische Roman der ungarischen Literatur, wenn-

gleich die Einflüsse Rousseaus, Goethes Werthers und Chateaubriands unverkennbar sind.

Als der fruchtbarste Dramatiker jener Zeit gilt Eduard Szigligeti (1814—1870), der als Theaterdichter und Dramaturg des Nationaltheaters 40 Jahre lang die ungarische Bühne beherrscht und in nicht weniger als 41 historischen Dramen fast alle bedeutenden Momente der ungarischen Geschichte behandelt hat. Am volkstümlichsten ist die „Gefangenschaft Franz Rákóczis II." (1848) und als bestes wird der „Thronprätendent" bezeichnet (1867). Im Lustspiel folgt er den Spuren Kisfaludis, der bürgerlichen Komödie. Er hat die beste ungarische Posse geschrieben: Liliomfi (1849), die Nestroi in seinem Stück „Umsonst" benützt hat. Szigligeti ist der Schöpfer des ungarischen Volksstücks. Nach seinem ersten Volksstück „Der Deserteur" (1843) schuf er 23 dieser Gattung, verdrängte damit die Wiener Vorstadt-Possen und bürgerte das ungarische Volkslied auf der Bühne ein.

* * *

Aus der liberal-konservativen Széchenyi-Zeit ergibt sich in den vierziger Jahren als natürlicher Ausfluß eine demokratische Bewegung, die ihren Höhepunkt in der revolutionär gestimmten Idee der nationalen Selbstbefreiung und der politischen Selbständigkeit des Jahres 1848 findet. Es ist die kurze begeisterungsfrohe Kossuth-Zeit, die im Sturm erobert, was Széchenyi im langsamen und sicheren Fortschritt erreichen wollte. Unter der Wirkung ausländischer Revolutionen erreichte die revolutionäre Bewegung des Jahres 1848 tatsächlich die Sanktion Ferdinand V. (I.) aller Forderungen, das erste verantwortliche ungarische Ministerium, die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Abschaffung der Adelsprivilegien, die Errichtung eines Parlaments an Stelle des Reichstages der adeligen Stände — die alte feudale Verfassung wird durch eine zeitgemäße Konstitution ersetzt, das

Mittelalter endet, ein modernes Ungarn steht auf: freilich um zunächst infolge der kurz darauffolgenden Revolutionskatastrophe von 1849 und der damit einsetzenden absolutistischen Reaktion noch einmal der Form nach zu verschwinden, bis es von Deák 1867, dessen Schriften neben jenen Széchenyis und Kossuths zum ehernen Bestand der ungarischen politischen Literatur gehören, in endgültiger legaler Gestalt auf Grund der 48er Forderungen wieder aufgerichtet wird durch den 1867er Ausgleich.

Die Kossuth-Zeit hat ihre eigenen Sänger, die die nationale Dichtung auf ihre höchste Blüte bringen. Eine starke Reaktion gegen die „Stubendichtung" entsteht. Die Poesie geht zum Volk zurück, entwickelt sich aus diesem heraus, ein Begebnis der vorangegangenen romantischen Epoche, die bereits der Umweg zum Volksmäßigen ist. Es ist eine Gleichbewegung zur politischen Entwicklung. Man sucht das Individuelle, Charakteristische, Einfache, Volkstümliche, echt Nationale. Die ungarische Tiefebene und die ihr verwandte Volksseele sucht und findet den ihr eigentümlichen Ausdruck. Karl Kisfaludy, Vörösmarty und der sich im Volkslied erfolgreich versuchende gelehrte Benediktiner Georg Czuczor (1800—1866) waren Bahnbrecher und Wegweiser gewesen. Ihr eigentlicher Meister und Genius aber ist Alexander Petöfi, geb. 1823 in Kis-Körös, einer kleinen Stadt in der ungarischen Tiefebene, Sohn eines Fleischhauers und Wirtshauspächters. Der Dichter und Freiheitskämpfer wird der poetische Verkünder der ungarischen Ebene und der nationalen Volksseele, er trifft wie kein anderer den Volksliedton und die einfachen, schlicht menschlichen Gefühle, die das Vaterland, die heimatliche tiefungarische Landschaft, die Elternliebe, den Familiensinn und die Liebe zum Weibe, nicht nur zur Geliebten, sondern vor allem zur Frau betreffen. Er wird der Dichter der Freiheit und der Liebe genannt. Er sagt über sich selbst: „Freiheit und Liebe, diese beiden brauche ich. Für

die Liebe opfere ich mein Leben, für die Freiheit meine Liebe." Seine Liebeslyrik erreicht ihren Höhepunkt in den Gedichten an seine Frau, die Schauspielerin Julie Szendrey, mit der ihn ein nur kurzes und wechselvolles Eheglück verbindet (1847 bis zu seinem Tode 1849). Die Freiheit ist das andere, und zwar sein höchstes Ideal, wenn es auch mit dem Bettelstab verbunden ist. Es entspricht seinem ungestümen tragischen Naturell, das ihn schon früh zu einem unruhvollen Lebensgang drängt. Er enteilt dem Schulzwang, wird Soldat, dann Wanderschauspieler, ehe er Dichter wird, Redner, Freiheitskämpfer und stirbt als Soldat in der den Russen gelieferten Schlacht bei Schäßburg (Segesvár) am 31. Juli 1849, eine lodernde Flamme, die sich selbst verbrennt, aber in seinen lyrischen Schöpfungen als ein unvergängliches Licht fortlebt, als ein Stern allererster Größe, nicht nur der ungarischen National-Literatur, sondern auch der Weltliteratur. Sein vaterländisches Lied: Talpra magyar (auf Ungar!) ist neben dem Rákóczilied, dem Hymnus von Kölesey (1823) in der Vertonung des Franz Erkel und dem Szózat (Mahnruf von Vörösmarty) das vierte ungarische Nationallied geworden.

Neben ihm, dem größten ungarischen Lyriker steht als größter ungarischer Epiker Johann Arany, ebenfalls Kind armer Bauern, (1817—1882), der zur volkstümlichen Richtung gehört. Sein berühmtestes Werk ist die epische Trilogie in Alexandrinern: Toldi, eine Rittererzählung aus der Zeit Ludwig des Großen, die aus einer altungarischen Verschronik geschöpft ist. Entscheidend für den hohen Kunstwert ist, was der Dichter als Meister der ungarischen Sprachkunst und Kenner der feinsten Nuancen der Volkssprache aus dem an sich dürftigen Stoff gemacht hat. Seine Phantasie, die Kraft der Seelenschilderung und der Charakteristik nicht zuletzt die ergreifenden tragischen Züge im deutlichen Zusammenhang mit der heroischen Katastrophe 1848/49 und dem lebendigen

Schmerz des Ungars, dessen „viele edelen Fehler" die Seele des Dichters bewegt, erheben diese Dichtung zu einem getreuen Spiegel des ungarischen Lebens und der Volksseele. Dieselben Eigenschaften zusammen mit der altertümlichen Gedrungenheit und Einfachheit der Sprache kommt seinen anderen Werken zugute, so seinem humoristischen Epos „Die Nagyidaer Zigeuner", das zu seinen originellsten Schöpfungen gehört. Es gilt auch von seinen kleineren Erzählungen und namentlich von seinen Balladen, deren unerreichter Meister er ist. Die Kraft seines sprachlichen Ausdrucks erreicht hier ihren Höhepunkt. Es sind kleine Dramen zu kurzen Gedichten zusammengedrängt. Arany schöpfte aus den verborgensten Tiefen der Volkssprache, die niemand so gefühlt hat wie er. Darum steht seine Dichtkunst an Ausdruckskraft in der ungarischen Nationalliteratur ohnegleichen da. Mit Petöfi zusammen bildet er den Gipfel.

Noch ein dritter, allerdings kleinerer Genius der volkstümlich nationalen Richtung wäre zu nennen: Michael Tompa (1817—1868), ebenfalls ärmlichen, ländlichen Verhältnissen entsprossen, der Freund Petöfis und Aranys, gleichsam der resignierte Abgesang nach Petöfis Sturmlied. Ein Naturdichter und Lyriker von zartester Empfindung, der in seinen „Blumenmärchen" sein Originellstes gibt. Er ist elegisch gestimmt wie Arany, liebt den Herbst und die Vergangenheit und besingt in seinen patriotischen Allegorien während der traurigen und dichterisch unfruchtbaren Zeit des Absolutismus die Gefühle der Nation und ihre Hoffnung auf Auferstehung in versteckten Anspielungen, im „weitverzweigten großen Baum", im „Ikarus", im „Simeon", im „sich verabschiedenden Wanderer", von der Nation mit Rührung gelesen, die darin ihr eigenes Geschick erkennt, und den Dichter wohlversteht, dem die Zensur die offene Anspielung auf den Freiheitskampf und das erlittene Schicksal verbietet. Aber diese Bilder, die zu den schönsten Erzeug-

nissen der Nationaldichtung gehören, enthalten wohlverstandene Verheißungen, die sich in der nun folgenden Deák-Zeit erfüllt haben.

Es kann nicht übersehen werden, daß die Sänger der völkstümlich nationalen Richtung, dieser Glanzzeit ungarischer Nationalliteratur, aus dem Volke hervorgegangen, aus dem Bauernstand, daß sie aber als Dichter und Volksmänner mit der ganzen Bildung ihrer Zeit gesättigt waren. Und je gebildeter ein Ungar wird, desto magyarischer wird er. Das hat schon die dichtende ungarische Leibgarde bewiesen. Ungarn war aber nun fast ausschließlich Agrarland, das kam in dieser mit der demokratischen Entwicklung entstehenden volkstümlichen Dichtung deutlich zum Ausdruck. Für diese Hochblüte der nationalen Dichtkunst ist entscheidend, daß volkstümlich gleichbedeutend ist mit klassisch, eine Erscheinung, die uns vielleicht — leider! — ungewohnt ist und für keine Sprache so zutrifft wie für die ungarische. Seit der Gründung der Akademie und seit der Spracherneuerung hat man entdeckt, welch ein lebendiger Sprachborn die witzige ungarische Volkssprache ist, die sich ewig von unten erneut und der feinsten Nuancierung der Gedanken fähig ist. Die ungarische Sprache kennt keine Dialekte, sie ist im wahren Sinne Volkssprache, und wenn über einen literarischen Ausdruck ein Meinungsstreit entsteht, so entscheidet der einfache Mann darüber, welcher Ausdruck der richtige sei.

Darum besagt in Ungarn klassisch und volkstümlich dasselbe, insbesonders im Hinblick auf Petőfi und Arany.

* * *

Die fünfziger Jahre und die sich in dieser Zeit des Absolutismus vorbereitende Deák-Zeit sieht ein neues Dreigestirn von Dichtern aufleuchten, die gewissermaßen den Schlußpunkt in dem hohen Entwicklungsbogen der nationalen Dichtung bilden. Es sind dies Emerich Madách (1829 bis

1864), der Dichter der „Tragödie des Menschen", die auch deutscher Geistesbesitz geworden ist, neben dem Bánk bán die zweite Zierde der ungarischen Dramenliteratur und nur schlechthin der ungarische Faust genannt wird. Es ist vielmehr ein sehr eigenartiges Weltanschauungsgedicht über die Endfragen des Menschengeschlechts, von hohem, ethischem Gehalt erfüllt.

Die beiden anderen Sterne aus der Zeit nach dem Freiheitskampfe sind die großen Romandichter Kemény und Jokai. Baron Sigmund Kemény (1815—1875) ist ebenso wie der ungleich fruchtbarere und von allen ungarischen Schriftstellern im Ausland am meisten gelesene Moritz Jokai (1825—1904), der Schöpfer des historischen ungarischen Romans. Die rückschauende Tendenz der zweiten Jahrhunderthälfte kommt darin zum Ausdruck, hier allerdings in der bewußt national gewendeten Absicht, die heroische Jugendzeit der Nation bis herauf zu dem Freiheitskampf und der unmittelbaren Gegenwart dem Volksbewußtsein recht anschaulich und einprägsam zu verlebendigen. Der tausendjährige nationale Geschichtsgedanke, der jedem Ungar so unmittelbar gegenwärtig ist, wird in dieser Romanliteratur besonders von Jokai systematisch gepflegt. Kaum ein interessantes Vorkommnis der so dramatisch bewegten Geschichte Ungarns, das nicht in einem seiner siebzig Romane und ungezählten Menge Novellen behandelt worden wäre. Eine blühende Phantasie und leichte Erzählergabe ist ihm zu eigen wie kaum einem zweiten; diesen Eigenschaften und dem nationalen Gehalt zudank sind seine kulturgeschichtlich immer interessanten Romane heute noch die Lieblingslektüre des ungarischen Volkes. In Deutschland dürfte am bekanntesten sein „Goldmensch" sein, dann vielleicht der „ungarische Nabob", die „Dame mit den Meeraugen" um nur einige zu nennen. Ich möchte ihn den Alexander Dumas der ungarischen Literatur nennen, mit dem er manche literarische Vor-

züge, aber auch die gleichen Schwächen gemeinsam hat. Ungleich höher als psychologisch vertiefte Kunstwerke stehen die wenigen Romane, die Kemény geschrieben hat und die zu den besten der Weltliteratur gehören, wenn man sie auch bei uns noch wenig kennt. Er erinnert am meisten an Konrad Ferdinand Meyer. Man nennt ihn den „Shakespeare des ungarischen Romans", wie man Arany den „Shakespeare der Ballade" nennt; in bezug auf Kemény vielleicht insoferne zutreffend, weil der Dichter nicht so sehr die Schuld an sich schildert, sondern die Tragik vielmehr in den Verirrungen der edlen Leidenschaft oder der Tugend sucht. Die Seelenkonflikte gefühlvoller Naturen sind Gegenstand seiner düster und tragisch untermalten Romanschöpfungen, darin sich ein etwas pessimistischer Grundzug nicht verleugnet. Die Analyse der ungarischen Seele ist sozusagen sein nationales Problem.

* * *

Die wirtschaftliche und industrielle Erneuerung Ungarns, das Aufblühen des modernen ungarischen Staates seit 1867 hat auch in der literarisch geistigen Struktur eine Änderung hervorgerufen. Ein Gegensatz zur älteren konservativen Richtung der Petöfi und Arany entsteht, aus dem Agrarland wird ein Agrarindustriestaat; die Literatur trägt ihrer Herkunft und ihrem Wesen nach nicht mehr die bisherigen ruralen oder heroischen Züge, sie ist mehr und mehr ein Produkt der modernen Stadtkultur und der neuen kapitalistischen Lebensmächte geworden, darin auch der soziale Gedanke starke Kreise zieht. Die junge Literatur ist stark journalistisch gefärbt, was schon in Jokai sehr merkbar wird, im Gegensatz zur vornehmen älteren Richtung, die zwar noch ihre Eklektiker hat. Aber mit der Blütezeit der nationalen Dichtung ist es nach 1867 vorbei. Die nationale Sicherung ist im großen und ganzen gewonnen, das Leben blickt nach neuen Orien-

tierungen aus. Der allgemeine europäische Zug nach artistisch künstlerischer Verfeinerung und Pointierung tritt auch in der modernen ungarischen Literatur auf, das modern französische Vorbild überwiegt im Zeitalter des Impressionismus unter dessen Zeichen die literarische Tagesproduktion steht. Der äußere Schliff, die Technik oder die Mache vervollkommnet sich in dem Grade als die Innerlichkeit verflacht. Die technische Entwicklung ist Trumpf, auch in der Literatur. Die tonangebende hauptstädtische Literatur sucht ihr Ziel zunächst im Formalen, in der Pointe, in der Gesellschaftssatyre, in der Publikumswirkung, was schon der Journalismus mit sich bringt und für die Bühne der Modegeschmack des großstädtischen Publikums. In den letzten Jahren sind auf den deutschen Bühnen mehr und mehr die neueren ungarischen Autoren bekannt geworden, die sich fast ausnahmslos durch verblüffende Sicherheit in der Berechnung auf blendende Theaterwirkung und äußeren Publikumserfolg auszeichnen. Von den vielen glänzenden oder doch verheißungsvollen Namen, die die neuere und neueste Literatur verzeichnet muß in diesen Zeilen abgesehen werden, die sich darauf zu beschränken haben, in ein paar großen Strichen die Entwicklung der nationalen Dichtkunst Ungarns zu schildern, die als ein Abgeschlossenes dasteht.

12. Wirtschaftsprobleme von heute

Endlich einmal Männer, die nicht von der Politik, sondern von der Arbeit reden. Ingenieure, Naturwissenschaftler, Chemiker, Techniker, Industrielle, Volkswirte. Das Lied von der Arbeit höre ich gern. Es enthält einen Refrain, ein immer wiederkehrendes Zauberwort, das goldene Berge verspricht, ein goldenes Zeitalter und lautet bei allen: Mehrproduktion!

Ich muß mich mit der Skizze dieser zielstrebigen Ideen begnügen. Landwirtschaft und Viehzucht sind der ganzen Natur des Landes nach die Produktivkräfte Ungarns. Sie sind die natürliche Produktionsgrundlage der industriellen Entwicklung. Denken und Fühlen des Magyaren ist „mit der Scholle" verwachsen. Damit ist die Entwicklung auch für die nächste Zukunft vorgezeichnet: vom Agrarstaat zum Agrar-Industriestaat.

Die Mehrproduktion ist ein Gebot der Selbsterhaltung infolge der größeren Lasten nach dem Kriege; aber auch ein Gebot des Kulturfortschrittes und nicht zuletzt eine praktische und nationale Forderung. Bedeutsame Anfänge sind vorhanden, im einzelnen nicht zu übertreffende Beispiele; wie die Staatsbetriebe in Budapest und Dios-Györ, die Riesenfabriken von Weiß, die Werkstätten von Ganz, die Waggonbauanstalt von Temesvár usw., aber erst der Krieg und die „mitteleuropäischen Probleme" haben den ganzen Komplex der Aufgaben erkennen lassen.

Wissenschaftliche Untersuchungen und der Vergleich mit Deutschland haben erkennen lassen, daß eine verbesserte Agrartechnik den Bodenertrag leicht auf das Doppelte er-

höhen kann. Eine Notwendigkeit schon im Hinblick auf „die größeren Lasten". Aber die Verbesserung der Agrartechnik hat Industrie zur Voraussetzung, Stickstoffindustrie zur Düngung, was wieder die Ausnützung der Wasserkräfte erfordert und im Zusammenhang damit den Ausbau der Wasserwege, vor allem des Donau-Theiß-Kanals, Ausbau der Donau für Seeschiffe bis Budapest, somit für die Großschiffahrt nach dem Orient, Hafenanlagen, Kraftanlagen, landwirtschaftliche Maschinenindustrie, die bisher in den Händen der Engländer und Amerikaner lag und Ungarn ein Nationalvermögen kostete.

Außer den volkswirtschaftlichen drängen politische Stoßkräfte zur Industrieentfaltung. Das hängt mit der ungarischen Staatsidee zusammen. Nationale Wirtschaftspolitik besteht in der Förderung der dem Volke innewohnenden Fähigkeiten, Reichtümer zu schaffen, die landwirtschaftlichen und gewerblichen Kräfte wechselseitig zu beleben und auszubilden, wobei das Streben darauf gerichtet sein muß, zuerst den inneren Markt zu erobern und mit den überfließenden Kräften den Weg der Weltwirtschaft zu betreten. Ein reiner Agrarstaat, der nur Rohstoffe oder Halbfabrikate zu verkaufen hat, ist immer Vasall der Staaten, die Fertigwaren verkaufen. Das war einstens das Verhältnis Ungarns zu Österreich. Maria Theresia drückte es mit naiver Offenheit aus: Ungarn ist ein reiches Land, also muß es Österreich erhalten. Dafür lieferte Österreich hochwertige Erzeugnisse, Fertigwaren, die seine Überlegenheit ausdrückten; ein volkswirtschaftlicher Zustand, an dem, wenn man ihn nach der primitiven Auffassung jener Zeit überhaupt so nennen könnte, die unausgesetzten Zollkriege und Reibereien nichts änderten. Der industriell überlegene Teil hatte naturgemäß ein Interesse an der Abhängigkeit des anderen und so blieb der Zustand bis weit in die industrielle Epoche des 19. Jahrhunderts hinein bestehen.

Ein nationaler Wirtschaftsplan setzt Nationaleinheit und

Nationalfreiheit voraus. Auf diesem Standpunkt steht Ungarn seit der Gesetzgebung von 1867. Jetzt beginnt aber auch die Industrieförderung großen Stils. Nicht ohne Schwankungen. Die politische Selbständigkeit muß wirtschaftliche Selbständigkeit zum Unterbau haben. Das kann nur durch wachsende Industrialisierung geschehen. Um die wirtschaftliche Abhängigkeit von Österreich abzubauen, geht die Tendenz darauf hinaus jene Industrien im Inland zu fördern, in denen Ungarn von Österreich besonders abhängig war. Dabei wurde freilich auch in die Luft gebaut, weil es vielfach Industrien betraf, für die in Ungarn keine natürliche Basis gegeben ist. Ein Fehler, der sich immer rächt. Ganz abgesehen davon, daß vollständige industrielle Unabhängigkeit der Staaten untereinander, wenn überhaupt erreichbar, kein idealer Zustand wäre.

Von einzelnen schon genannten großzügigen Beispielen abgesehen, steht Ungarn in der Jugend der Industrieentwicklung, dort wo Deutschland etwa vor fünfzig Jahren stand. Enger aber als irgendwo hängt die Industrieentwicklung Ungarns mit der Politik zusammen, gleichsam als Werkzeug der Staatsidee. Man kann den Satz auch umkehren, die Staatsidee als Werkzeug der Industrie-Entwicklung. Wie soll die junge Industrie gegen den Vorsprung der mächtigen Nachbarn aufkommen, wenn sie nicht von der Konkurrenz geschützt ist, also durch Schutzzölle? Dadurch wird der Trennungsgedanke nahegelegt, der heute noch Anhänger in Ungarn hat, obgleich er im mitteleuropäischen Zeitalter absurd erscheint; die Rückbildung zur Kleinstaaterei ist nicht zeitgemäß, sie ist keine Entwicklung. Andererseits ist der österreichischerseits geführte Beweis, die ungarische Industrie habe sich erst infolge der Zolleinheit mit Österreich entwickelt (Sieghart: „Zolltrennung und Zolleinheit") auch ein Trugschluß. Sie hat sich vielmehr trotz der Zolleinheit entwickelt. Eine Art Schutzzoll hatte sich Ungarn in seiner Tarifpolitik ge-

schaffen. Statt Zolltrennung hieß es also Ausgleich und statt Mittelstaaterei, die zur Vasallenrolle dem mächtigen Dritten gegenüber herabsinken müßte, heißt es wirtschaftliche Großmacht, die im Wirtschaftsbund mit Dritten als Gleichberechtigte auftreten kann. Zweifellos vergrößert Ungarns Erstarkung die Macht der Doppelmonarchie nach außen, aber auch die Stellung Ungarns innerhalb der Monarchie, was bei der Gravitation der Politik nach dem Orient und bei der größeren Orientnähe Ungarns ganz natürlich ist.

Die größeren mitteleuropäischen Probleme erfüllen die junge ungarische Industrie mit Furcht und Hoffnung. Man möchte gern zu Deutschland, aber zugleich erscheint das Sorgengespenst: die Deutschen werden uns auffressen! Die übermächtige deutsche Industrie! Das grundgescheite Buch Naumanns „Mitteleuropa" erweckt Anerkennung und Widerspruch in einem. Es ist deutsch gedacht, natürlich, sein Vorzug und sein Fehler; nicht ungarisch. Es wird alles gleich besser gehen, wenn die Deutschen kommen, das ist wohl wahr. Aber das fremde Kapital bedeutet wieder Abhängigkeit von Fremden, und das ist nicht das Ziel einer nationalen Wirtschaftspolitik. Schon die Ausbeutung der siebenbürgischen Erdgasquellen, eine geradezu amerikanische Angelegenheit durch ausländische Kapitalskraft, schien nicht nach dem Sinn aller Patrioten zu sein. Andererseits wird geltend gemacht, daß fremde Unternehmerkraft wieder dem Land zu verdienen gibt an Steuern, Transporten, Beschäftigung der Arbeitskräfte und derlei, ein etwas bescheidener Trost. Man möchte das mitteleuropäische Bundesverhältnis doch ein wenig anders. Sehr begreiflich! Man kann nicht ohne das deutsche Muster, das Trumpf ist, aber man möchte es in ungarischer Übersetzung. Aus eigener Kraft. Organisch aus sich selbst entwickelt. Nur so können dauernde Verhältnisse begründet werden.

Ähnlich ist das Verhältnis Österreichs zu „Mitteleuropa".

Mit dem kleinen Unterschied, der in dieser Problemstellung nicht viel wiegt, daß Österreichs Industrie doch einen Entwicklungsvorsprung hat vor der ungarischen, von der jetzt allein die Rede ist. Die Doppelmonarchie steht industriell zu „Mitteleuropa" so, wie einst Ungarn um 1867 zu Österreich stand. Ja, Österreich-Ungarn war schon das Mitteleuropa im kleinen. Hier liegt ein Fingerzeig. Statt unüberwindliche Zolltrennung wird auch hier das Heil eine Art Ausgleich sein, mit allen Schutzvorrichtungen (Verkehrs- und Tarifpolitik, staatliche und kommunale Förderung), damit die junge ungarische Industrie (und von ihrem Standpunkt aus die österreichische — beide können ja nur gemeinsam auftreten) nicht unter die deutschen Räder kommt. Kein leichtes Stück der nationalpolitischen Wirtschaftskunst! Dabei stehen Industrien mit entsprechenden natürlichen Grundlagen im Vordergrund des realpolitischen Idealismus, der nur Opfer bringen kann, die sich lohnen. Welche aber sind die natürlichen Grundlagen? Es ist schon gesagt, daß der agrarische Unterbau Träger der ungarischen Industrie-Entwicklung ist. So verkündet das Hohelied des ungarischen Weizens nicht nur Verbesserungen der Agrartechnik, sondern auch sozialwirtschaftliche Umwälzungen, die, wie später anzudeuten sein wird, einen nationalen Schicksalsroman aufrollen. Spiritus und Zucker sind hoffnungsvolle Sprößlinge der Agrarindustrie, auch im Zusammenhange mit der Stallmast und Nebenproduktion wie Preßhefe und Likörbereitung, besonders auch im Wege von Kleinfabriken auf genossenschaftlicher Grundlage. Noch stehen sie zu sehr im Schatten der großen benachbarten Konkurrenten. Ähnlich steht es mit der Bierproduktion, die in der guten ungarischen Biergerste Wurzelfestigkeit finden kann; einstweilen ist sie auf die Budapester Großindustrie beschränkt; angeblich soll die hohe Steuerbelastung ein Hemmschuh der Ausbreitung sein. Der Tabakbau ist der Steuerzahler, daraus erhellt seine volkstümliche

Wichtigkeit, auch hier ist an Rohtabak ein bedeutendes Exportplus zu verzeichnen, wenngleich feinere Sorten eingeführt werden. Hanf und Flachs geht vorzugsweise an die Hausindustrie ab. Paprika, in der Nähe von Szeged gebaut, ist Produkt der Gartenkultur. Kleinbetrieb. Neben dem hervorragend qualifizierten proteinreichen ungarischen Weizen mit dem harten, glasigen Korn, spielt der Kukuruz mit günstigem Stärkegehalt die zweitwichtigste Rolle; dann kommt die hochqualifizierte Gerste, und an vierter Stelle der Roggen, der in den letzten Jahren ebenso intensivere Bewirtschaftung aufzuweisen hat, wie die Kartoffel und die Zuckerrübe. Doch ist vor Augen zu halten, daß Deutschland in allen diesen Produkten pro Quadrathektar bedeutend mehr hervorbringt, zum Teil das Doppelte. Es ist ein Zielweiser. Klimatische Schwierigkeiten werden, von allem anderen abgesehen, nicht als unüberwindlich angesehen. Die Kriegsjahre haben ja der Landwirtschaft ungewöhnliche Gewinne zugeworfen, freilich müheloſe. Aber sie haben auch die Bedeutung der Mehrproduktion nahegelegt, die auf verbesserten Methoden, Abkehr von der veralteten Dreifelderwirtschaft und industrieller Ergänzung, also auf Technik und Chemie beruht.

Es müßte mit schlechten Dingen zugehen, wenn nicht auch die entwickelte Viehzucht und die Forstwirtschaft einen günstigen Nährboden für heimische Industrien abgeben würden, Holzverarbeitung, Textilerzeugung, Zelluloſe- und Papierfabrikationszweige. Hier ist noch viel Zukunft, Entwicklungsbedürftigkeit, die Einfuhr überwiegt bei weitem. Bei Leder ist die Sache so, daß bei dem bedeutenden Viehexport auch die Häute außer Land gehen und daß manche Fehlerquellen zu beseitigen sind. Wie z. B., daß die Schweinehaut mit dem Speck in den Handel kommt, weshalb die große Schweinezucht für die Häuteerzeugung noch erst angespannt werden muß, weil Schweinsleder ein begehrter Artikel wird. Ebenso Roßleder, so daß Roßleder-Industrien bei der hohen

Pferdezucht Ungarns eine bedeutende Entwicklung vor sich hat. Noch aber liefern Österreich und Deutschland den Hauptteil an Fertigwaren in Leder; anderseits hat die ungarische Schuhfabrikation einen bedeutenden Aufschwung und Exportziffern zu verzeichnen, wenngleich „Turul" auf hohe Staatssubventionen angewiesen ist. Indes wird die fortschreitende Kultur die primitive Fußbekleidung der Slovaken und Rumänen überwinden und der Lederwarenindustrie auch bei der Landbevölkerung Absatzgebiete erschließen. Schaf- und Ziegenfelle werden immer noch zum großen Teil in der Hausindustrie verbraucht, zu der auch die Seidenraupenzucht als Nebenbeschäftigung kleiner landwirtschaftlicher Kreise gehört. Ungarische Seide ist hochwertig und bestimmt, die Fertigwareneinfuhr auf diesem Gebiet einmal abzulösen, wie es in der Spinnerei längst der Fall ist. Vier Fünftel der Ernte werden im Inland zu Garn verarbeitet.

Die Holzindustrie zeigt überwiegend Ausfuhr von Rohprodukt und Halbfabrikat, dagegen Einfuhr von Fertigware, vor allem aus Österreich, besonders in der Position Möbel, obgleich ich in Budapest Anzeichen hochstrebiger Möbelfabrikation und kunstgewerblicher Qualitätsproduktion wahrgenommen habe, abgesehen von der bekannten Tatsache, daß Möbel aus gebogenem Holz ein bedeutender Aktivposten Ungarns ist. Ähnlich liegen die Dinge in Zellulose und Papiererzeugung. Ungarn ist ja auch Waldland, aber allem Anschein nach ist die Abforstung zu schnell erfolgt, was zu Rückschlägen führen muß. Der Waldreichtum ging durch die Zellulosefabriken ins Ausland; der zeitweilig billige Preis hat die Papierindustrie überentwickelt. Mit dem Steigen der Produktionskosten war gegen den Weltmarkt nicht aufzukommen; in Fertigwaren, die hohe Anforderungen stellt, herrscht das Ausland über den Inlandsmarkt. Die Textilindustrie liefert fast das gleiche Bild, obzwar hausindustrielle Grundlagen in ordinärer Ware (Schafwolltücher, Kotzen,

Kronstädter Tuche) vorhanden sind, die sich zu Fabrikbetrieben entwickelt haben. Die meisten sind Subventionsgründungen, was schon die Schwierigkeit der Fertigindustrie gegenüber einer überlegenen Konkurrenz an Feinware verrät. Österreich ist mit 60% an der Einfuhr beteiligt. Daraus wird der Schluß gezogen, daß es sich hier um Fabrikationszweige handelt, die von der natürlichen Produktionsgrundlage noch entfernt liegen, insofern als es sich um besonders qualifizierte Arbeit handelt, die andere Länder durch Generationen ausgebildet haben. Doch kann die gewisse Zurückgebliebenheit darin wohl auch nur zeitlich begrenzt sein.

Den metallverarbeitenden Industrien scheint nach den schon genannten hervorragenden Betrieben eine große Zukunft zu blühen, wobei auch der Reichtum an Erzen in Rechnung zu stellen ist, die Gömörer und Siebenbürger Bergindustrie, die reichen Manganerze und Kupferlager von Dobsina, das ergiebige, wenn auch nicht unerschöpfliche Vorkommen von Eisen, Blei, Zink und Edelmetallen usf.; die Beschränkung an Steinkohle bei Überwiegen von Braunkohle dürfte durch andere Energiequellen, wie das Erdgas, ausgeglichen sein; der chemischen Industrie werden große Aussichten eröffnet; die Industrie mit Steinen und Erden hat aufsteigende Tendenzen, wohl im Zusammenhang mit der großen Bautätigkeit, und die keramische Manufaktur hat in der Firma Csolnai in Fünfkirchen einen Musterbetrieb zu verzeichnen. Wenngleich die Produktion teils noch passiv ist gegen die Konsumtion, so ergeben die einzelnen Linien doch wieder ein erfreuliches Gesamtbild für den industriellen Aufstieg unter Berücksichtigung der natürlichen Grundlagen. Wobei der Schwerpunkt immer auf organischer Entwicklung beruht. Staatshilfe ist gut und nützlich, wo sie nicht auf politische Treibhauskultur angelegt ist und kommunale Förderung ist es ebenso, wenn sie der Industrie nicht bloß günstige, sondern auch natürliche Standorte anweist. Man wird in Ungarn ja

wissen, wie man daran ist. Der Nachdruck muß immer auf Qualität liegen, wenn ein Volk kulturell aufwärts und nicht abwärts gehen soll. Qualität ist Trumpf, auswärts und daheim.

Industrie nährt, wird aber wieder genährt zunächst von dem heimischen Boden, indem sie Bedürfnisse erweckt und steigert und die Konsumtionsfähigkeit im Inland hebt. Sie ist gleichzeitig der wirksamste Schutz gegen die Auswanderung, deren Überhandnehmen allerdings auf ein geheimes Übel schließen läßt. Das geheime Übel wird in dem Überwiegen des Großgrundbesitzes erblickt, der fast ein Drittel des Kulturlandes in Händen hat, während die Mittelwirtschaften (100 bis 1000 Joch) nur ungefähr 14% betragen und noch weiter abnehmen. Darum ist gedacht, die Latifundien, die sich bei extensiver Bewirtschaftung meist selbst nicht genügen, im Wege des Erbpachtes aufzuschließen und dergestalt durch Innenkolonisation der Auswanderung der relativen Übervölkerung vorzubeugen und intensivere Bewirtschaftung zu erzielen. Auf den Gütern „der toten Hand" soll damit ein Anfang vorgesehen sein, soweit es die sozialwirtschaftlichen Programme des Bischofs Prochazka in Stuhlweißenburg und des Bischofs Glattfelder in Temesvár vermuten lassen. Neben der intensiveren Ausnützung des agrarischen Nationalgutes gilt die Industrie mit Recht als das geeignete Reservoir, die Auswanderung aufzufangen; der Mensch ist noch immer das vornehmste volkswirtschaftliche Kapital.

Darum ist auch die Bevölkerung mit ihren spezifischen Anlagen unter dem Gesichtspunkt der „natürlichen Grundlagen" für die Industriemöglichkeiten zu betrachten. Auf den ersten Blick ergibt sich der agrikole Charakter des magyarischen Typus. Das beweist nichts gegen die industrielle Eignung, die der Auswanderer mit einem Schlag entwickelt, freilich unter einem ganz anderen Zwangsgesetz. Es wird gesagt, der magyarische Arbeiter sei schnell in der Auffassung, aber nicht

so beständig, wie etwa der langsam begreifende Slovake. Die guten Eigenschaften beider vereinigt der naturalisierte Deutsche. Die Slovaken und Rumänen stellen hauptsächlich die Masse der ungelernten Arbeiter, die Deutschen fast nur qualifizierte Arbeiter als Werkführer, Vorarbeiter, Maschinisten, Unterbeamte usw. Eine gewisse Abhängigkeit vom Ausland ist wohl auch hierin zu konstatieren, was in Anbetracht aller Verhältnisse natürlich ist und keinen Vorbehalt gegen die Industriebefähigung des Magyaren bedeutet. Sie ist vorzüglich, wenn man ihn nach seiner Rasseneigenheit zu nehmen weiß. Er ist auch als Arbeiter freier, stolzer, man könnte gewissermaßen sagen herrenmäßiger als etwa der geduldige, demütige, arbeitsame Slovake. Schablonenmäßige Behandlung ist eben auch hier in keiner Weise am Platze.

Wirtschaft ohne Verkehrsweg, ist der Wagen ohne Pferd. Auch die Verkehrspolitik Ungarns ist national gerichtet. Die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten geht über Budapest. Das zentrale Eisenbahnnetz, die Entwicklung der Hauptstadt, beides drückt an sich schon die selbständige Staatsidee aus. Anderseits aber drängt die wirtschaftliche Expansion auf direkte Auslandsverbindungen und geeignete Tarifpolitik. Das ist der heikle Punkt in der Balancierkunst des jeweiligen „Ausgleichs" beider Hälften der Monarchie, daran ich lieber nicht rühre. Das Vernunftgebot der Einigkeit hat aber immer noch die Kompensierung der nicht immer gleichlaufenden Interessen gefunden. Zudem hat die geographische Lage für den natürlichen Ausgleich gesorgt. Er ist auf der ungarischen Donau zu suchen, die ihre Weltbedeutung erst im Zusammenhang mit mitteleuropäischen Kanalfragen offenbart. Als große Wasserstraße zwischen Nord- und Ostsee und dem Orient, mit den westlichen Kanalhäfen in Regensburg und Linz oder Wien und dem östlichen Hafen für Seeschiffe in Budapest. Das erschließt der ungarischen

Mehrproduktion weite Perspektiven, die schon Graf Stephan Széchenyi, Ungarns Reformator und Urheber der ersten Donauregulierungen am eisernen Tor mit genialem Blick erkannt hat. Daß aber die Donau als Zugang nach dem Osten nicht längst russisch-panslavistisch verriegelt werden konnte, ist das welthistorische Verdienst des Magyarentums, das schon vor einem Jahrtausend dieses östliche Fenster Europas aufgestoßen und offen gehalten hat. Von diesem Gesichtspunkt aus ist Ungarns Staatsidee und Nationalpolitik, seine Bedeutung in der Monarchie und im mitteleuropäischen Bund zu beurteilen; auch seine wirtschaftliche Zukunft.

13. Die ungarische Donau

Ein Bild in Weiß und Blau mit dem sanftgetönten Wandelpanorama der Ufer. Und immer dieselben Typen von Menschen am Schiff, eine gewisse Sorte Wiener, die die besten Plätze belegt und den Sonntag am Schiff kartenspielend verbringt, wie in den Cafés der Leopoldstadt oder am Quai, die flirtenden Paare — nicht zu denken ohne Streckstühle — in der diskreten Zurückgezogenheit der windgeschützten Winkel auf-Deck, und in der Masse immerhin einige Menschen, die ein offenes Auge für die Landschaftswunder haben, die wie stillziehende Träume vorübergleiten.

Die Träume mögen verschieden sein, je nach Menschenart; ich kann nur von einem bestimmten Fall erzählen. Der Natur- und Kunstfreund sieht mit wachsamer Seele auf alles hin, in Hainburg ruft die Legendenstimme König Etzels, von den Ungarn als Ahnherr verehrt, sein Steinbild steht im alten Wienertor des Städtchens; Felsen ragen auf, die Porta Hungarica, die Ruinen von Dévény und dann das barocke Stadtjuwel Preßburg (Pocsony), die alte Haupt- und Krönungsstadt Ungarns, mit Rafael Donners Kunst im gotischen Dom und dem Königsschloß über den Weinbergen und dann die Einsamkeit von Inseln und Wäldern, Wasser und weißen Wolken in Himmelblau.

„Jetzt wird's fad", sagt eine sentimentalische Dame und äugt nach einem Streckstuhl.

„Die Schönheit darbt, wenn das bewundernde Auge fehlt", sagt der Naturfreund; „sehen Sie hin, meine Gnädige, die Wasservögel, die hohen Wälder, das schöne Weidevieh auf den endlosen Inseln Schütt zu beiden Seiten, die Schiff-

mühlen, den ewigen Wechsel der zarten Landschaft, das Verrinnen in Duft und Bläue, das Heranwogen neuer Bilder — finden Sie das fad? Ich finde es ergreifend, wie die Feldeinsamkeit von Brahms."

„Die ungarische Donau ist das Dornröschen Europas", meint ein Ingenieur, der sich am Gespräch beteiligt, „sie schlummerte lang hinter der Dornenhecke der Vergessenheit, aber der moderne Ritter erweckt sie aus dem Schlafe."

„Wer ist der moderne Ritter?" Die Sentimentale, die auf eine Liebesgeschichte hofft, ist neugierig geworden.

„Wie sie wollen, der neuzeitliche Verkehr, die Technik, die mitteleuropäischen Wirtschaftsinteressen."

„Ach so," sagt das späte Mädchen gedehnt, aber der Ingenieur ist ein trockener Spaßvogel und fügt rasch hinzu: „Wir Ingenieure bereiten das Brautbett".

„Wieso?" lispelt es hinter dem Taschentuch.

„Ganz einfach, die Nordsee und das schwarze Meer, der Osten und der Westen wollen Hochzeit halten miteinander, die Donau ist der eine liebende Arm, die Nord- und Ostsee streckt gleich mehrere aus, sie können noch nicht zueinander, manche Trennung ist aufzuheben — — —"

Hier unterbricht sich der anzügliche Ingenieur, der sich auf seine Zuhörer versteht, deutet auf ein Stadtbild rechts, das nur kurz hinter dem Waldausschnitt auftaucht und sagt: „Komárom, das jungfräuliche Komorn. Vergebens belagert in den Türken- und Franzosenkriegen und im ungarischen Freiheitskampfe, wo sie von General Klapka verteidigt wurde. Komm morgen — sagte die Spröde zum Belagerer alter Sage nach, daher Komorn. Schade, daß nicht Turul, der Schlachtenvogel Attilas zu sehen ist, der über den Wäldern drüben als Milleniumsdenkmal die Schwingen breitet. Krimhild zog den Nibelungenstrom talab als Etzels Frau, das war die erste Vermählung des deutschen Westens mit dem Osten.

Berge rücken rechts und links an die Donau heran, die

Ausläufer des Bakonyer Waldes einerseits, die kleinen Karpathen anderseits, der Kuppelbau der Basilika von Esztergom (Gran) steht wie ein erhobener Weihekelch im Strahlengold der Nachmittagssonne. Der Kunstfreund weiß allerhand über das alte Strigonium, der Wiege des Christentums in Ungarn, wo Stephan der Heilige geboren, getauft und gekrönt ward. Den angeschlagenen Ton aufnehmend, fügte er hinzu: „die Kirche segnete den Bund, das war die zweite Vermählung". Die Rede geht von dem schönen Stück Kunst, das in dem klassizistischen Gotteshaus sichtbar wird, in den Kodizes der Bibliothek und in der Gemäldegalerie des Palais, wo der Fürst-Primas von Ungarn residiert. Der Turm von Pilis-Marót erinnert an die Geschichte des Michael Dobozy, der nach der Niederlage bei Mohács vor den Türken hierher floh und als keine Rettung war, seiner Gattin den Tod gab, den sie von ihm erbeten hatte, damit sie nicht Beute der Feinde werde, ein romantisches Stück der tragischen Geschichte Ungarns.

Auch die Landschaft neigt zur Romantik, die Ruine Viségrad schaut von walddunklen Nagymaroser Bergen ins Donautal herab. Die Sentimentale ist entzückt: „Hier ist es fast wie in der Wachau —" sie muß die Krücke des Vergleiches haben, das Altgewohnte als Maßstab, wie die Sentimentalen immer. Der Kunstfreund wußte es anders. Er hätte glühender Worte bedurft, um die Pracht des „irdischen Paradieses" zu schildern, wie die Burg früher hieß, als sie von den Königen bewohnt war, Karl I., Ludwig dem Großen und besonders Matthias Corvinus, der einen italienischen Traum an der ungarischen Donau verwirklichte. Ein Sonnenstrahl spielt um das zerfallene Gemäuer oben, blaue Schleier sinken über die Waldberge; von den Villen und Sommerfrischen her klingt Leben; das Wasser rauscht. „Hier muß es schön zu rasten sein." Der Wind verträgt die Worte. Wozu reden?

In Waitzen möchte man noch einen Blick auf den Säulenbau der Kathedrale erhaschen; die Donau biegt scharf südwärts, die Ruinen des römischen Acquincum liegen schon im Schatten, das Schwabengebirge türmt sich empor, die Margareteninsel schläft unter den Rosen, Lichter strahlen auf, eilen die Treppen des gotischen Parlaments hinan, spannen Sternenbogen über Brückenpfeiler, wachen zu Füßen der dunkel ruhenden Kuppelkrone der Burg auf dem Ofnerberg, bilden Spalier auf den weißleuchtenden Terrassen von Pest, einen Reigen von Lampen an Palästen, Fischerstiege und Blocksberg. Selbst die Sentimentale schweigt, sie hat keinen Vergleich mehr, um sich zu helfen. Nicht einmal in der großen Oper hat sie eine solche Feerie gesehen.

„Ich habe meine Geschichte vom Dornröschen nicht vollendet", fängt der Ingenieur auf der Weiterreise andern Morgens wieder an, als man die Tagesansicht des Budapester Stadtbildes genießt, die keiner versäumen will. Die Insel Csepel, wo die großen Industriewerke stampfen, zieht vorüber, die Landschaft hat wieder den ruhigen Akzent des Tieflandes mit sandigen Uferböschungen und fernen Kirchtürmen über sumpfigen Wäldern.

Der Schalk bewegt sich wieder zwischen Scherz und Ernst als er anhebt: „Alles recht schön, was die heidnische Hochzeit Etzels und die christliche Vermählung Stephans mit dem Abendland betrifft; aber die modernen Ritter sind praktische Leute und führen das erweckte Dornröschen aufs Standesamt in Budapest". „— — — — Was soll das wieder heißen?!"

Belustigt fährt der Ingenieur fort: „Stellen Sie sich vor, daß man die Donau für Seeschiffe bis Budapest schiffbar macht, dort Hafen und Stapelplätze großen Stils errichtet für Kohle des Nordens, für Getreide Ungarns und des Balkan, sowie für alle Morgengaben des Orients — das müßte ein gewaltiger Lebensaustausch im mitteleuropäischen

Seelenbund sein, sozusagen standesamtlich vollzogen im Herzen der schönen Hungaria, nämlich in Budapest — was meinen Sie dazu?"

„Und Wien? Wo bleibt Wien?" schrie die Sentimentale auf, von Eifersucht gequält, ihre Vaterstadt könnte zu kurz kommen.

Der Naturfreund beruhigte sie: „Um mit den Wendungen des Herrn Ingenieurs fortzufahren: Wien macht es wie zu Etzels Zeiten, als dort die Nibelungen Feste feierten; es veranstaltet den Polterabend, stapelt die Gaben des Westens, vereinigt den Gästezug des Rheins, der Weser, der Elbe, der Oder, der Weichsel, einerseits durch den Donau-Mainkanal bei Regensburg, den schon König Ludwig I. von Bayern betrieben nach seinem Ausspruch, daß Bayern ans Meer grenzen soll, anderseits durch die großen Kanalprojekte bei Wien-Korneuburg, die die Donau mit den großen Stromkindern Deutschlands direkt verbinden und der alten Kaiserstadt die bessere Lage zur Nord- und Ostsee geben kann, während Budapest seine Sphäre über den Balkan und den Orient erweitert, den Bereich der künftigen Reisen und Wirtschaftstendenzen. So haben Wien und Pest klar umschriebene gesonderte Aufgaben, die sich ergänzen und die Rivalität in gegenseitige Förderung verwandeln, wenn man's versteht. Wenn das Niveau steigt, wird doch jeder Teil gehoben, oder nicht?!"

„Man sieht," nahm wieder der Ingenieur das Wort, „die Donau ist besser als ihr Ruf, besonders gilt das für die ungarische Donau. Der Weltkrieg hat den Zweiflern erst die Augen eröffnet über ihren wahren Wert. Als die Mittelmächte vom Seeverkehr abgeschnitten waren, hat sie allein in einem Halbjahr 12 Millionen Meterzentner befördert — hauptsächlich Getreidearten — was nach dem Krieg bedeutende Perspektiven eröffnet, sowohl was die Zukunft der ungarischen Industrie als auch den steigenden Verkehr mit

dem Orient betrifft, nachdem endlich die Bedeutung der Donau als mitteleuropäische Verkehrsstraße erkannt und erwiesen ist. Dafür hat Ungarn gesorgt durch seine Regulierungsarbeiten, die es als Mandatar Europas nach dem Berliner Vertrag vom Jahre 1878 ausführte, und zwar auf eigene Kosten, als Entgelt kann es Schiffsabgaben erheben, die nach eigenem Tarif bestimmt sind. Ungarn hat der nationalen und zugleich der weltwirtschaftlichen Sache bereits nicht weniger als 186 Millionen an Regulierungskosten geopfert, unbekümmert um die gelegentlich von deutschen Volkswirten erhobenen Zweifel über die wirtschaftliche Bedeutung der Donau, die übrigens im Weltkrieg widerlegt worden sind. Der realpolitische Idealismus eines Grafen Széchenyi hat den Sieg davongetragen, der als erster Befreier des Dornröschens am eisernen Tor den Weg bahnte. Sein Werk wird fortgesetzt. Durchstiche kürzen den Lauf um nahezu 100 km, besonders hier an der mittleren Donau, wo sie große Krümmungen in Sand und Schlamm bildet. Land wird gewonnen durch Wasserhebe-(Pumpen-)Anlagen zur Entwässerung, und durch Deiche, die Ufer zu sichern an der Donau und an den Nebenflüssen. Kanäle werden geplant, um diese Nebenflüsse, die Theiß, die Szamos, die Körös, die Save und den Balatonsee mit dem Hauptstrom so in Verbindung zu bringen, daß sie die Landesteile mit der Donau in bessere wirtschaftliche und industrielle Verkehrsbeziehungen bringen. Alle wollen beisteuern zur mitteleuropäischen Vermählung der Ströme und der Meere. Das wichtigste Projekt ist der neue Donau-Theißkanal in direkter Verbindung mit der geplanten Budapester Hafenanlage. Nicht zu vergessen die bestehenden Tieflandskanäle, den Franzenskanal, der unter Mohács die Theiß mit der Donau verbindet als Getreideentleerung der fruchtbaren Bácska und der Temesvárer Kanal, der für das industriell aufstrebende Temesvár auch die Bedeutung eines Industriekanals gewinnt. Sie sehen, meine

Herrschaften, daß Ungarn und die Donau schicksalsverwandt sind. Und ein nicht mehr zu unterschätzendes Bollwerk für Europa auf ihrem wildgewordenen Stier."

Merkwürdig, was Ingenieure für Phantasten sind, mochten die Zuhörer denken. Das Gespräch verstummt, die große Historie klingt wieder auf in Ufernamen, die schon legendär sind: Mohács düsteren Angedenkens an die Türkennot, dann das felsenfeste Péterváraď (Peterwardein) und später „Stadt und Festung Belgerad" — die Sentimentale trällert das Prinz Eugenlied, eine fremde Stimme sagt: Mackensen.

Die Niemandsinsel zieht vorbei, man wird gefragt, ob man Jokais Goldmensch gelesen habe. Wer wird denn nicht? Berge treten steil ans Ufer. Die Sentimentale will sagen, zwischen Passau und Linz sei es ähnlich. Sie bemerkt eine spöttische Miene und schweigt. Abwarten! Nun türmt sich's in hohen Wänden auf zu engem Felsentor. Felsen am Anfang und Ende der ungarischen Donau. Der Kasanpaß. Das gewaltigste Naturbild der ganzen Donau. Die römische Trajanstraße zur einen und die Széchenyistraße zur anderen Seite. Nachdenklich fängt der Ingenieur wieder an, halb im Selbstgespräch: „Lange Zeit war ganz Ungarn eine Niemandsinsel. Bis der große Széchenyi das Wunder der Wiederauferweckung verrichtete. Der Utopist. Der Ungarns Entfaltung träumte. Und mit dem Verkehrsproblem begann. Mit der ungarischen Donau als Weltstraße und Band der Völkerverbindung. Der Seher . . ."

„Ist das nicht herrlich!" riefen die Menschen durcheinander beim Anblick der Felsen. Die Enge weitet sich, am eisernen Tor sieht der Balkan herein. Drei Reiche stoßen in der alpinen Landschaft bei Orsova zusammen: Ungarn, Serbo-Bulgarien und Rumänien. Mitten im Strom ein vergessenes Stück Türkei. Die Insel Ada Kaleh mit Moschee und stillen Rosengärten. „Ach, Tausend und eine

Nacht ———!" schwärmt es schon sentimentalisch. „Aber ich bitte Sie — —!"

Jeder geht seinen eigenen Weg. Man streift die Reisegefährten am Landungssteg ab, wie Schatten sind sie entwichen: Traumbilder, wie alles Gesehene. Ein Nachhall bleibt. Horche ich in mich hinein, dann vernehme ich die Stimmen. Das Donaumärchen raunt weiter. Reale Phantasien. Utopien von heute, Wirklichkeiten von morgen.

14. Die ungarische Landschaft

Tatra

Das Antlitz der schönen Hungaria in den paar Hauptlinien meiner Gedächtnisskizze: die Felsenkrone der Tatra, vielzackig, jäh aufgetürmt, ohne Übergänge, eine granitene Stirn, darunter das Auge des Csorbasees, beschattet von der Wimper der Tannen. Ewiges Steingrau, ewiges Tannengrün. Ewige Melancholie. Felsen mit der Geberde schäumender Wogen, die zu Stein erstarrt sind. Schuttströme, die niederfluten wollen und plötzlich stillstehen, graue Katarakte, die festgebannt sind. Wilde Bewegung und Regungslosigkeit in dem zerklüfteten Gesicht. Regungslos wie das Meerauge, dunkel und eingesunken, mit dem gebrochenen Blick des Entschlafenen. Der Schrei des Geiers in der Totenstille. Man wird selbst Stein in der Einsamkeit, gebeugt über das tote Auge. Hungriger Geier, such dir eine andere Mahlzeit, denn siehe, mein Auge sprüht!

Und dicht unterhalb der Felsenei, Damen mit hohen, dünnen Spazierstöckchen und hohen Absätzen, gleich wandelnden Orchideen auf Moosgrün, gebahnten Wegen, weißen Hotelterrassen am Csorbasee, in Füred und Lomnitz. Modebilder.

Das Wandelbarste in dieser unwandelbaren Gegenwart von Steingrau und Tannengrün.

Kontraste.

Waldkarpathen

Unter der einsam ragenden Felsenkrone von beiden Schultern abfließend der waldgrüne Mantel der Karpathen,

in seinen Falten zur linken Seite gegen die Donau hin den Burgenzauber des Waagtal bergend, zur rechten die Silberschätze Siebenbürgens, den Saum weiß verbrämt mit dem Schnee der transsylvanischen Kette und hoch aufgeworfen gegen die walachische Niederung.

Und südwärts der Tatra die Montangegend als Bruststück und Mantelschließe besetzt mit schwarzen Diamanten, den Tropfsteingebilden und Eiswundern der Gömörerhöhlenregion von Bánréve bis Dobsina. Ewiges Eis in der Tiefe, wo heiße Quellen springen. Landschaften der Unterwelt, Lauben aus Eisblumen, Kristallparkett und Tropfsteingotik. Kirchenhallen, ein Altar von Eis, ein klarer Bach, der Styx benannt wird, Wasser des Vergessens. Ein Damm führt über den stinkenden See ins Purgatorium. Ein unterirdischer Berg ragt mit Rosensträuchern aus Tropfstein, darin das Bildnis einer verschleierten Frau. Wanderung in Dante. Gleichnisse wechseln, bald schreckhaft, bald lieblich. Träume, geboren in der Dunkelheit und in der Tiefe; sie möchten empor und können es nicht und gerinnen zu Stein und zu Eis. Manchmal zu Wort und zu Vers.

Seele, siehst du dein Gleichnis? Wer kennt deine Wunder und deine Abgründe? Erdgefesselte, mit deinen Geheimnissen! Das Herz zuckt von dunklem Weh und sehnt sich ins Freie.

Oben im Städtchen Krasznahorka wartet ein anderes Wunder. Dort ruht in der Gruft des Kastells die Gattin Franz Rákóczis II., Sophie Serédy, im Glassarg, unversehrt. Ganz frisch mit halbgeöffneten Lippen und erhobener Hand. Süß trauriges Bild ewiger Poesie, die ihre Glaswand nicht sprengen wird, so wenig wie die Träume ganz aus der Tiefe können, wo sie versteinern zum Sinnbild der verschleierten Frau oder in Schweigen versinken.

Ach, Schwestern, was wißt Ihr davon, mit Stöckelschuhen und hohem Spazierstöckchen!

Balaton

Als goldener Spiegel ruht der Balaton (Plattensee) in der rechten Hand Hungarias, die den Arm lässig auf die Stufen von Basalt stützt, hier wo die Ausläufer der Alpen ins Weinland absteigen. Magischer Spiegel deiner Gliederpracht ist der See; Schwestern, hier laßt uns den äußeren Glanz der Dinge genießen in den weltmäßigen Bädern und den Wein des Lebens trinken aus den vollen Bechern zur Lesezeit. Wenn die Winzer wie junge Weingötter durch die Hügel stampfen, an Händen und Füßen rot von Traubenblut. Und einander zutrinken über alle Höhen, von hier zur Donau hin und hinüber zu den Rebenhängen Siebenbürgens und hinauf zur Hegyalja am Tokajer Berg mit dem sagenhaften Fünfbuttenwein, dem König aller Weine. Während im roten Laub die Geige des Zigeuners schluchzt. In der dyonisischen Stunde, wo die Freude den Gipfel erreicht und die andere Seite sieht, die Tod heißt. Und dort den Tropfen Wehmut holt, der den Becher versüßt, den heiteren Unverstand des Lebens. Das nennt der alte Thümmel Tugend und Begriff.

Es muß wohl sein, daß sie hier zuhause ist, diese Tugend, denn „weinend erfreut sich der Ungar".

Kasanpaß

Ist die Hauptstadt das Herz Ungarns, so ist die Donau das Herzblut, die große Schlagader. Strömendes Leben.

Unser Schiff gleitet südwärts gegen das eiserne Tor. Bergige Ufer ziehen vorüber, Landschaften, die an Bekanntes und Ähnliches erinnern. Hübsch, aber auf die Dauer etwas einförmig. Hier ein altes, zerfallenes Türkenkastell, am serbischen Ufer zerschossene Ortschaften. Kaum daß man noch hinblickt auf die Wahrzeichen des Elends. Wann kommt das eigentliche Landschaftswunder, der Kasanpaß, „den man gesehen haben muß"?

In der Ferne rücken die Berge zu geraden Wänden zusammen. Er kommt schon! Man eilt auf Deck. Der Heizer schürt, rauschend geht es durch die Enge. Wände streben hoch, wie in einer Kathedrale. Ein Chorgang ist die Széchenyistraße, aus dem Felsen gesprengt. Am anderen Ufer die alte Römerstraße gleicht leeren Postamenten nach dem Bildersturm. Man zeigt die Löcher, darin Tragbalken staken für den hölzernen Pfad über dem Wasser an senkrecht abfallendem Gestein. Schon in Trajans Zeit zogen hier die Völker durch auf dem Weg nach Dacien.

Alles gleitet fort, Ufer, Wind, Regen, Sonne, Wellen strömendes Leben, alles, alles.

Man sieht an den Wänden empor und wird still, wie in einer Kirche, und sucht oben den schmalen Streifen Himmel..

Ada Kaleh

Ganz am Ende der ungarischen Donau hängt dieses Schmuckstück, die türkische Insel Ada Kaleh. Wirklich nur ein Anhänger.

Der Komitatshusar, der mich von Orsova zu Wagen nach der Überfuhr bringt, erzählt von dem Übergang der Deutschen hier nach Serbien und dröhnt mir den Geschützdonner vor, mit einer Lautmalerei, daß mir Hören und Sehen vergeht.

Dann aber rudert mich der Türke nach der Insel des Schweigens. Alte Kasematten, Moschee, Rosengärten, Basarstraße, türkisches Café. Frauen, die den Schleier vorziehen. Der Komitatshusar, offenbar Hahn im Korb, redet einen jungen Türken an, er möge mir seinen Harem zeigen. Der Türke sagt erst ja, dann macht er sich mit einer Ausrede aus dem Staub. Ich verstehe ihn, was man allein zu besitzen wünscht, soll man nicht fremden Blicken preisgeben.

Weiter oben, gegen Semlin, war die Niemandsinsel, aus Jokais „Goldmensch" berühmt; dies hier ist die Insel des

Vergessens. Tausend und eine Nacht. Urrest. Märchenland. Unwirklichkeit. Keine Steuern, keinen Militärzwang, keinen Einfuhrzoll. Das Paradies auf Erden.

Aber in den Kasematten haust die Armut, in den Rosengärten und Häusern ist ein Hindämmern, der Atem der Zeit dringt nicht in diese Abgestorbenheit, der Frieden ist friedhofähnlich, vom Mond beherrscht auch bei Tag, und die Menschen wissen nicht, daß sie als Entschlafene umherwandeln.

Hütet Euren Harem, Euer vergrabenes Pfund, Euer Schattendasein, Euer Paradies auf Erden, das ein Traum ist und nicht einmal ein schöner!

Der Mokka ist getrunken, Zigaretten sind gekauft, der Obolus gespendet, das Um und Auf dieser mythischen Volkswirtschaft; nun, schweigender Fährmann, führ mich wieder fort aus diesem Reich der Vergessenheit, fort von dieser Toteninsel, diesem Paradies, hinüber zu Qual und Widerstreit, jedenfalls aber zurück ins Leben!

Alföld

Von dem Hochthron der Grenzgebirge ringsum, die dem Leib des Ganzen festen Schutz geben, Aufbau und Gliederung, steigen die Linien abwärts zum tief ruhenden Schoß Ungarns, zum Alföld oder dem Tiefland, wo sich die Donau breit hinwälzt und die Theiß lehmige Fluten durch den gelben Sand trägt.

Schoß der Fruchtbarkeit, wo die Brotfrucht reift, Quellpunkt ungarischen Lebens und ungarischer Kraft; urmagyarische Heimat, diese Pußten und Kornkammern, wo der Fuß in Sand und ergiebiger Ackererde wandelt und an keinen Stein stößt.

„Schaff mir den Stein von der Hütte weg", schreibt ein ungarischer Bauer von der Dolomitenfront seinem Weib daheim; „ich mag ihn nicht mehr sehen, wenn ich heimkomme"

so hat er ihn hassen gelernt, der Sohn der fruchtbaren Erde, die den Menschen statt Stein Brot geben möchte, es friedfertig mit dem Nachbar zu brechen....

* * *

Der Göttin Ceres gleicht Hungaria mit dem Rundkopf und der breiten Stirn, den goldbraunen Augen in gerader offener Stellung, auf einem Thron ruhend als Symbol des zwischen Gebirgen gebetteten Landes, Symbol der Fruchtbarkeit mit Wein, Früchten, Ähren, Gold- und Silbergefäßen und Genien, wie es Michael von Pannonia gemalt hat am Hofe von Ferrara anno vierzehnhundert und soviel, zwar von allen Einflüssen seiner Zeit beherrscht, von Botticelli, Lucca della Robbia, Lukas Cranach und doch im Grunde so ungarisch gefühlt, daß ich unwillkürlich an das Bild im Museum der schönen Künste zu Budapest denken muß, wenn ich die Hauptzüge der ungarischen Landschaft zusammenfasse.

Die Vielheit und Kontraste, sie gehören zusammen und wollen als Einheit angeschaut sein. Mir werden sie zum Bild, seht Euch hinein!

Budapeſt

15. Das Stadtbild von Budapeſt

Das iſt das Unvergleichliche dieſer Donauſtadt, daß ſie nicht hinter dem Strom liegt, wie Wien, das mit dem Donauarm ſozuſagen nur ein Fenſter nach dem Kahlenberg öffnet, ſondern daß der Strom hier mitten durch fließt. Ihre vornehmſte Faſſade wendet die Hauptſtadt dieſem Canal grande zu, der nach den realiſtiſchen Phantaſien und Wirklichkeitsträumen Széchenyis das Weltfenſter Budapeſts als Hafenſtadt iſt. Hier ſtehen die Paläſte: das neugotiſche Filigran des Parlaments, das dem zu Schiff Ankommenden ein Themſebild vorzaubert, dieſe ſteinerne magna charta, ein Leuchter der Volksidee; jenſeits der Kettenbrücke das Architekturſchauſtück der neuromaniſchen Fiſcherbaſtei als Illuſtration der tauſendjährigen Idee Ungarns; darüber das Spitzengewebe der Matthiaskirche, Leuchter der Gottesidee; und weiter auf dem Ofnerberg die Burg mit der Kuppelkrone, Leuchter der Königsidee.

Dekorationsſtück ſind dieſe Architekturen, Geſchichtsilluſtrationen, etwas aufdringlich in ihrer Rhetorik; Stilimitation, die die Sprachen aller Zeiten nachſtammeln, vor allem aber die Sprache der unkünſtleriſchen zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegen die wir ein wenig unduldſam geworden ſind. Und dennoch vermag man es nicht, die ſonſt übliche vernichtende Stilkritik an dieſe Dinge anzulegen, entwaffnet von dem achtunggebietenden Gedanken, der wie heimliches Licht auf der Stirne dieſer Gemäuer leuchtet, der nationalen Idee oder der Staatsidee. Jedenfalls der tauſendjährigen ungariſchen Idee, die in dieſer Stadt und in dieſen Gebilden von ſelbſt zum Monument wird. Das Wort

Emporkömmling, das man sonst für Stadtschöpfungen der Gründerepoche bereit hat, mag trotzdem nicht über die Lippen. Das national- und staatsungarische Glaubensbekenntnis beseelt diese Steine. Also etwas sehr Ernstes, Hochheiliges. Darum sind diese Architekturen hier anders als anderswo. Sichtbare Nationalhymne an den Ufern des lichterbekränzten, breitwallenden Stroms; eine Bilderschrift in Quadern und gemeißelten Steinen; Mauern, in denen die Stimme des ungarischen Genius gleich Parlamentsreden tönt; gemauerte Verkünder des heiligen Geistes der Nation, der sich mit feurigen Zungen über sie herabsenkt und gleich das Herz dazugibt.

Und wie die Steine reden, so reden die Menschen, Männer und Frauen, Mädchen und Jungen. Mit diesem stets gegenwärtigen Bewußtsein von Geschichte und Staatsrecht. Als dem Grundakkord, der dieses dissonanzenreich gesättigte Leben, die Parteileidenschaften, die sich hier explosiv begegnen, die Schroffheiten der sozialen Gegensätze und der Weltanschauungen immer wieder ausgleicht und vereinigt. Und untrennbar verknüpft ist mit Kunst, Literatur, Wirtschaft, die nur Variationen gleichen über dieses eine unwandelbare Thema. Das aber diese Hochspannung des Gefühls hervorbringt, die beglückende Luft der persönlichen Freiheit, des männlichen Stolzes und Unabhängigkeitssinnes. Und diese jugendliche Lebenswärme, diesen elektrisch geladenen Kraftstrom, der den Stoß in die Zukunft hat und in der sommerheißen Stadt mit ihrem stromgekühlten Antlitz kreist wie in einem Dynamo, oder einem ungeduldig pochenden, vorwärtsdrängenden Herzen.

* * *

Nationaler Wille hat diese Stadt in weniger als fünfzig Jahren fast aus dem Nichts emporgeschleudert zu dieser Masse und Monumentalität. Aus der mittelalterlichen Ge-

bundenheit Ofens zu der weltstädtischen Fülle des heutigen Pest. Der Wille eines einzigen Mannes, der damals Kopf war über die widerspenstigen Glieder der Nation. Und also kalkulierte: um Ungarn emporzuheben gibt es drei Mittel: Nationalität, Verkehr und Handelsverbindung mit anderen Nationen. Um das Ziel zu erreichen müssen die nationalen, geistigen und finanziellen Kräfte im Herzen des Landes gesammelt werden. Um sie zu sammeln muß Pest aufhören eine Sackgasse zu sein und es muß Hauptanziehungs- und Zentralpunkt werden. Das kann wieder nur durch Verkehrsverbindung und Verschönerung erreicht werden. Der Anfang wurde gemacht mit Pferderennen, mit dem Nationalkasino als Sammelpunkt der Aristokratie, mit lauter Vergnügen anscheinend, dahinter aber ein gewaltiger Ernst verborgen war. Man weiß schon, daß ich den Mann mit dem Löwenhaupt und der Löwenklaue meine, Grafen Széchenyi István. Er regulierte die Donau am eisernen Tor, brachte die Donauschiffahrt auf die Höhe, baute die Kettenbrücke, die Symbol ist, legte die Donaupromenade an, den Korso, den er durchwegs so breit dachte, wie den Platz vor der Redoute, bestimmte Pest zum Mittelpunkt des Eisenbahnnetzes und bereitete den durch Deák vollzogenen Ausgleich von 1867 vor, von da ab die Saat Széchenyis in die Halme schoß.

So wurde die Hauptstadt mit ihren Schönheiten und Kunstschätzen, die aus der Idylle, aus Mittelalter, Barockzeit, Klassizität und Dörflichkeit erwachte, Pest, Ofen, Altofen und alle umliegenden Bruchstücke in eins zusammenfaßte und zur Monumentalität emporriß. So entstanden die ruhmredigen Bauwerke in historischen Stilen, die, eine steinerne Nationalbibel, ungarische Geschichte lehren, im Stadtwäldchen am Széchenyiteich und hier an der Donau; so entstanden die Freskenkunst und Historienmalerei, die in keiner modernen Stadt so üppige Blüten treibt bis auf den heutigen Tag wie

in Pest, man denke an die Lotz und Benczur; so entstand das nationale Pathos der Denkmäler, diese Volksansprachen in Marmor und Bronze auf saalartigen Plätzen, in der Korridorflucht der Straßenzeilen und im Grünen unter freiem Himmel. Eine Bergpredigt ist das Vörösmarty-Denkmal am Gizela-tér; der Volksdichter und Schöpfer der Nationalhymne mahnt das versammelte und aufhorchende Volk in seinem „Aufruf", sich der Heimat anzuschließen allen Schicksalsschlägen zu Trotz. Der andere Volksdichter und Klassiker — beides ist in Ungarn eins — Alexander Petöfi steht mit leidenschaftlicher Geberde nächst dem Schwurplatz an der Donau, Symbol der lodernden Flamme, die verzehrt und verjüngt. Ein Rufzeichen der Auferstehung über Großstadtgrün ist das Millenium-Denkmal. Ich weiß nicht, ob es noch eine zweite Stadt der Welt gibt, die im Verhältnis so viele Standbilder hat wie Budapest; sie tragen die Marke der zweiten Jahrhunderthälfte und sind nicht besser als anderswo; hier aber sieht man trotzdem mit Interesse hin, weil sie innerlich so stark politisch bewegt sind, wie die Menschen selbst, die in dem Wechselstrom von zentripedal gerichteter nationaler Selbstbetonung und zentrifugaler Weltsehnsucht anhitzende Nervenvibrationen erzeugen, einen Hochdruck des Lebens, das alles Ferne, Weithergeholte zugleich mit dem Nationaleigentümlichen noch mehr oder weniger unausgeglichen abspiegelt.

Von dem gewaltigen Portal des Ostbahnhofes her ist das Bild noch recht kunterbunt. Stellenweise unfertig. Hier und da eine vage Dorferinnerung mit angerhaften Straßenweiten, behäbig hinziehenden einstöckigen Häusern neben den Riesenfeuermauern der Großstadtkasernen. Neben gelegentlichen Zurückgebliebenheiten der weltstädtische Trumpf der Andrássystraße, der eleganten Läden und des Bankviertels mit seinen stolzen Geldpalästen, die Széchenyis Traum von Kapitals- und Wirtschaftskonzentration in der Hauptstadt

verwirklicht haben und schier zu der nicht ganz unbedenklichen Hypertrophie der Treibhauskultur neigen.

Die offizielle Architektur treibt Nationalpolitik noch in den internationalen historischen Stilarten: die Wohn- und Warenhäuser, die moderne Geschäftswelt dagegen gibt sich in ihren Miet- und Geschäftshäusern technisch amerikanisch mit dem Zweckmäßigkeitsfanatismus von Glas und Eisenbeton, Aluminium und Majolika; doch auch hierin ist das Internationale der weltstädtischen Baugesinnung national gewendet durch das Ornament; Amerikanismus mit der ungarischen Tulpe im Knopfloch. Alle modernen Weltgedanken wandern durch die Hauptstadt, wo sie national assimiliert und dem Lande als eigenes Vorbild weitergegeben werden. Die Provinz lebt geistig von der Hauptstadt. Sie ist eben das Herz.

* * *

Ein südlich heißes Leben fiebert in den Straßen, drängt ans Öffentliche, aufs Pflaster, in die Cafés — keine Stadt hat so viele Cafés wie Budapest, nicht einmal Wien — man hat noch Zeit zu verweilen, Zeit zum heiteren Lebensgenuß, zur bemerkenswerten Eleganz, um solcherart das Tempo wohltuend zu verlangsamen. Bei allem Drang nach Vorwärts eilt man nicht, und hat doch in so kurzer Zeit einen so gewaltigen Vorsprung erreicht; der großstädtische Laut des Verkehrs ist hier nicht geringer als anderswo, aber die Hast ist nicht besinnungslos, beherrscht vom Zügel der Bedachtsamkeit, die im Naturell liegt, das Unlösbare im Leichtflüssigen, und selbst noch in dem unruhsamen, facettierten, äußerlichen Wesen des Großstädters gewisse Trägheitsmomente oder innere Schwerpunkte bildet.

Man würde den sinnbestrickenden Reiz der Hauptstadt nicht deuten können, wenn man nicht die Schönheit der Frauen, auf die der Budapester mit Recht stolz ist, zum

tiefsten Erklärungsgrund hätte. Die bevorzugte Stellung des Weibes ist bestimmt von der unwillkürlich huldigenden Geste des Mannes, die jedermann zum Takt verpflichtet. Der Korso an der Donau vor dem Vigadó unter Akazien gleicht zu gewissen Stunden einer lebendigen Schönheitsgalerie.

Brennpunkt aller Lebensmächte ist Budapest, auch gesellschaftlich. Residenz der Vornehmen, Herrschenden, Begüterten, die vom Land herein zum Stelldichein kommen, zur „Saison", und hier ihr Absteigequartier haben. Oder eines der vielen kleinen Palais, die — nicht zu reden von den großen — typisch sind für den ungarischen Lebensstil, für den deutsche Maßstäbe nicht immer ausreichen.

An die Frauen hatte sich Széchenyi mit seinem Buch über den „Kredit" gewendet, das die materielle und kulturelle Auferstehung Ungarns bezweckte. Das war ein feiner Zug. Er wandte sich an das Herz. Davon die geschmückte, von dem leuchtenden Fluidum der Schönheit erfüllte Hauptstadt ein Gleichnis ist.

16. Das Baubild von Budapest

Das Architekturkleid der Hauptstadt

Eigentlich sollte man das Wort hier ganz besonders an die Frauen richten. Warum an die Frauen? Architektur ist keine Sache wie Mode, junge Hunde, Bilder und Liebesromane, geschriebene oder erlebte, sondern als Königin der Kunst eine strenge und unnahbare Göttin, mit der oft der gescheiteste Mensch nichts anzufangen weiß, wenn er nicht zufällig vom Fach ist, ein schwieriges, unpopuläres Thema, nicht interessant genug, und obendrein ist Architekturgefühl so selten in der Welt — also?! Eben deshalb. Weil es so selten ist. Und so schwierig. Gerade mit solchen Dingen soll man sich an die klugen, empfänglichen Frauen wenden, die das Seltene lieben und mit dem Gefühl leichthin erfassen, worum der Bildungsverstand sich oft vergebens plagt. Dann wird's auch interessant. Der Mann jagt seinen Geschäften nach, er rennt durch die Straßen, die Bauwerke ragen einsam, von keinem Blick bedankt. Er hat auch keine Zeit. Oder ist mit Wissenskram beschwert, und sieht sich nicht hinein. Architekturblind. Frauen dagegen haben noch Zeit. Oder, was mehr ist, Muse. Das heißt jene innere Bereitheit zur Empfängnis für das irgendwie Schöne oder Eigenartige, Unbegriffliche, Sinnfällige. Sie rennen nicht; sie wandeln. Lustwandeln. Mit dem schönen Sinn für Oberfläche. Nicht daß Architektur bloß Oberfläche wäre, Fassadenkunst, bewahre! Aber doch auch Kleid, das steinerne Kleid der Stadt. Deren Schauseite den Geschmack verrät, die Kultur und Geschichte des Landes und das Ringen der Künstler um den passenden Ausdruck. Besonders in Budapest und einem

Land, daß so stark sein Eigenes, Nationales betont. Darüber soll man mit Frauen reden, weil sie das Maß sind des allgemeinen Verstehens. Wie sie klug zuhören! Wir wollen gemeinsam die Kunstwanderung in der Straße antreten, und versuchen in der lapidaren Chronik zu lesen — trotz der gefährlichen Konkurrenz der Schaufenster.

Auch Budapest ist Weltdame geworden und macht große Toilette. Infolgedessen ist das Neue hier stärker als das Alte. Aber noch trägt sie manches Schmuckstück aus Urgroßmutters Schatz, die Hofdame war bei der Maria Theresia. Barockkunst. In der Kötö-utca 10 blicken wir in ein altes Herrschaftshaus hinein. Die edlen Raumverhältnisse im Hof, die ausdrucksvollen, weichen Profile des Steingebälks, das festliche Tor mit den Karyatiden; entzückend, nicht wahr? Trotz Krone und Wappenschild im Giebel haust nur mehr ein kleines Leben darin, wie lange noch? Pest machte nach der Türkenzeit höfischen Staat; viele Adels- und Patrizierhäuser dieser Art waren, wo sind sie heute? Sie sonnten sich im Abglanz der Burg, die Meister Hildebrand 1716—1728 sozusagen theresianisch erbaut hatte. Wie unter alten Leuten ist ein großes Sterben unter ihnen, man muß schnell gehen die wenigen übrig Gebliebenen noch am Leben zu finden, wie das Haus Nr. 4 am Batthyány-tér mit der großmütterlichen Dachhaube; aber es steht auch schon mit beiden Füßen im Grabe, seit das Straßenniveau erhöht wurde. Es ist wirklich wie ein Besuch bei Urgroßmutter; diese Matronen von Häusern, schade um soviel vornehme, verblichene Grazie! Der Geist Fischers von Erlach spukt noch herum, besonders in der Universitätskirche (Papnövelde-u.) und in der Universitätsbibliothek. Oder an dem schönen mittleren Tor mit dem Atlas am Stadthaus, das übrigens Martinelli für Invalide erbaut hatte (1716—1728).

Der Kunsttraum des 18. Jahrhunderts ist zu Ende, Pest tut es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Schwester-

städten gleich, es blickt nach Hellas und kleidet sich als klassische Muse. Es ist die europäische Zeitmode des Empire, der die Gesellschaftsdame ebensogut wie die Dame Architektur huldigen. Das Nationalmuseum von Michael Pollák, der hier Bahnbrecher war, sagt alles. Pest übertrifft Wien in dieser Stilentwicklung. Aus alten Stichen kennen wir das 1847 abgebrannte deutsche Theater am Gizela-Platz, wo jetzt das Palais von Haas steht und nach der Donauseite einst die alte Redoute. Sehen wir uns statt dessen das sogenannte Lloyd-Palais auf dem Ferencz-Jozsef-tér, Ecke der Dorottya-u. mit den schönen jonischen Kapitälen an, von Polláks Zeitgenossen Joseph Hild, der die Pläne für die Leopoldstädter Basilika gemacht hat. Wie empfindsam aber wußten Meister Matthias Zitterbart und Zeitgenossen dies biedermeierliche Pest zu schmücken! Noch immer gibt es einiges davon zu schauen in Ofen und im V. Bezirk, so das Haus Nr. 19 in der Mária Valéria-u., reich an Relieffiguren, von klassischer Luft umhaucht wie mancher Hof noch in derselben Straße, wo vergessen eine Quellennymphe oder Brunnenfigur trauert; oder der antikisierende kreisförmige Hausflur der Nádor-u. 9, um nur einige Beispiele zu nennen. Das Komitatshaus in der Városház-u. als Repräsentationsbau Zitterbarts nicht zu vergessen oder das einstige Budapester Stadthaus von ihm, das freilich nur mehr in einem reizenden Aquarell von Rudolf von Alt verewigt ist.

Empire und Biedermeier ist indessen nicht bloß die Zeit der Empfindsamkeit, sondern auch der Keimträger moderner Ideen. Es war ja die Zeit Széchenyis. Die Kettenbrücke entsteht, nach Plänen von Clark, der auch die dorische Säulenfassade des Tunnels baut. Der nationale Gedanke erwacht, statt klassisch heißt es jetzt ungarisch. Man will nicht nur reden, sondern auch bauen wie einem der Schnabel gewachsen ist. Friedrich Feßl baut die neue Redoute in den fünfziger und sechziger Jahren; der erste Versuch nationaler Bauweise

mit orientalischen Anklängen. Sehr interessant, ein gediegener Bau — man muß sich ihn merken! — aber doch kein Wegweiser in eine nationale Stilrichtung. Hier ist alles noch problematisch.

Dazu kommt, daß die internationale Architektur anfängt, alle historischen Stile aufs Neue abzuwandeln, von der Gotik bis zum Barock. Öffentliche Bauten, Paläste, Miethäuser, ja sogar Geschäftshäuser, alles verlangt Stilmaskerade. Die Entwicklung der Großstädte fällt in diese Zeit der babylonischen Wirrnis, die eine Abkehr und ein Umweg ist. „Stilarchitektur" im Gegensatz zur früheren echten wurzelhaften Heimatkunst; eine falsche Renaissance entsteht. Ein Schüler Schinkels, der Berliner August Stüler bringt sie nach Pest, er baut 1862—1864 die wissenschaftliche Akademie. Die Stadt, die seit 1867 ihren gewaltigen Aufstieg nimmt, kann sich dem internationalen Einfluß nicht entziehen. Die Andrássy-utca ist der Typus dieser Epoche. Immerhin hat die Stadt das Glück, einige große Künstler zu den ihrigen zu zählen, die aus diesen rückschauenden Architekturidealen das Beste zu machen verstanden. So Nikolaus Ybl, kein „Kopf"-Architekt, sondern einer, bei dem die Gedanken durchs Herz gehen, ein Künstler. Die Oper ist von ihm und die Anlage der neuen Burg, die Haußmann vollendete, der Erbauer des Hauptgebäudes der Technik zu Buda und der königlichen Kurie gegenüber dem Parlamentsgebäude. Viele Namen und Werke sind hier anzureihen, die der Stadt seit 1870 den „historischen" Stempel aufdrücken, von der romanisierenden Fischerstiege des Professor Schulek und dem gotischen Parlament Steindls bis zur barockisierenden Burg Haußmanns. Ich erinnere an die Innerstädter Sparkasse auf dem Kigyóplatz, italienische Gotik mit Majolikafassade von Heinrich Schmahl, der, ein Schüler Ybls, sich als tüchtiger Konstrukteur in dem Eisenbau-Warenhaus in der Kossuth-Lajosstraße erwiesen hatte. Oder an Julius Petschacher, der auch von

Ybl ausgeht. An Professor Sam. Petz, von dem die Markthalle ist und die Kirche auf den Fazekas-Platz in Buda. An Adolf Lang, dem Erbauer des schönen alten Künstlerhauses auf der Andrássystraße. An Albert Schickedanz, den Schöpfer des Milleniumsdenkmals, des neuen Künstlerhauses und des Museums für bildende Künste. An Ignaz Alpár und an Edmund Lechner.

Aber Lechner ist nicht mehr historische Schule, obgleich er von ihr herkommt. Er ist Programm, Reformer, moderner Geist. Eine neue Generation von Architekten erkennt ihn als ihren Führer an. Er ist für Pest das, was Otto Wagner für Wien ist, wenn auch bei scheinbarer Gegensätzlichkeit. Wagner betont das Internationale der Architektur, Lechner das Nationale. Er geht auf Reisen und sucht den nationalen Stil. Aber auch er löst das Problem nicht. Er bringt indopersische Motive, die wir an dem Museumsbau in der Üllöistraße sehen können. Man kann nicht leugnen, das Nationale daran ist äußerliche Zutat geblieben, Ornament; interessant und doch zu absichtsvoll; es führt nicht weiter. Wagner, der „Internationale", baut unbewußt im nationalen oder doch lokalen Geist, wienerisch; Lechner, bewußt national, kommt schließlich zu jenen „internationalen" Weltforderungen der Architektur, die Wagner schon als Ausgangspunkt betont: das Funktionelle, die Konstruktion und die modernen Baustoffe als formgebende Prinzipien. Eine Mietwohnung, ein Bankhaus, ein Kassensaal, alle modernen Bauorganismen sind von sachlichen und funktionellen Zweckmäßigkeiten bestimmt, die auf der ganzen Welt dieselben sind. So wie wir uns nach denselben Kulturgesetzen kleiden. Auch die Mode ist international. Wagner wendet es drastisch auf die Architektur an. Recht hat er, Kunst hat wirklich nichts mit Politik zu tun. Aber sie hat mit der Individualität des Künstlers zu tun, die der primäre Grund des Kunstwerks ist. Jeder muß von sich ausgehen — diese Lehre gibt schließlich Lechner

(wie sie schon Wagner auf seine Art gab) in dem Bau der Postsparkasse, der freilich besser gedacht als ausgeführt ist. Auch das ist nur eine Anfangsarbeit, wie das geologische Museum in der Stephania-utca; das Beste konnte er nicht ausführen, wie übrigens auch Wagner und alle Reformer, die in ihren Schülern weiterleben. Lechner macht Schule: aber nur indem er die klare Anweisung gibt, daß der Künstler nicht nachahmen soll, sondern von sich aus schaffen: schöpfen. Das Nationale liegt in der Individualität des Künstlers, je nach seinem Lande, und je nach der Individualität seines Volkes; es bildet die besondere Schwingung, den individuellen Zug des Werkes als die künstlerische Essenz, die nicht in Worte und Rezepte zu fassen ist, wenn sie nicht als äußerliche, unorganische Zutat wirken oder zum bloßen Ornament erstarren soll.

Das moderne Leben ist der Ausgangspunkt des Schaffens, sagt Wagner; Lechner nimmt die Individualität zum Ausgangspunkt. Beides zusammen ist richtig. Es bedeutet der Freiheit eine Gasse für das neue Architekturgeschlecht. Das moderne Baubild Budapest zeigt den Niederschlag der herrschenden Zeitideen, die auf sachliche Charakteristik gestellt sind, auf Technik, auf Konstruktion, die sich in der Form klar ausdrückt, auf Materialechtheit, die nichts anderes vortäuscht (keine falschen Quadern), auf geradezu amerikanischen Utilitätsgeist, sparsam und sinnfällig verwendeten Schmuck — das Um und Auf der modernen Geschmacksästhetik und der heutigen Eleganz, die ebenso in der Wohnung, in der Kleidung, in den Schaufenstern herrscht und in den Möbeln der Budapester Werkstätte des Architekten Ludwig Kozma in der Vécsey-u., die modernen Geschmack sehr glücklich auf ungarische Volkstümlichkeit auszudrücken weiß.

So kleidet sich Budapest als Weltdame nach der internationalen Mode, auch in der Architektur. Freilich aber zugleich auf ihre persönliche Art. Nach ihrem eigenen Genius.

Individuell. Jedes Haus ein anderes Gesicht, trotz der sachlichen Forderung, ein Beweis, daß die Individualitäten großen Spielraum haben, und bemüht sind, die von draußen empfangenen allgemeinen Anregungen in Eigenes zu verarbeiten. Von den glücklich überstandenen sezessionistischen Wildheiten bis zu dem puritanisch gewordenen Wagner und dem berechnet feierlichen Behrens, um einige der großen Vorbilder zu nennen, die von außen her mit unverkennbarem Einfluß wirken.

Straßauf, straßab im Bankenviertel und dem eleganten Belváros können wir die modernen Wohn- und Geschäftshäuser in Augenschein nehmen. Indem wir von der Gizelatér ausgehen, wo Floris Korb das Haus mit der roten Marmorfassade und Ignaz Alpár die vaterländische Sparkasse Ecke der Vácsi-u. baute. Zum sechsstöckigen, reichornamentierten Geschäftshaus der Architekten Kármán und Ullmann, Ecke der Vácsi- und Kishid-u. Auf den Kristóf-tér, wo wir das Granithaus von Albert Körönyi betrachten und den Eisenbau Emil Agostons der Firma Joseph und Jakob Kohn. Um die Ecke am Servitenplatz die Marmorfassade der Architekten David und Sigismund Jónás und den sehr disziplinierten Pyrogranit-Bau von Lajta Béla. Einen sehr einheitlichen Eindruck macht die Harisgasse mit den leicht geschwungenen Hauswandungen von Karl Rainer, der die ganze Gruppe baute, sozusagen aus einem Guß. Eine ähnlich zusammengefaßte, wenn auch nicht ganz so bedeutend wirkende Häusergruppe von Joseph Fischer ist in der Koronaherczeg-u. Vorbei an der schon genannten italienisch-gotischen Sparkasse von Schmahl am Kigyó-Platz zum Klotild-Palais und dem Königshaus der Architekten Korb und Giergl, in die Irányi-u., wo die sehr schlichte aber interessante Steinfassade von Málnai in Verbindung mit Haas unsere Aufmerksamkeit fesselt und unweit davon der graue Sandziegelbau von Balint und Jámbor. Auf der Eskü-ut gilt ein Blick dem

neuen Piaristenbau, barock, von Professor Tivadar Hültl und Ecke Kossuth Lajos-u. und Muzéumsring dem angenehm wirkenden Barockbau mit Steinfassade des Hotel Astoria von Architekt Hikisch, der augenscheinlich von Professor Kreis in Düsseldorf, einem Schüler Wallots, angeregt ist. Der Ergänzungsbau ist wieder von Agoston. Und gleich daneben am Muzéumsring wollen wir den Steinbau nicht übersehen, der wieder von Hikisch ist.

Nun weiter zu einer Reihe sehr markanter Erscheinungen, die in der Dohány-u. mit dem schier amerikanischen Rohziegeltyp („Tolnai Világlapja") der Architekten Jónás und mit Késmárkys Spielwarenhaus beginnt, das alle Blicke anzieht, sehr originell in der Bekleidung mit Zementplatten und Pyrogranit, irgendwie an gewisse Versuche Otto Wagners gemahnend, von Architekt Joseph Vágó, der auch sonst künstlerisch Hochbedeutendes schafft. Einen Sprung jetzt zur Rákóczi-u. 18, wo uns die „Budapest Elisabethstädter Bank" wegen der außerordentlichen Zucht und monumentalen Schlichtheit des Rohziegelbaus von Lajta Béla interessiert. Den Vogel aber schießt die Hauptstädtische Oberhandelsschule ab, ebenfalls Rohziegel, in der Vas-u., von demselben Architekten. Lajta betont auf seine Art das nationale Element, indem er sich die ungarische Volksornamentik dienstbar macht. Das Besondere liegt freilich darin, wie er es tut. An geeigneter Stelle läßt er sie hervorblühen als Schmuck oder Symbol, stilvoll zusammengehalten, wie es der sonstigen sachlichen Strenge seiner auf große Flächen und Proportion gestellten Bauweise entspricht. Das ist seine individuelle Note.

Wir müssen eilen. Geduld, Bitte! Das Bad Hungária in der Dohány-u. von Agoston, deutsch anmutender Steinbau will mit einem Blick bedacht sein, dann zurück ins Bankenviertel an der Donau. Am Ferencz Jozsef-tér zu Quittner Handelsbank und „Gresham", und zu dem glatten Steinbau

mit schönem reichgeschnitztem Holzportal der Architekten Haas und Málnai, Ecke Nádor und Mérleg-u., der ebenso Beachtung verdient, wie die individuelle Steinfassade in der Nádorgasse 13 der Architekten Szivessy und Jansky, und am Szabadság-Platz einige Großarchitekturen von Ignaz Alpár, die Börse, die österreich-ungarische Bank und von Artur Meinig das fein empfundene Barockgebäude der „Adria". In der Holdgasse Lechners Postsparkasse und endlich in der Alkotmány-u. die Wohnhäusergruppe von Emil Vidor, mit Anwendung von farbigem Glas, intarsienhaften Blumendekorationen in Mörtelverputz und schwarzen Glaskanten.

Eine Reihe begabter jüngerer Architekten, von denen ich in der Hauptstadt nichts gesehen, aber aus Zeitschriften weiß, daß sie ungarische Bauweise mit hohen Dächern pflegen, wie es dem deutschen Begriffe der „heimatlichen Bauweise" entspricht, dürfen nicht unbeachtet bleiben, Edmund Wigand, Gabriel Koós, Desiderius Zrumeczky, Julius Sváb. Dieser hat in der Provinz bisher mehrere Schulen im ungarischen Stil gebaut. Von M. Pogány, dem Entwerfer des einstigen Turiner Ausstellungsgebäudes höre ich, daß er das neue Nationaltheater baut. In der Városmajor-u. in Ofen fällt mir ein Schulgebäude angenehm auf. Wie ich vernehme, ist es von Gabriel Koós und Dénes Györgyi. In Szabadka habe ich das neue Rathaus gesehen von Marcell Komor und Des. Jakab, unverkennbar Lechnerschüler, die auch in Marosváshely Monumentalbauten geschaffen haben. Von Bauer und Gutmann kenne ich einiges sehr Gutes in Székesfehérvár und von Aladár Arkáy eine monumentale Kirche in Városliget-fasor, ungarisch-finnisch, modern.

Genug der ermüdenden Aufzählung! Ich bitte, um Verzeihung. Aber ich mußte auch jene bedenken, die sich hiernach orientieren wollen. Und mir streng auf die Finger sehen. Es gibt auch christliche Gemüter, die auf einen Schnitzer lauern, wie auf einen Sünder, der ihnen lieber ist

als 99 Gerechte. Und auf Vollständigkeit sehen, die unmöglich ist. Erstens darum, und zweitens weil nicht alles Architekt oder Künstler ist, was baut, und drittens weil immer Neues entsteht. Allerdings nur in der Richtung dieser Entwicklungstendenz. Wir wollen uns das Zukunftsbild, wie es möglich sein kann, von der hohen Warte aus ansehen, vom Ofner Berg, um den Blick aufs Ganze zu haben, auf den Stadtplan. Unterwegs denken wir an den Stammbaum der lokalen Baukunst, der Pest ihre Physiognomie verdankt, an das Barock, den Klassizismus, die „historischen" Stile und an die Moderne. Wobei Barock und Klassik im Verschwinden ist. Wenn man mich aber fragt, welches ich für das monumentalste Bauwerk von Budapest halte, dann sage ich ruhig: die schlichte Mauerkrone der halbverfallenen Zitadelle am Blocksberg. Der Künstler weiß warum.

Von der Höhe des Ofner Berges bietet sich die Stadt wie ein ausgebreiteter Fächer dar. Wenn ich mich in einer fremden Stadt orientieren will, suche ich die alte Burg, den Dom, und das Rathaus mit dem Marktplatz als die drei Kristallisationspunkte der Entwicklung, von wo aus sich dann alles andere ergibt. Die Burg ist stets am Rand des alten Stadtkern, dicht über dem „Graben". In Budapest ist die Sache eigenartig. Der mittelalterliche Stadtkern ist Ofen, der Berg die Festung, der Graben ist die Donau. Der Strom als natürliches Zentrum, wo sich alle Monumentalität zusammendrängt, wo ein erfrischender Hauch weht und den Ruf Pests als Sommerstadt rechtfertigt. Die Natur sorgte hier für eines der schönsten Stadtbilder der Welt.

Bleiben wir bei dem Bild des Fächers. Dann ist Ofen der Griff, die Donau das blaue Band, die ausstrahlenden Radialstraßen zum Stadtwäldchen und Villenbereich sind die Stäbe, durch zwei konzentrische Halbkreise oder „Ringe" geteilt. Von den großen radialen Linien führt nur die Rákóczi-ut durch die Kossuth-Lajos-u. in gerader Linie

zentral zur Donau. Die Andrássy-ut, Kiralyi-u., Baross-u., Illöi-ut münden in den inneren Ring, wo sie den Knick haben. Von hier geht es ziemlich eng und winckelig zur Donau und zur Kettenbrücke und Burg hin. Es scheint als ob der großzügige Gedanke durchlaufender radialer Verkehrsadern hier noch auf eine letzte Erfüllung wartete, vom Stadtwäldchen und der Andrássy-ut her. Unverkennbar ist der große Zug der Stadtverwaltung unter ihrem jetzigen Bürgermeister, der entschlossen scheint, mit Verkehrs- und Sozialpolitik zugleich das Kunstgesetz zu erfüllen und über einen Stab tatkräftiger, junger Räte verfügt. Eine Menge Schulen sind gebaut worden, die vor nicht zu langer Zeit noch in Miethäusern untergebracht waren, dann Kleinwerkstätten, Kleinwohnungen, Volkshotel. Dazu die Idee von Schiffahrtskanälen und Frachtenverkehr im äußersten Umkreis an den Endpunkten der Radiallinien im Bereich der Arbeitsstätten, um das Zukunftsbild zu ergänzen. Wo aber ist der Großarchitekt, der der Vielheit individueller Baukräfte die große einheitliche Führung gibt, wie sie die klassizistische Epoche aufwies, die uns gar nicht gleichgültig ist? Der Mann müßte ein Genie sein.

Hier endet meine Wanderung. Ob sie so recht nach dem Sinn der Frauen war, weiß ich nicht. Ein steinernes Kleid ist ein spröder Stoff. Aber es gilt der Schönheit der vielgeliebten Stadt, an der viele Herzen hängen und die auf ihre Art eine Königin unter den Städten ist. Und also geschmückt sein will. Darum laßt Eure warmen Augen einen Augenblick auf den Sorgen Eurer bauenden Künstler oder auf ihren Werken oder Hoffnungen ruhen, ehe wir von anderen unterhaltsameren Dingen reden.

Heimatkunst in Ofen (Buda)

Meinen schuldigen Respekt den offiziellen Architekturen, die die modernen Machtideen monumental verkörpern; aber

meine besondere Liebe gehört der älteren Heimatkunst; ich folge ihren Spuren. Für mich ist sie das Volkslied der Architektur, der Niederschlag alter Kultur, etwa aus der Zeit 1750—1850, obgleich die Grundlagen meist sehr viel älter sind. Sie reichen in die gotische Überlieferung des Bauhandwerks zurück.

Der Ahnenzug einer ehrwürdigen Tradition ist ganz ungezwungen an den schlicht-vornehmen Dingen der Heimatkunst. Sie ist das ganz Intime. Und gehört mit in die steinerne Chronik des Ofener Berges. Die Idylle neben der Größe.

Reiche Entdeckerfreuden blühen dem Kunstwanderer in Ofen. Ich ahne es, als ich unter den bewegten Architekturlinien des palatinischen Hügels mit seinen Kuppeln und Türmen, seinen Freitreppen und Terrassen den ruhigen, patriarchalischen Zug eines solchen älteren Bauwerks erkenne. Gleich neben der königlichen Burg. Manchem kommt es vielleicht auf den ersten oberflächlichen Blick unscheinbar vor, aber gerade durch dieses Unscheinbare fällt es auf. Wie ein Mensch auffällt, der sich durch Schlichtheit und Gradlinigkeit auszeichnet, durch Selbstzucht und Sachlichkeit, die weiß, was sie will, und sich ohne Umschweife ausdrückt. So sehe ich dieses Haus. In vermenschlichten Zügen. Ein Reliefband schmückt seine Stirn und setzt sich an der Langseite des Gemäuers fort. Wie ich höre, ist der Schöpfer dieser klassizistischen Skulptur ein ungarischer Künstler namens Ferenczi, der Fries darf somit als Beginn der ungarischen Bildhauerkunst angesprochen werden, soweit die Namen aufgezeichnet sind. Der Giebel trägt die Jahreszahl 1806. Wie heimliches Licht liegt der geschichtliche Gedanke auf dem Antlitz dieses Hauses. Nicht nur weil es selbst Geschichte hat, sondern weil dort immer wieder Geschichte entsteht. Man weiß, daß ich das Gebäude des Ministerialpräsidiums meine. Das Ministerratszimmer enthält

in einer Porträtreihe die Charakterköpfe der führenden ungarischen Staatsmänner, die hier gewohnt haben. Der erste ist der Graf Batthyány. Kostümlich fällt das Bildnis durch die große Schlichtheit der nationalen Tracht auf. Sie paßt zur Schlichtheit der Heimatkunst. Die reichere Kostümpracht des folgenden Porträts ist nach älteren historischen Vorbildern gefertigt. Sie ist Stilarchitektur wie die monumentalen Neubauten des Ofener Berges. Noch andere Erlesenheiten harren hier des Kunstfreundes. Die wohlgestimmte Harmonie des Empiresaales in Stucco lustro, rosa und hellgrün, mit der schönen Stuckdecke. Und als unschätzbares Juwel die Gobelins nach Entwürfen von Boucher. Olympische Luft ist darin. Vergöttlichte Natur. Ein farbenschöner Traum. Schöne Bäume, Architekturen und Götter. Und allerhand Getier, ebenso wie in den Gobelins der Sitzmöbeln. Eine ganze Naturgeschichte von Künstlers Gnaden.

Ich setze die Kunstwanderung fort und überlasse mich der inneren Führung. In den Mauergärten regt sich der Frühling. Ein Pfirsichbaum blüht im Stein. Auf der alten Bastei gibt es Stimmungen wie in Rothenburg oder in Nürnberg. Ich gehe in einsamen Straßen zwischen einstöckigen Häusern wie in einer stillen Residenz. Wappenschilder prangen über steinernen Torbogen. Ein Torblick tut sich auf. Höfe dahinter mit Blumen, weißen Veranden und hohen Empirefenstern. Hier muß es schön sein zu sitzen und über die Gärten auf das schimmernde Strom- und Stadtbild hinauszusehen. Eine gemeißelte Wappenschrift prägt sich bedeutsam ein: Aevo nobis Casu Tibi Buda nefando Lux extincta redit. Die Türkennot klingt in dem Spruch nach. Uns aber klingt die Not der eigenen Zeit nach, die Gefahr, die gottlob abgewendet ist. Und das Licht von Buda strahlt hell, mehr denn je.

Geruhsam sehen kleine Bürgerhäuser mit Dreifensterfronten auf die biedermeierliche Straße. In den Höfen

winkt Grün. Kübelpflanzen, Oleander, Efeu. Der Weinstock rankt armdick empor und verwandelt den Hof in eine Laube. Im Herbst muß es eine Gnade sein unter dem Blätterdach, weinrot und leuchtend wie alte Seide. Wohngemächer scheinen die kleinen Haushöfe und so einladend, daß man nicht widerstehen kann. Spitzbogig wölbt sich hier ein Hausflur. Dort wieder besagt das Steingebälk, daß die Grundfesten vieler dieser Häuser in der Gotik wurzeln und schier so alt sind wie die alten Steine der Matthiaskirche. Die Fassaden sind freilich verjüngt. Nach mancher Zerstörung neu entstanden. Luftige Arkaden, die mit dem Humanismus einzogen, finden sich stellenweise auch in diesen bescheidenen Höfen, und gelegentlich ein Treppenraum, in dessen gefühlten Proportionen der Geist des achtzehnten Jahrhunderts atmet.

Im Weitergehen nimmt man noch allerlei artige Sächelchen zum freundlichen Gedächtnis mit. Hier eine Taube auf einem stilisierten Bäumchen als steinernes Hauszeichen, treuherzig wie ein Volkslied — „Gasthaus zur weißen Taube" steht darunter —; dann die alte, echte Biedermeier-Konditorei Rußwurm mit der ursprünglichen Einrichtung und den süßen Angebinden aus Tragant, die unsere Großmütter entzückten und heute unsere stillen Sammler- und Betrachterfreuden sind; dort die klassizistischen Reliefmedaillons eines wahren Philosophenhauses: Virgil, Cicero, Quintilian, Sokrates, Livius im Profil; eine Hand, die aus einer Wolke ragt, die segnende Hand Gottes; dann Empirevasen als Portalverzierung, ein schön geschnitztes Torbild in klassischer Attitüde, Geschichtserinnerungen und Denktafeln an berühmte Persönlichkeiten wie Robert Volkmann usf.

Ein Türkenkopf springt in halberhabener Arbeit über dem Mittelfenster einer türlosen Hauswand heraus. Ein Profilbild in Medaillonform. Soliman Pascha, vermutlich.

Ein Künstler bestätigt die Porträtähnlichkeit. Er arbeitet an dem Schmuck des nahen Stadtarchivs, eines monumentalen Neubaues im Stile des zehnten Jahrhunderts. Die Eule, der Rabe mit dem Ring, die goldene Bulle von Fabelgetier bewacht sind die Symbole der nationalen Kunst.

„Wißt Ihr, was Ihr hier an diesen alten bescheidenen Häusern habt?" rede ich ihn an. „Perlen der Heimatkunst. Eine Fundgrube wertvoller Anregungen." Mit einer gewissen Betonung gibt er zurück: „Wir Künstler wissen es wohl." Also sind wir sofort Freunde. Einsam ist der Künstler wie immer und überall. Einsam wie das Kunstwerk.

Das halbvergessene Kunsterbe des Volkes ist an diesen schlichten Wohnbauten. Alte Kultur im Ausgedinge. Das Neue schießt machtvoll empor in Türmen, Kuppeln und ungeheuren Baukörpern, die das Alte zur Kleinheit herabdrücken, zum unnützen Spielzeug im Winkel. Der Wein, der hier einst geblüht, ist verschwunden, neue, moderne Stadtviertel entstehen; die Winzerhäuser stehen noch. Wie lange? Die Idylle will sterben. Ein sinnender Gedanke weilt im Schatten der welkenden Gemäuer, eine stille Schönheit, die menschlich beglückt. Schade um sie. Etwas Kostbares ist daran, um so kostbarer, weil es schon so selten wird. Wird der edle Keim spurlos vergehen?

Größeres will an Stelle des Früheren. Das moderne Leben und Machtideen des Staates, der Nation, die sich in gewaltigen Bauformen ausdrücken. Auf der Fischerbastei wird es sinnfällig. Romantische Stilarchitektur mit dem Fingerzeig auf die Zeit König Stephans, eine stilgeschichtliche Nachschöpfung und doch wieder eigenartig und kühn in der Konzeption, mit diesen steinernen Türmen und Arkaden durchaus ungarisch wie die polychromen Gewölbe der Krönungskirche. Ein tausendjähriger Gedanke ringt um den zeitgemäßen Ausdruck seiner Eigenart, ein unbändiger Kulturwille sucht die Form, die ihm paßt.

An der Brücke unten mag man alles zum stillen Nachgenuß bedenken. Die marmorkühle Feierlichkeit in den Räumen der königlichen Burg, die bewegten Linien der Kuppeln, Türme und Terrassen, die verblichene Patrizierkunst des 18. Jahrhunderts und die Idylle alter Bürgerhäuser, das Glück im Winkel. Der sinkende Abend löst das allzu bewegte Spiel, die Details versinken unter seinen violetten Schleiern, das Gebirge wächst zu einer großen, einfachen Silhouette zusammen. Der Berg setzt seine Lichterkrone auf, der Strom leuchtet türkisfarben. Strom, Berglandschaft, Architektur, das Bild hat Größe. Es ist eine weite Reise wert.

Die dunkle Burg

Es ist nichts Dunkles dran, sie liegt im hellen Tageslicht und Tausende von Augen sehen drauf, die Augen der großen Stadt Pest und die Augen des Landes. Die Vision einer Riesenkrone erscheint im Umriß der Kuppel, so hoch auf dem Ofnerberg, daß sie alle Blicke anziehen muß. Die Donau legt ihren glänzenden Arm um das festliche Gemäuer, das die heilige Stephanskrone birgt, Treppen eilen hinauf, es grünt und blüht in dem Gartenbezirk um die Burg — sie selbst blieb stumm und verschlossen, bis vor kurzem.

Ich weiß nicht, ob viele sind, die drinnen waren. Wo man zu Hause ist, hat man ja Zeit damit und sagt sich, ein andermal. Ich kenne das. Nun, da ich bloß ein Zugereister bin, könnte ich ja Fremdenführer sein. Sogar für die Einheimischen. So aber ist es auch wieder nicht gemeint. Etwas anderes will ich, mir zur Freude und vielleicht den anderen. Die Kunst der Deutung, das zweite Gesicht. Die Seele der Dinge suche ich, darum wandere ich in diesen Königsgemächern umher, in dem weitläufigen Hause, das Haußmann nach Ybls Plänen aus schlichterem alten Baubestand mit soviel Aufwand neu gestaltet hat, als es die Stilarchi-

tektur am Ende des 19. Jahrhunderts erlaubte, dieses Produkt aus Akademismus und Handwerk. Man darf darüber denken wie man will, immerhin bleibt das Werk ein hochragender Leuchter der Verehrung des Volkes für seinen König.

Der Geist des Hauses wollte mir aber nicht gleich aufgehen in den leeren Gängen und in der leeren Marmorpracht der Büffetgalerie, der Empfangs- und Speisesäle, im Habsburgersaal unter der großen Kuppel, es sei denn, daß es der Geist der Unbewohntheit ist, der gähnend auf der Schwelle hockte, wie gewöhnlich dort, wo sich einem P. T. Publikum zu kalt staunendem Besuch die Türen auftun, und frostig durch die Zimmer fegt, hinter verschlossenen Läden und verhängten Tapeten, luftscheu und lichtscheu, keinem menschlichen Wesen zugetan außer seinem Freund, dem Saalhüter, der etwas hersagt, das ebenso seelenlos ist wie dieser Geist der Langeweile und Liebloſigkeit. Das grinsende Gespenst aber hat ein diebisches Vergnügen, das Geschlurfe und Getrappel fremder Schritte und jedes laute Wort hallend nachzuäffen, bis man nur mehr flüstert und auf den Zehen schleicht, ärgerlich über sich selbst und über den nichtssagenden Klang der eigenen Stimme.

Nun aber halte ich schon heimlich Zwiesprache mit dem öden Phantom, das hier Zeremonienmeister ist. Sie müssen sich wohl sehr langweilen, mein Herr, immer allein! Der spukhafte Geselle tut den leeren Mund auf zu einem unhörbaren Lachen oder Gähnen: Dadurch lebe ich ja, daß ich allein bin. Ich finde es kurzweilig — mit diesen vielen schönen Sachen! Ja, aber sie darben in der Einsamkeit, sie sehnen sich nach Menschen, nach Bewunderung, wie alles Schöne, nicht wahr? Zum Beispiel: die großen Gobelins im Speisesaal, Geschenk von Ludwig XIV., die große Historie von der Einnahme Ofens, das nenne ich Illustrationen — — nun mischt sich der Saalhüter hinein, er möchte mir künstlerisch

in den Sattel helfen und sagt im Leierton: Jeder eine Million wert! Naive Seele, es genügt mir, daß sie schön sind. Und in einem der nächsten Säle diese vier Gobelins von Maria Theresia „Die vier Jahreszeiten" — doch ich fürchte schon, der Unvermeidliche wird jetzt automatenhaft einsetzen: jeder hunderttausend Kronen! Richtig, da funktioniert er schon präzis wie ein Schlagwerk. Aber wahrscheinlich kennt er sein Publikum besser als ich, das ihm Dank weiß, wenn er die Kunstgenüsse mit Zahlen würzt.

Ich wende mich lieber an den stummen Hausgeist im Flüsterton: diese Flucht einfacherer weißgoldener Zimmer im alten Teil des Hauses, ganz theresianisch, ein Aufenthalt der Grazien, hier und in den beiden Kabinetten mit Rosenbuketten in den alten französischen Seidentapeten — Geist der Verlassenheit, hier müßte statt deiner edle Weiblichkeit herrschen in den Räumen der Anmut! Aber das hohle Gespenst ist mir entschlüpft, entweder weil ihm die fraulichen Gemächer nicht behagen oder der leise Vorwurf meiner Gedanken. Es gewinnt aber wieder seine Überlegenheit nebenan, wo es mich erwartet, im Delegationssaal, im großen Audienzsaal, in Stephanszimmer, und schrumpft erst wieder zusammen in den behaglichen für hohe Gäste bestimmten Monarchenzimmern, die sich in alter Vornehmheit geben, mit handgestickten Seidentapeten, Boulemöbel und Kaminuhr von Maria Antoinette, blauen Sèvre-Vasen, Empiremöbel, Altwiener Porzellan und der goldbestickten Satteldecke Soliman Paschas von 1686. Die Uhr steht still, der Sensenmann hockt obenauf und am Sockel Vater Uranus, in schönen Beschlägen — könnte man sie nicht in Gang setzen? Ich höre gern Uhren ticken, das klopfende Herz der Stille, es ist etwas Lebendiges, das die Angestorbenheit verbannt. Aber der Hausgeist liebt es nicht. Ihn stört es.

Wir landen schließlich in einem Vorsaal vor alten japanischen Vasen. Cloisonné, höre ich den Saalhüter mechanisch

hersagen. Ja, ja, ja, Cloisonné — was aber heißt es, die Rosinen aus dem Kuchen zu naschen; was hat man von dem bloßen Inventar schöner Dinge, mit denen man leben muß im nahen persönlichen Umgang, um ihren Sinn zu erschließen; wem hilft es, wenn ich sie trocken herzähle, wie der Saalhüter, ist es nicht töricht und unnütz? Ich bin selber ganz ungeduldig dabei; zudem ist es ja gar nicht das, was ich eigentlich will.

Das hohle Hausgespenst ist entwichen hinter verschlossenen Türen. Ich will folgen, der Saalhüter vertritt den Weg: „Die Zimmer der Königin werden nicht gezeigt." Hm. Ich ahne, daß ich dort einen Zipfel des Schleiers lüften könnte, das Geheimnis der Dinge, die Seele, die ich hier suchen ging. Leider absolut nichts zu machen. Tessék, bitte, über eine Treppe, vielleicht das Museum gefällig? Das Wort flößt mir einen gelinden Schauer ein. Ich will nicht undankbar sein, aber ich habe so viele Museen eingesackt, daß ich froh bin einmal einen Ort zu finden, wo kein Museum ist, denn sonst muß ich ja doch hinein. Also in Gottes Namen, vorwärts!

Aber siehe, hier ereignet sich doch das Wunder, auf das ich warte, an den unscheinbaren Dingen der Erinnerung, im Elisabeth-Museum. In der Vitrine das erste Spielzeug des kleinen Kronprinzen Rudolf, Csako und Husarenuniform, unter Glas das schlichte schwarze Kleid, der Frauenhut, die Handschuhe am Tage des tragischen Endes; in einem der Schaukästen das einfach gebundene Gebetbuch mit dem Bildnis Deáks darin. Seele, hier fasse ich Dich! In diesem rührenden Symbol, das den inneren Sinn dieses Königsbaues erschließt und die tiefe Verehrung des ungarischen Volkes für die hohe Frau, die es verstanden hat, behutsam das Band zwischen Dynastie und Land aufs neue und fester zu knüpfen. Königinnen haben ja, wie die Geschichte lehrt, immer viel vermocht über Ungarn. Nun aber will die Huldigung des Volkes greifbare, künstlerische Gestalt gewinnen,

in dem neuen Denkmal, das die Nation setzen will, sich selbst zum Gleichnis. Keine Kunstscheusäligkeit vom Schlage eines Vittorio-Emmanuele-Monuments, keine aufdringliche Schaustellung hoch auf dem Berg, sondern ein Sinnbild im Grünen, was dem Wesen der hohen Frau mehr entspricht, die nicht große Öffentlichkeit, um so mehr aber Natur und Einsamkeit liebte; also einen stillen Weihebezirk im Stadtwäldchen unter hundertjährigen Bäumen, als Ruhepunkt schöner Gedanken, von den Genien der Erinnerung umschwebt, Leuchter der Anbetung. So ungefähr glaube ich die Sache psychologisch deuten zu dürfen.

Wieder gehe ich um die verwunschene Burg herum, noch habe ich ihr Seelengeheimnis nicht ganz entsiegeln können. Die Maiennacht breitet lind ihren blauen Samt, wir stehen zu zweit auf dem Blocksberg, die Sterne tropfen, glühweiß strahlen die Terrassen von Pest, die Brückenlampen senden Lichtpfähle ins Wasser, Lichterreihen schwanken über Tal und Hügel, über den Taban, über die Christinenstadt, den Schwabenberg hinan — Sternbilder zu unseren Füßen. Und mitten in diesem Lichterreigen das Ungetüm der schwärzlichen Baumasse, schweigsam, finster.

Die Stimme meines Begleiters klingt seltsam bewegt und fern, gar nicht mehr wie seine eigene, sondern wie der Zusammenklang von unendlich vielen, in einer einzigen vereinigt, in der Stimme des Genius loci, der durch die Nacht raunt: hier lebt die Seele, verwaist im Schatten der dunklen Burg, dem schmerzlichen Punkt des ungarischen Herzens, finde sie! Man kommt nicht zu uns, sind wir vergessen? Bitter ist das Gefühl des Verkanntseins und der Zurücksetzung, wenn auch der männliche Stolz es stumm zurückdrängt. So hat er denn ohne die helfende Macht des höfischen Vorbildes aus eigener Kraft, die zur Höhe der Kultur emporbrängte, ein Beispiel gegeben und aus dem demokratischen Streben der Nation dieses glänzende Stadtleben

geschaffen, die Akademie, die Sammlungen, die Kunstbauten, die Werke der Technik. Gewiß sind wir stolz darauf und mit Recht; aber gibt es nicht auch eine innere Anwartschaft, daß der dunkle Millionenbau sich aus seiner marmornen Kälte erschließe und eine Hand sich entgegenstrecke, wo soviel Treue und Hingabe harrt?!

Ich bin nur Sprachrohr der Seele und zeichne getreulich auf, zu allseitigem Besten, was mir die Stimme der Nacht zuträgt, dieses und anderes. Denn schon höre ich auch, daß der Tag nicht mehr fern sein soll, wo Leben in die Burg einziehen wird, die lichtscheuen Hausgespenster der Vereinsamung und Verlassenheit zerstieben und die Fenster sich weit auftun, all die Schönheit und Macht zu fassen, die hier ringsum ausgebreitet und erwartungsvoll liegt. Das wird der glorreiche Tag sein, von Unzähligen mit sehnlicher Ungeduld gegrüßt, wo es nicht mehr die dunkle, sondern die helle Burg heißen wird. Und das war sie Ende 1916, als Karl IV. gekrönt wurde und vor dem namenlosen Jubel der Nation die tragische Luft wich, die vorher, als ich dieses schrieb, noch durch die Gemächer strich.

17. Kunſtpflege in Budapeſt

Nicht vom Volkslied der Kunſt iſt hier die Rede, von dem bäuerlichen Kunſtfleiß, der ſich in den heimiſchen Landestrachten offenbart und ſchon im erſten Teil des Buches unter dem Kapitel „Volkskunſt“ behandelt wurde, ſondern von jener bewußten kunſtpolitiſchen Konzentration der Kräfte, die einen hauptſtädtiſchen Mittelpunkt vorausſetzen und die darum in Budapeſt zentraliſiert ſind. Wie die Akademie der Wiſſenſchaften Mittelpunkt des offiziellen gelehrten Lebens und die techniſche Hochſchule auf der Ofnerſeite die Zentrale der techniſchen und wirtſchaftlichen Bildungskräfte iſt, ſo iſt für die nationale Kunſt- und Kulturpolitik einer der wichtigſten retroſpektiven Brennpunkte das

National-Muſeum.

Schon der Bau, von Michael Pollák in den Jahren 1837—1847 errichtet, iſt als Architekturwerk der klaſſiziſtiſchen Epoche des kunſthiſtoriſchen Intereſſes im höchſten Maße wert. Er iſt mit ſeiner Parkanlage auf dem Muzeumkörut einer der ſchönſten Anziehungspunkte der Hauptſtadt. Auch baukünſtleriſch ein Genuß. Ich denke an den ſchönen Kuppelſaal als Vorhalle, an den Széchenyi-Saal (Prunkſaal der Bibliothek), an den Prunkſaal, der für Feſtlichkeiten und wiſſenſchaftliche Vorträge beſtimmt iſt, und darin das Magnatenhaus einſt ſeine Sitzungen abgehalten hatte. Zu den denkwürdigen Ereigniſſen gehört der 15. März 1848, wo Alexander Petöfi vom rechten Treppenflügel des Aufſtiegs zum Periſtyl ſein berühmtes Freiheitsgedicht „Talpra magyar“ vor der begeiſterten Menge deklamierte.

Den Grundstock des Nationalmuseums bildet die Sammlung des Grafen Franz Széchenyi, des Vaters des „größten Ungar". Er hatte Bücher, Handschriften, Münzen, Medaillen, Stiche und Landkarten mit dem besonderen Augenmerk auf Hungarica gesammelt und 1802 dem ungarischen Staat zum Geschenk gemacht. In dem so viele Jahre später entstandenen Monumentalbau ward die Sammlung mit den vorhandenen Gruppen von Altertumsgegenständen wie Waffen, Gemälde, Antiken, Volkskunst, Porträtssammlung usw. usw. vereinigt. Den großen Aufschwung nahm das Nationalmuseum indessen erst nach der Wiederherstellung der ungarischen Verfassung 1867, als Franz von Pulszky, der angesehene Gelehrte und Vater des genialen Karl von Pulszky, der die Gemäldesammlung alter Meister (Museum für bildende Künste) auf ihre europäische Höhe brachte, die Leitung des Nationalmuseums übernahm. Von nun ab trat auch in diesem Kunstinstitut der nationale Gesichtspunkt bestimmend in den Vordergrund, der die Entwicklung seit 1867 fast ausschließlich leitete. Demgemäß wurde ausgeschieden und anderweitig untergebracht, was nicht von dem nationalen Grundsatz auf das Land und seine geschichtliche Entwicklung, sei es kunst- oder naturhistorisch Bezug hat. Damit wurde die Richtung wiedergefunden, die Graf Széchenyi mit seiner grundlegenden Sammlung angewiesen hatte. Innerhalb dieser Begrenzung wuchs der Inhalt und die ausgreifende Vielseitigkeit des Nationalmuseums auf die gegenwärtige imponierende Höhe. Ähnlich wie ein bekanntes Grafengeschlecht auf sein Banner den mittelalterlichen Spruch schreiben konnte: „Graven niche von Kayſers Gnad, Sondern eynzich aign Krafft," durfte sich das Kunstinstitut rühmen, nicht durch Herrschers Gnade, sondern aus eigener Kraft entstanden zu sein. Es ist somit ein Wahrzeichen der nationalen Kraft und zugleich ein Nationalheiligtum in der gräzisierenden Tempelform des Monumentalbaues, darin der

Geschichtsgeist unentwegt das lebendige Volksbewußtsein auf das eigene Werden der Nation und des 1000jährigen Reiches gerichtet hält. Es mag für die Volkstümlichkeit des Instituts sprechen, daß es nach einer Statistik der letzten Jahre, von etwa jährlich einer halben Million Personen besucht war, und daß die Benutzer der Bibliothek jährlich allein über 40000 Menschen betrug. Von der Széchenyischen Landesbibliothek mag besonders die alte ungarische Bibliothek interessieren, die alle Druckwerke Ungarns bis zum Sturz des Franz Rákóczi II. (1711) umfaßt. Unter den literarischen Monumenten des Landes bilden die zehn Corvin-Kodizes die größte Anziehungskraft. Die Sammlung ungarischer Waffen und Münzen, ferner die Erlesenheiten an Prunkgegenständen und Schmuck der prachtvollen ungarischen Männertracht, nicht minder an Frauenschmuck sind hoch bedeutsam; die mineralogisch-paläontologische Abteilung ist an Reichtum und wissenschaftlichem Wert in Europa an zweiter Stelle; auch die naturhistorischen Abteilungen unterstehen dem gemeinsamen Museumsprinzip, neben einer wissenschaftlich notwendigen internationalen Sammlung, möglichst komplette Hungarica zu besitzen. In dieser Beziehung ist das vom Nationalmuseum abgezweigte, im Stadtwäldchen untergebrachte Ethnographische Museum ganz besonders hervorragend. Gewissermaßen vor Torschluß, ehe noch die wundervollen Volkstrachten und die alte Volkskunst vor der Fabrikware ganz verschwindet, hat diese Abteilung einen schier erschöpfenden historischen Bestand gesichert, wenngleich damit das Wirkungsfeld nicht abgegrenzt erscheint. Es wäre nach nordischem Prinzip an volkstümliche Freilichtmuseen zu denken, als Erweiterung der ethnographischen Abteilung, um das Erhaltenswerte des Volkslebens oder der Volkskunst am lebendigen Beispiel wieder in das Bewußtsein der Bevölkerung zurückzurufen und solcherart zu neuem Leben zu bringen.

Der Vollständigkeit halber sei auch der unter dem Oberinspektorat der Bibliotheken und Museen stehenden Provinzialmuseen gedacht, auf die noch gelegentlich zurückzukommen sein wird. So die Sammlung des Saroser-Komitats im alten Rathaus zu Bártfa. Dann das sehr bedeutende „Oberungarische Museum" in Kassa, oder das „Siebenbürgische Museum" in Kolozsvár im Universitätsgebäude, sowie das Ethnographische Museum dortselbst im Geburtshaus des Matthias Corvinus. Ferner das berühmte Baron Bruckenthalsche Museum in Hermannstadt mit einer hervorragenden Bildergalerie und Waffensammlung. Das Museum in Szegedʒ; die bedeutenden Sammlungen in Szekszard, in Pécs, in Szombathely und besonders in Pozsony im alten Preßburger Rathaus.

Das Urerbe ungarischer Kunst.

Es ist eine der sehnsüchtigen Fragen der Nation, welches Maß von ursprünglicher Kunstbegabung und welches sichtbare Kunsterbe die Magyaren aus ihrer turanischen Urheimat mitgebracht haben. Zahlreiche Forschungen, darunter die mehrmaligen Entdeckungsreisen des Grafen Zichy, sind der Lösung dieses Problems gewidmet. Was dieser Graf von seinen Fahrten aus dem fernen Osten mitgebracht hat, ist im ethnographischen Museum aufgestellt und hat wie der in der Stadt Szabadka befindliche Museumsinhalt eines anderen Sammlers nur die allgemeine Bedeutung, die solchen ostasiatischen Ankäufen zukommt. Das eigentliche Problem blieb davon unberührt. Man kommt der Lösung näher, wenn man die Frage differenziert. Es bedarf keines historischen Beweises für die ursprüngliche Kunstbegabung des magyarischen Volkes, die in der Kostümpracht, in der künstlerischen Hausindustrie, in dem regen Sinn für äußere Prunkentfaltung ganz offen zutage liegt. Viel schwieriger ist es, in einem Lande, das den Niederschlag aller westlichen

und östlichen Kulturen im Verlauf seiner tausendjährigen Entwicklung assimilierte, den Quellpunkt nachzuweisen wo eine bestimmte urtümlich magyarische Kunst als Eigenschöpfung der Nation hervorquoll und den Kern des weiteren vielgestaltigen Befruchtungsprozesses bildete. Es muß gesagt werden, daß auch dieser Quellpunkt, den unter anderen ein moderner Künstler wie Lechner inbrünstig und leider vergeblich suchte, ganz im Dunkel der Vergangenheit liegt und daher wissenschaftlich nicht exakt nachgewiesen werden konnte. Infolgedessen sah man sich zu einer anderen Problemstellung veranlaßt, die dieser Dunkelhaftigkeit Rechnung trägt und somit viele Möglichkeiten der späteren Deutung und Beweisführung offen läßt. Das qualvoll vergebliche Suchen nach einer Hunnenkunst, ferner nach persönlicher Kunstübung bei den späteren aus dem gleichen Völkerkessel auftauchenden Avaren und den folgenden Magyaren, verwandelte sich in eine befreiende Perspektive, als man an Stelle der Unbekannten den erweiterten Begriff „Skythische Kunst" einsetzte, darin sich die gesuchten Größen der hunnischen und der magyarischen Eigenkunst als ein derzeit noch ungelöster oder nicht klar gesonderter Bestandteil eines großen Zeit- und Völkerbegriffs barbarischer Kunstübung erweist. Man wird verstehen, daß hier der Ausdruck barbarische Kunstübung ebensowenig schmälernd gemeint ist, als es eine Schmälerung sein kann, wenn man etwa von Volkskunst redet. In bezug auf die Skythenkunst haben die Völkerwanderungsfunde von Nagy Szt. Miklos, Szilagy und Somlyo manches Licht gebracht.

Es war daher mein besonderes Anliegen, im Nationalmuseum eine bestimmte Vorstellung von diesem Urerbe skythischer Kunst zu bekommen, mit der sich das ursprüngliche magyarische Kunstvermögen irgendwie wesens- und wahlverwandt bezeichnen darf. Die Aufschlüsse, die mir an den betreffenden Gegenständen des Nationalmuseums und

dann auch in der schon erwähnten Sammlung von Klausenburg (Kolozsvár) wurden, gehören mit zu den interessantesten Kunsteindrücken, die mir in Ungarn geworden sind. Zweifellos war im Urbeginn die Sache so, daß die Herrenvölker und Reiterscharen der Hunnen, der Avaren, der Magyaren usw. in ihrem Troß eine Menge von handwerksgeübten Hörigen mitführten, die die eigentlichen Träger des Kunstfleißes waren. Aber mit den Schöpfungen dieser sogenannten primitiven Kunst ist es wieder gar nicht so einfach, wie es scheint. Sie sind auch keineswegs primitiv. Wir glauben an der Wurzel zu stehen, vor einem Ursprung und einer einfachen Größe, und siehe da, es stellt sich heraus, daß auch diese primitive Skythen- und Völkerwanderungskunst weder primitiv, noch einfach, sondern eine sehr komplizierte Sache ist, darin sich eine Menge Einflüsse geltend machen, ein geheimnisvoller Assimilierungsprozeß, wie in jeder anderen historischen oder sozusagen „höherstehenden" Kunst. Wir sehen schon an den hunnischen und avarischen Funden buddhistische Kulteinflüsse, wir finden das Hakenkreuz mit Pferdeköpfen, Drachen oder Greifen; wir finden assyrische Einflüsse in den Armbändern mit Schlangenköpfen; die uralte asiatische Tauschiertechnik in den Steigbügeln; die Aufnahme hellenischer Kultur in den Bronzearbeiten der Skythen; wir finden die zellenförmige Fassung indischer Granaten (Almandin), die auch für die Goten bezeichnend ist und bis Paris vordringt; was unter den Begriff Sassanidenkunst fällt zeigt sich als türkischer Einschlag; über Byzanz fluten eine Menge hochkultivierter Kunsteindrücke; kurz es findet schon in jenen dunklen Zeiten ein lebhafter Assimilierungsprozeß statt, der das Charakteristische der ungarischen Kunst ist, ganz wie später, wo die orientalischen Einflüsse von den abendländischen abgelöst, das heißt mit diesen verarbeitet werden.

Hatte Ungarn in seinem 1000jährigen historisch geklärten Bestand zuerst die Eindrücke aus Byzanz empfangen,

so kam es später unter den Arpádenkönigen seit Stephan dem Heiligen in die Lage, durch die Deutscheneinwanderung aus dem mittelalterlichgotischen Kulturkreis zu schöpfen. Es entstand eine Gildenkunst, von der Ungarn heute noch zahlreiche Denkmäler aufweist. Im 14. Jahrhundert erzeugte ein Erzgießer-Brüderpaar in Klausenburg bereits freistehende Reiterdenkmäler, ein Jahrhundert vor Gattamelata. Es waren die Brüder Martin und Georg Kolozsvári, von denen ein heiliger Georg im Prager Hradschin steht. Von dieser Kulturanregung ausgehend, hatte sich schon frühzeitig ein ungarisches Kunstgewerbe entfaltet, das selbst den kleinsten Dorfkirchen künstlerische Segnungen verlieh. Heute noch findet man in den einfachsten Kirchlein prunkvolle, kassettierte, bemalte Plafonds als Spuren eines Kunstfleißes, der in jenen Kolonisationstagen seinen Ursprung nimmt.

Neben diesem Kulturkreis, der im Volksleben Wurzel schlug, hatte sich unter zwei großen kunstliebenden Königen eine höfische Kunst entwickelt, die ihre Anregungen aus Italien holte. Zuerst war es König Ludwig der Große aus dem Hause Anjou, der als Folge seiner Verbindungen mit Neapel Steinmetze, Maler, Gewerbetreibende an seinen Hof rief. Nach ihm war es König Matthias, der angeregt von medizeischer Kultur Buda und Visegrád im Geist der italienischen Kunst ausstattete und mit Schätzen füllte. Seine Goldschmiede, Bildhauer, Stukkoarbeiter, Buchbinder, und was sonst Italien an Kunsthandwerkern bot, hatten bei ihm vollauf zu tun. Seine berühmte Bibliothek soll die schönst gebundenen Bücher der damaligen Zeit enthalten haben. Der Einfluß dieser Anregungen ist gewiß nicht zu unterschätzen, wenngleich von dieser Fürstenkunst nichts übriggeblieben ist. Die Türkenzeit hatte alles vernichtet. Unterdessen aber entwickelte sich in Siebenbürgen unter den ungarischen Fürsten eine wahrhaft nationale Kunst, die alle diese verschiedenen orientalischen und abendländischen Elemente

in sich vereinigte. Es hängt mit der Kostümpracht zusammen und wohl auch mit dem Reichtum des Landes an Edelerzen, daß sich dort eine Goldschmiedekunst mit ihrer eigentümlichen Emailierungstechnik zu einer hohen und selbständigen Blüte entwickelt. Sie hat ebenso wie die Stickerei eine ganz nationale Prägung, die sich von den Werken des Auslandes wesentlich unterscheidet.

Die höfische Kunst war durch die Türken vernichtet und die nationale Kunst, die in Siebenbürgen erblühte, ging durch die Freiheitskämpfe zugrunde. Erst seit 1867 beginnt etwas absichtsvoll eine neue Phase national betonter Kunst, die sich auf diese vergangenen oder noch in der Volkskunst fortwirkenden Elemente stützt und im übrigen wie überall das akademisch-historische Gesicht trägt, was Architektur und Kunstgewerbe betrifft. Gegenwärtig sind es die modernen amerikanisch europäischen Imperative, die aber hier in Ungarn wie immer mit dem nationalen Element modifiziert werden, besonders was das Ornament betrifft.

Kunstgewerbe.

Das Kunstgewerbemuseum in dem Lechnerschen Bau, der einen Versuch national-ungarischer Architektur darstellt, in der Illöi-ut gelegen, bildet jenen Zentralisationspunkt ungarischen Kunststrebens seit 1867, der auf die kunstindustriellen Interessen gerichtet ist und neben den einschlägigen Schulen fördernd wirkt, indem er durch seine Sammlungs- und Ankaufstätigkeit ein Bild der historischen Entwicklung unter Betonung des nationalen Elements innerhalb der dekorativen Künste gibt. Die mittelalterliche ungarische Goldschmiedekunst, die Nadelarbeiten und die Keramik der Neuzeit sind im Kunstgewerbemuseum in einem lückenlosen Bilde vertreten, und dasselbe kann gesagt werden von der nationalen Volkskunst, die in Wirk- und Nadelarbeiten, in Holz- und Tonbearbeitung eine ausgebildete nationale Eigen-

art entwickelt hat vermöge der natürlichen Anlagen des Volkes für diese Betätigungen und Techniken. So ist abgesehen von der Materialsprache das Ornament ausschließlich nationalem Volksboden entsprossen. Die Hauptträger des volkstümlichen Ornaments sind die Spitzen und Stickereien, die Leder- und Majolikagegenstände, die in ihrer entzückenden Naivität der ungarischen Hausindustrie entstammen, wie mehrfach dargetan. Die Motive entspringen hauptsächlich der Pflanzenwelt, die ihren Stil der Material- und Werkzeugsprache verdanken. Sie sind auf Flächenwirkung gestellt und verraten im Kontrast, Symmetrie und Rhythmus das natürliche Kunstgefühl ihrer volksmäßigen Urheber. Der etwas kühne Farbencharakter gibt ihnen die orientalisch anmutende Lebhaftigkeit. In der Schnitzerei- und Kerbtechnik war von jeher die Hirtenkunst groß. Noch heute wird der Kunstbedarf im Bauernhaus von geübten bäuerlichen Händen zum Schmuck des eigenen Heims und der Trachtenbedürfnisse selbstbefriedigt. Man denke an Kalotaszeg, an Mezőkövesd, an die Sarköz, an das Széklerland (Siebenbürgen), an Somogy, um nur einige zu nennen. Auf dieser Basis haben sich zur Erhaltung der Volkskunst verschiedene Hausindustrieaktionen gebildet, die als offizielle Förderungen zu verstehen sind, unter den Bezeichnungen „Izabella", dann „Marmaroser Wirk- und Stickereikunst", „Halaser Spitzen", „Kalotaszeger Stickereien", „Székler Nähereien" usw. Popularisierend in dieser Richtung wirkt außerdem die ungarische Landesgesellschaft für Kunstgewerbe und der Ingenieur- und Architekten-Verein, die in ihren Publikationen und Fachorganen immer wieder neue Schätze dieser Art ans Tageslicht fördern und künstlerisch befruchtend weiter wirken.

Der modernen Entwicklung, die auf englischen Anregungen fußend zu der großen Architektur- und Kunstgewerbebewegung der letzten 20 Jahre geführt und in den deutschen Kunstzentren eine zielbewußte Entwicklung fand,

wurde von dem ungarischen Kunstgewerbemuseum gebührend Rechnung getragen, und zwar in Form von Mustersammlungen, Ausstellungen und populären Vorträgen, die alle dekorativen Künste umfassen, einschließlich Graphik, Plakat- und Textilkunst, davon die Wirkungen in der Hauptstadt und weiterhin im Lande sichtbar sind. Doch hat auch die Moderne hier, zumindest ornamental, den elementaren spezifisch ungarisch nationalen Einschlag. Das Prinzip der künstlerischen Assimilation, Fremdes durch die Keimkräfte des eigenen Kunstbodens immer wieder in Eigenes zu verwandeln, besteht fort. Wie in dieser modifizierten Weise moderne Wohnungskunst und Architektur hier eine großzügige Entfaltung genommen haben, rückte uns das „Baubild von Budapest" deutlich vor Augen.

Museum für bildende Künste

Der nationalen und ungarischen Malerei galt mein Besuch, und zwar dort, wo sie am lebendigsten ist, in den Ateliers der Künstler, und dann dort, wo sie am übersichtlichsten erscheint, im Museum der bildenden Künste. Hier, am monumentalen Endpunkt der Andrássystraße vor dem Stadtwäldchen findet man in dem Prachtbau von Schickedanz und Herzog hinter den griechischen Tempelfronten nicht nur ein Jahrhundert ungarischer Malerei, deren Entwicklung mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts einsetzt, sondern man findet vor allem eine historische Gemäldesammlung, die sich in einigen sehr wesentlichen Punkten den berühmtesten Galerien Europas an die Seite stellen kann, ein Umstand, der von unserer kunstverständigen Allgemeinheit bisher zu wenig gewürdigt und vielleicht kaum gekannt war. Ihr starkes Relief verdankt diese Sammlung dem sehr charakteristisch vertretenen italienischen 15. Jahrhundert, aber auch der spanischen Kollektion, die neben der Petersburger Eremitage und dem Madrider Museum an dritter

Stelle genannt zu werden verdient. Der Stolz dieser Sammlung sind die sieben Murillo, größtenteils aus der Galerie Esterházy, die den Grundstock dieser Staatssammlung bildet. Sodann einige Goyas, Velasquez und ein Greco. Auch die primitiven Spanier. Aber nicht nur diese Geschlossenheit ist das Besondere der Galerie, sondern auch die ausgreifende Vielseitigkeit, die in allen Reihen Perlen aufweist. So sind die Niederländer fast vollzählig vertreten mit einigen Kabinettstücken darunter, wie Memling, Gérard David; der spätere Van Dyck mit einem vielgerühmten Doppelporträt, Rembrandt mit zwei Werken von tiefbesinnlichem Gehalt, Franz Hals mit einem kraftvollen Männerporträt, Jan Vermeer van Delft mit dem bewunderten Damenbildnis, dessen Schönheit nicht an dem Modell, sondern einzig an der künstlerischen Bewältigung und eigenartigen Lichtbehandlung liegt. Viele wären noch hervorzuheben, die Ruijsdaels, Cuijp, Ostade, Goijen; unter den Deutschen Dürer und Lukas Cranach; unter den Franzosen Claude Lorrain; unter den Engländern Reynold, Raeburn, Hoppner und Morland, um nur das Wichtigste für Feinschmecker zu erwähnen. Es überrascht angenehm, daß in der internationalen Abteilung moderner Meister die deutschen Größen wie Böcklin, Leibl, Stuck, Uhde, Lenbach usw. so gut vertreten sind. Aber auch die graphische Sammlung mit ihren 80000 Kupferstichen und ihren 6000 Handzeichnungen ist bedeutend nicht nur was Reichhaltigkeit betrifft; der Ausstellungssaal verdient Beachtung. Eine besondere Pikanterie sind die italienischen kleinen Bronzeplastiken aus dem Nachlaß des Bildhauers J. Ferenczy mit einer Reiterstatuette darunter, die Lenardo zugeschrieben wird. Eine Bereicherung der Galerie ist der Nachlaß des Fürsten Pálffy, eine Gemäldesammlung von 200 Nummern mit Tizian darunter, Francia, Rembrandt und Hobbema. Eine weitere Ergänzung bildet die gewählte Sammlung des Georg Rath-Museum und der nicht minder vorzügliche Nach-

laß des Grafen Eugen Zichy. Rechnet man noch hinzu die schöne Sammlung in Esztergom (siehe betr. Kapitel) und das reiche Bruckenthalsche-Museum in Hermannstadt mit dem schönen Männerporträt von Jan van Eyck, dann hat man einen ziemlichen Überblick über den Kunstbesitz des Landes an alten Meistern, von den Privatsammlungen oder dem nicht leicht zugänglichen Familienbesitz auf den Magnatenschlössern ganz abgesehen.

Alte Meister

Bilder haben ihre eigene, oftmals tragisch angehauchte Geschichte und eine solche Geschichte hat auch diese Sammlung des Museums der bildenden Künste. Es wurde schon erwähnt, daß ihr Grundstock aus dem fürstlich Esterházyschen Besitz stammt, der durch Schenkungen des Patriarchen von Venedig und Bischof von Erlau (Eger) Ladislaus Johann Pyrker und des Bischofs von Großwardein Arnold Ipolyi, sowie durch den alten Bestand der Nationalgalerie erweitert und durch Stiftungen und Ankäufe auf den heutigen Stand gebracht wurde. Die Abrundung der Sammlung, besonders aber ihre Einheitlichkeit, vor allem im Hinblick auf die Italiener des 15. Jahrhunderts verrät eine stark persönliche, vom höchsten Kunstgeschmack geleitete Hand. Eine solche geistige Hand war der einstige Leiter der ungarischen Landesgalerie, der tragische Karl von Pulszky, Sohn des schon genannten Franz von Pulszky. Ihm war die Mission zugefallen, dem neuen Museum für bildende Künste die innere Form und Geschlossenheit zu geben. Er war der rechte Mann dazu, der die Feinfühligkeit und den künstlerischen Spürsinn besaß um dem Ausbau der Sammlung den Richtungsweg zu geben. Unter den genannten von ihm erworbenen Italienern befindet sich ein Jünglingsbildnis von Piombo, der Stolz des Museums, das Pulszky ursprünglich als Raffael gekauft hatte, nach der damaligen Laienmeinung viel zu teuer, als

sich herausgestellt hatte, daß es nicht ein Raffael, sondern ein Piombo war. Heute weiß man, daß das Bild den höchsten Wert repräsentiert. Der damaligen Sachlage indes wurde es seinem Bringer zum Verhängnis. Die Kritik hatte dort eingesetzt und wurde dem Manne zum Verderbnis, weil sie nichts von künstlerischen Gnaden wissen wollte. Pulszky war kein Rechenmeister, auf seinen Entdeckungsreisen ging mehr Geld auf, als sich nachher vor dem eben nicht großzügigen Kontrollgeist rechtfertigen ließ. Es kam zu unerquicklichen Prozessen und schließlich zur Amtsenthebung, wenngleich unter Freispruch „in Ermangelung des sachlichen und persönlichen Tatbestandes". Pulszki ging nach Australien und gab sich dort in Verzweiflung über seinen Sturz den Tod.

Wenn man vor dem Schicksalsbild in dem schönen italienischen Saal steht, dann kann man nicht gering von dem Manne denken, der seinem Vaterland solche Perlen zu verschaffen gewußt hat. Wenigstens ich kann es nicht. Mir scheint das Genie eines Mannes achtenswert und über dem kleinlichen Skandal erhaben, der das magische Gefühl und die Anziehungskraft besaß, solche dauernde Werte von Schönheit an sich zu bringen, denen gegenüber die Geldopfer gering sind. Dieser Saal an und für sich bedeutet eine Ehrenrettung für Pulszky, der ein anderes Schicksal verdient hätte. Nicht weil genaue Rechnungsgebahrung unwichtig erscheint, sondern weil der kunstempfängliche Genius eines solchen Mannes als Ausnahmefall die größeren Freiheiten und Ungehemmtheiten braucht, eine gewisse persönliche Souveränität, die sich der eigenen oft verborgenen geheimnisvollen inneren Führung auf der Suche nach den Werken der Schönheit überlassen und mehr opfern können muß, als sich oft voraussehen läßt. Wobei der Ausgleich in den Werten gefunden werden muß, die auf solche Weise zustande kommen. Daß dieser Ausgleich mehrfach gegeben war, beweist dieser Saal.

Darum steht Pulszky ungeachtet der zeitlichen Anfechtungen vor den Augen der kunstempfindenden Welt rühmlich da.

Unter dem gegenwärtigen Direktor Dr. von Téry, der die Sammlung um etwa 100 Neuerwerbungen bereicherte und sein Augenmerk auf die keineswegs unwesentliche Rahmenfrage richtet, ward die Anordnung und Hängung der Bilder auf die Höhe der modernen Anforderungen gebracht, so daß es ein leichtes ist, sich über das Wichtige zu orientieren und das einzelne Werk so zu genießen, wie es das Bild von seiner Raumumgebung fordert. Das ist ein Umstand, dem man es zu einem gewissen Teil zu verdanken hat, daß einem bei den Rundgängen in den Sälen dieses und jenes bedeutende Werk leicht im Gedächtnis haftet zu dauerndem Seelenbesitz. Einige, die mir auf diese Weise persönlich wertvoll und unverlierbar geworden sind, möchte ich außer dem genannten Piombo ausdrücklich nennen, ohne daß diese Aufzählung etwa den Baedekerstern bedeuten sollte. So liebe ich von den Italienern diesen Romanino (Pulszky), ein sehr schönes Männerbildnis mit dem gelbschwarzen Brokatkleid. Oder diesen Jüngling von Giorgione, schwarzgrün im Kolorit. Dann das Männerporträt von Lotto mit den aufblickenden Augen. Das Porträt von Raffael, das früher als Selbstporträt galt. Den sehr schönen Mailänder Boltraffio, einem Schüler Lionardos, von Pulszky erworben. Die zwei Luinis, die als Lionardi galten. Die schöne Raffaelsche Madonna (aus der Esterházy-Sammlung), die echte Florentiner Luft enthält und aus der Zeit von 1507 stammt, vor Raffaels Übersiedlung nach Rom; unvollendet. Die Handzeichnung dazu befindet sich in den Uffizien in Florenz. Der heilige Johannes von Atmos von Granacci, eine Zierde der Sammlung, ebenso wie der gleichfalls von Pulszky erworbene Francesco Cossa, ein oberitalienischer Künstler, musizierende Engel mit Flöte und Harfe, sehr rein in der Zeichnung und sphärenhaft in der Farbe, zur Schule

von Ferrara gehörig, ebenso wie der Michael aus Pannonia, bei früherer Gelegenheit schon erwähnt und beschrieben. Unvergeßlich Bellinis Porträt der Katharina Cornaro, dieser unbarmherzig charakterisierten Exkönigin von Cypern, geistvolle Mondäne ihrer Zeit. Ein Selbstporträt des Giorgione bleibt unvergessen, und ein anderes von ihm, Violanta, merkt man sich gern wegen seiner Geschichte: es ist die Kopie nach einem verschollenen Bild, das in lateinischen Versen besungen ward. Auch den heiligen Ferdinand von Tiepolo muß man sich merken, er war früher in der großen Kirche von Aranjuez bei Madrid. Oder von demselben die Verherrlichung Mariä, nur eine Skizze zu einem großen Bild, aber doch in seiner Art vollendet und frisch. Dann Sebastian Ricci, eine Studie zu dem großen Bild in der Wiener Karlskirche, ebenso wie Bellegrini. Ganz bedeutend sind die primitiven Spanier aus dem 15. Jahrhundert, so vor allem das gezeichnete Bild des Pietro Sanchez oder das fünfteilige Altarwerk mit stark niederländischem Einschlag von dem Portugiesen Mistra da Paraeso (Schenkung Némes). Und unter den sieben Murillos die Madonna delle Faja (mit dem Brot), ein in Spanien hochberühmtes populäres Bild. Neben diesen Murillos als den sieben Glanzstücken sind keineswegs die paar Goyas zu übersehen, namentlich das Damenporträt, ein Jugendwerk von entzückender Frische auf teilweise unbedecktem Grund, keine Modemalerei, sondern eine künstlerisch hochbedeutende Sache. Und schließlich, schon wegen der eigenartigen Schicksalsgeschichte dieser Bilder, zwei kleine Werke von Jakobo Palma, ein Mädchen- und ein Jünglingskopf, die beide ursprünglich in Brüssel Besitz des österreichischen Erzherzogs Leopold Wilhelm, Statthalters der Niederlande waren. Dessen Galerie-Direktor war David Teniers und seine große Sammlung bildete den Stock des Wiener Hofmuseums. Der Männerkopf kam über Wien nach Preßburg durch Maria Theresia, die ihre Tochter aus-

stattete, und dann von Preßburg nach Ofen, wo er mitsamt der Kunstsammlung der Burg 1848 öffentlich versteigert wurde. Ein Baron Hammerstein erwarb es damals und später gelangte das Bild an das Museum. Auch das Mädchen war nach Budapest gekommen, wahrscheinlich auf dem gleichen Weg über Preßburg und war im Kameralpräsidium gelandet. Kossuth hatte es 1848 in die Nationalgalerie gebracht. Jetzt sind beide nach langer Trennung wieder vereint. Wenn Bilder reden könnten .....!

Ein Jahrhundert ungarischer Malerei und Plastik

Von einer bodenständigen ungarischen Malerei kann man streng genommen erst im 19. Jahrhundert reden. Sie beginnt mit den zarten, klassisch angehauchten Landschaften eines Karl Markó, entwickelt sich zur farbenprächtigen Romantik des Karl Brocky unter englischem Einfluß und steht bis in die sechziger Jahre unter der Herrschaft der Wiener Schule, davon der typische ungarische Vertreter dieser Zeit und Richtung Joseph Borsos ist. Barabás ist sozusagen der Waldmüller Ungarns. Von dieser ersten Periode enthält das Museum für bildende Künste wahre Perlen.

Die zweite Periode der Entwicklung steht unter dem Einfluß der Münchener Pilotyschule und setzt mit der nationalen Selbständigkeit Ungarns seit 1867 ein. In dieser Epoche entstehen die großen Historienmaler, die eine nationale Kunst zur Verherrlichung der vaterländischen Vergangenheit entwickeln. Ihre Hauptvertreter sind Székely Bertalan, Michael Zichy, der sehr populäre Victor Madarász und vor allem der noch rüstig schaffende Altmeister Benczúr, der die Historie der Gegenwart mit ihren Persönlichkeiten in einer großzügigen Auffassung verewigt, die noch von der Makart-Zeit her, der mit Unrecht verschrienen, erinnerlich ist und innerhalb dieser dekorativen Stilauffassung älterer Observanz alle sachlichen Qualitäten in bezug auf Porträt-

ähnlichkeit, koloristischer Wärme und kompositioneller Geschlossenheit seiner großen, oft sehr figurenreichen Gemälde enthält. Es gibt in Ungarn kaum ein Haus, wo nicht Bilder von Benczúr und den vorgenannten Historienmalern in Reproduktionen vorhanden wären. Auch diese Epoche ist im Museum sehr schön vertreten.

Neben dieser historischen Gruppe geht eine andere, die sich an die rein ungarischen Landschaftsstimmungen hält und deren Hauptvertreter Mészöly Geza ist, der Maler des Plattensees und des echt ungarischen Lebens auf der Pußta, was Farbigkeit und Erscheinung betrifft. Der Barbizon-Schüler Ladislaus von Paál gehört mit seinen machtvollen Landschaften dazu, die in ihrer vornehm zurückhaltenden Farbengebung ganz starke Wirkungen haben, in dem heimlichen Widerspiel von kalten und warmen Tönen, die diese stillen Landschaften seltsam beunruhigend oder tragisch angehaucht erscheinen lassen. Und endlich gehört der Freund Paáls zu dieser Gruppe, Ungarns populärster Maler, Michael Munkácsy, der Weltruhm erlangt hat und von dem man im Hinblick auf seine Dorf- und Genreszenen und Landschaften wohl sagen kann, daß er der volkstümlichste Genius der ungarischen Malerei ist. Beide, Paál und Munkácsy sind mit einer großen Zahl bedeutender Schöpfungen in einem Museumssaal vereinigt, so daß in diesem Nebeneinander ihre Eigenart vorzüglich zur Geltung kommt.

Die moderne Richtung der ungarischen Malerei knüpft an ein Werk des Paul von Szinnyei-Merse an, aus dem Jahre 1873, die „Unterhaltung im Freien". Es gilt als Wendepunkt. Dieses Bild, das einen Ehrenplatz im Museum hat, wirkte seinerzeit in Paris bahnbrechend, wurde aber damals in der Heimat verspottet und abgelehnt, wie es das Schicksal des jungen Impressionismus überall war. Der Künstler, unsicher geworden oder verbittert über den anscheinenden Mißerfolg, zog sich — echt ungarisch — auf seine

Landwirtschaft zurück und schien der Kunst entsagt zu haben. Bis zu dem Zeitpunkt, wo die Saat von selbst aufging. Die jungen Künstler hatten nach jenem genialen Wurf ihr Programm gebildet. Es hieß damals, wie überall, Rückkehr zur Natur, zum Pleinairismus, Dezentralisation der Landschaftsmalerei. Die Künstlerkolonie in Nagybánya entstand, begründet von dem in München wirkenden Simon Hollósy, der die Absicht hatte, für seine Schule einen geeigneten Sommeraufenthalt zu suchen. Im Jahre 1896 entstand die Kolonie in der Nähe der kleinen ungarischen Bergstadt, die Johann Thorma und Stephan Reti für ihren Meister ausfindig gemacht haben. Sein Mitarbeiter Béla Grünwald folgte und als Dritter kam Karl von Ferenczy, der München verließ, um sich gleich Grünwald in Nagybánya ständig niederzulassen. Ein reges Malerleben entwickelt sich in der ruhevollen, laubreichen Landschaft mit ihren etwas langatmigen Höhenzügen; im Freien wird gearbeitet, gewirtschaftet, gelebt, man lagert in den Ruhepausen im Kreis um einen, der erzählt — ganz absichtlos entsteht auf diese Weise „Die Bergpredigt", ohne Pathetik, rein von dem Geist erfüllt, der alle zusammenhält und dem sie lauschen. Es ist der Geist in dem die Bedeutung der Landschaft in ihrem engen Zusammenhang mit dem Figuralen neu aufgefaßt wird. Das bahnbrechende Werk Ferenczys war gewissermaßen die Verkündigung alles dessen was die neue Richtung in Nagybánya wollte. Ich habe den Künstler in seinem Atelier besucht und die Weiterentwicklung in einigen neueren Werken gesehen, die eine Reduktion auf große einfache Farbenklänge, und eine ebenso einfache großzügige Linienführung anstreben, die dieser sehr verinnerlichten whistlerisch angehauchten Künstlernatur mit ihrer heimlichen Vorliebe für die dekorative Art des Präraffaelismus zu entsprechen scheint. Auch die Szolnokergruppe mit Adolph Fényes geht verwandte Wege wie die Nagybányaergruppe,

mit der das neue ungarische Malergeschlecht zum großen Teil in näherer oder weiterer Beziehung stand. Eine Ausnahme machen die vier siebenbürgisch-sächsischen Künstler in ihrer etwas altmeisterlich gesuchten Weise, die ich im Museum antreffe und zwar: Robert Wellmann, Artur Coulin, Karl Ziegler und Friedrich Mieß. Die ungarische Freskenmalerei wird von den Altmeistern Than, Lotz, Kriesch vertreten, deren Schöpfungen in Innenräumen des Nationalmuseums, der Oper, der Akademie, des Parlaments, des Musikpalais, der Redoute bewundert werden können.

Eine singuläre Größe erster Ordnung ist Joseph Rippl-Rónai, der gesättigt ist von allen malerischen Kulturen der jungen und jüngsten Zeit und sie mit dem naiven Genius seiner starken Persönlichkeit verbindet. Auch Csok ist eine Naturkraft, die durch und über den Impressionismus ihr Eigenes gestaltet. Ich habe sie in ihren Ateliers gesehen um dort erst den richtigen Begriff ihrer Bedeutung zu bekommen, den uns das Museum von den großen Lebendigen derzeit noch nicht gibt. Von Karl Kernstock habe ich erst die rechte Anschauung gewonnen, als ich in Privatvillen seine bewundernswerten Fresken in der modernen synthetischen Kunst sah, für die wir in Deutschland mit besonderer Ehrerbietung Karl von Marées und auf einer weiteren Stufe Ludwig von Hofmann nennen. Der Wunsch blieb, mehr von Kernstock zu sehen. Ich habe den Eindruck, daß er zu ganz Großem berufen ist. Nun aber hörte ich, daß er sich auf sein kleines Landgut zurückgezogen habe. Es wäre für die Kunst unendlich zu beklagen, wenn sich hier ein zweiter Fall Szinnyei-Merse andeuten würde, der sich den Unverstand des Publikums allzu sehr zu Herzen nahm. Ich will es nicht hoffen, angesichts der großen Kraft, die sich in Kernstocks Arbeiten ausdrückt, soweit ich sie kennen gelernt habe. Aber eines bleibt sicher, daß die Pflege der Lebendigen die heiligste Kunstaufgabe jeder Nation bleibt.

Der schöne klassizistische Fries vom Bildhauer Ferenczy um 1800 auf dem Gebäude des Ministerialpräsidiums in Ofen kann als der Anfang nachgewiesenermaßen ungarischer Plastik bezeichnet werden. Wie in der Malerei beginnt auch hier die eigene Entwicklung im Beginn des 19. Jahrhunderts. Ganz analog setzt hier die volle Entfaltung auf nationaler Grundlage erst seit 1867 mit der Wiederherstellung der ungarischen Verfassungsrechte ein. Von da ab datiert das unerhört rasche Aufblühen der ungarischen Städte und vor allem der Hauptstadt. Hand in Hand mit der riesigen Bautätigkeit geht die Plastik und die Denkmalkunst. Der Denkmalhunger der Städte ist ungeheuer, sie wollen ihre nationalen Helden in Standbildern vor Augen haben. Kein Platz, den nicht ein oder mehrere Monumente zieren. Ich habe nirgends in der Welt so viele Denkmäler gesehen, wie in diesen Städten. Sie erklären sich wohl aus der Begeisterungsfähigkeit und dem Verehrungsbedürfnis der Nation für ihre Großen. Was mich fast noch mehr überrascht als die Quantität, ist der Umstand, daß die Denkmäler im Durchschnitt ziemlich gut sind. Ein erschöpfendes Bild kann auf diesem Gebiet von mir noch weniger verlangt werden als in den übrigen Teilen dieser allgemeinen künstlerischen Orientierung. Man muß schon selbst kommen und sehen. Nur ein paar Namen seien von den zahlreichen erfolgreich schaffenden Künstlern genannt. So Nikolaus Izsó als Bahnbrecher; Huszár u. a. Entwerfer des Deákdenkmals, das von dem produktiven Alois Strobl vollendet wurde; Georg Zala, der das Aráder Märtyrerdenkmal schuf, das Aránymonument vor dem Nationalmuseum und das Milleniumdenkmal am Ende der Andrássy-ut; von den zahlreichen jüngeren Begabungen sei Ligeti, der Schöpfer des Anonymus im Stadtwäldchen genannt, beiläufig eines der besten Denkmale der Hauptstadt.

Musik und Theater

Die Hauptpflegestätten des Musik- und Theaterlebens der Hauptstadt sind die Musik-Akademie; die von Feßl in einem persönlich erdachten nationalen Stil erbaute und von den großen ungarischen Freskenmalern Than und Lotz geschmückte Redoute; die von Ybl im Baugeist der Wiener Oper geschaffene Königliche Oper; und das National-Theater, das seine eigene Geschichte hat.

Es läßt sich denken, daß bei der gelegentlich schon geschilderten musikalischen Volksbegabung, die sich im Volkslied ausdrückt, auch das höhere Musikleben Ungarns eine reiche Entfaltung aufweist. In der älteren Zeit war naturgemäß die Kirche die Pflegerin dieser Kunst und demgemäß überwog die kirchliche Musik, an der das protestantische Lied einen großen Anteil hatte. Ja, man kann sagen, daß das Kirchenlied die einzige Kunst ist, die der Protestantismus hervorgebracht und zur hohen Blüte entwickelt hat.

Die weltliche Musik wurde im 18. Jahrhundert von Magnaten auf ihren Schlössern und Haustheatern im großen Stil gepflegt. Italienische Künstler sangen. So hatte Fürst Niklas Esterházy und sein Sohn Paul, der selbst eifriger Kirchenkomponist war, in Eisenstadt ein prächtiges Theater eingerichtet, mit einem Orchester, auf dem ein Genius wie Joseph Haydn und später der Mozartschüler Johann Nepomuk Hummel, ein gebürtiger Preßburger, wirkten. Daß der hohe Klerus von jeher ein Förderer großer Musik war, bedarf keiner ausdrücklichen Erwähnung. Wohl aber, daß das Beispiel der Großen von den königlichen Freistädten befolgt wurde und zu Preßburg, Kaschau, Temesvár, Ofen und Pest Theater entstanden, die schon in der Zeit von 1730 an ein bedeutendes Musikleben in Ungarn entwickeln. Um 1800 breitete sich das Klavierspiel aus, was wieder eine Menge Kunstkräfte in die ungarischen Salons gebracht hat.

Haydn, Mozart und Beethoven wurden aufs eifrigste gepflegt. Es ist geradezu auffallend, wie viele seiner Klaviersonaten und größeren Kompositionen Beethoven den Damen der ungarischen Gesellschaft gewidmet hat.

Aber ähnlich wie in der Malerei und Plastik beginnt auch die Musik in Ungarn erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts ihre nationale Eigenart und ihren Weltruhm zu begründen. Das geschieht, als auf ungarischem Boden zwei musikalische Größen erstehen, der schon genannte Hummel, der in Eisenstadt wirkte und von 1820 an in Weimar als großherzoglicher Kapellmeister lebte und in den Spuren Mozarts ging. Der andere, weitaus bedeutendere Genius, von national echter Färbung war aber der königliche Franz Liszt, 1811 im Ödenburger-Komitat als Sohn eines Fürst Esterházyschen Wirtschaftsbeamten geboren, einer der faszinierendsten Menschen, die je gelebt haben, Triumphator der Musik, erst als Virtuose, dann als Komponist, nach 1848 ebenfalls in Weimar als Hofkapellmeister lebend, der aber niemals den inneren Zusammenhang mit dem Vaterland verloren hat, und durch seine Schöpfungen ungarische Musik der Welt zum erstenmal vertraut machte. Besonders durch seine unvergleichlichen fünfzehn ungarischen Rhapsodien, darin ungarische Volkslieder, vor allem der Rákóczi-Marsch verflochten sind. Aber auch seine grandiosen Messen, z. B. die Graner Messe 1856 zur Einweihung des neuen Doms, und vor allem die Krönungsmesse 1867, die zur Krönung Karl IV. 1916 wieder verwendet wurde, haben auch als kirchliche Werke Volksliedelemente und magyarischen Charakter. Dieser Art ist besonders das Benedictus der Krönungsmesse, und in seinem Oratorium Elisabeth jener musikalische Teil, der das Nahen der ungarischen Magnaten ankündigt.

Von den anderen bedeutenden Gestalten der ungarischen Musik ist Michael Mosonyi (Brand) 1814 im Wieselburger-Komitat geboren zu nennen, ferner seine Schüler

Julius und Alexander Erkel und Edmund Mihalowich. Große Bedeutung für die Entwicklung der ungarischen Musik hat außerdem Robert Volkmann, ein gebürtiger Sachse, der sich 1850 in Ungarn als seiner zweiten Heimat niederließ. Zu den weltberühmten Söhnen Ungarns gehören auch der im Ödenburger Komitat geborene Karl Goldmark und der große Geiger Joseph Joachim, der aus dem Preßburger Komitat stammt. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß ungarische Motive auch in mehreren Werken Schuberts verarbeitet sind, vor allem in seinem „Ungarischen Divertissement", als Frucht seines wiederholten Aufenthaltes bei der gräflichen Familie zu Zelez. Erwähnenswert ist ferner die berühmte Bearbeitung des Rákóczi-Marsches von Hektor Berlioz; die „Ungarischen Tänze", „Zigeunerlieder", „Magyarisch" von Johannes Brahms; die „Ungarische Suite" für großes Orchester von Heinrich Hoffmann; „Marche heroique" nach ungarischen Volksmotiven von Hans von Bülow; „Marche hongroise" von Jules Massenet; „Suite hongroise" von Felix Joncière und einzelne Teile des Ballets „Coppelia" von Leon Delibes. Außerdem haben berühmte Virtuosen wie Thalberg, Rubinstein, Sarasate und viele andere Kompositionen für ihre Instrumente im ungarischen Stil verfaßt.

Die erste ungarische Oper wurde von Franz Erkel geschrieben, „Maria Bathori" 1840 erstmalig aufgeführt. Erkel gilt als Schöpfer der spezifisch ungarischen Oper. An der Entwicklung der nationalen Musik zur Kunstmusik ist übrigens geschichtlich Klausenburg stark beteiligt, weil dort in den zwanziger Jahren das erste ständige ungarische Theater gebaut wurde, das sich auch der Pflege ungarischer Opern zuwendete.

Im Jahre 1875 wurde die königlich ungarische Landes-Musik-Akademie eröffnet, mit Franz Liszt und Franz Erkel an der Spitze. Auch Volkmann und Mihalowich waren an

der gleichen Stelle tätig. Ferner die geschätzten Dirigenten und Lehrkräfte Hubay und David Popper. Aus Hubays Meisterschule entstammen die genialen Geiger Vecsey, Szigeti, Stefi Geyer und viele andere. Auch der Pianist Ernst von Dohnányi ist aus der Musikakademie hervorgegangen.

Viele andere Koriphäen des ungarischen Musikschaffens blieben noch zu nennen; jedenfalls aber soll unvergessen bleiben, daß am Dirigentenpult der königlichen Oper in Budapest Kräfte wie Hans Richter, Gustav Mahler und Artur Nikisch gewirkt haben, was zu den großen Traditionen des Kunstinstitutes gehört. Das Konzertwesen, dessen wichtigster Schauplatz die Redoute ist, steht in Budapest hinter dem musikalischen Leben anderer Großstädte wie Berlin und Wien nicht zurück.

Was die Entwicklung des magyarischen Schauspielwesens betrifft, so sei vorausgeschickt, daß die erste nationale Schauspielgruppe, die in ungarischer Sprache spielte, sich 1790 in Pest bildete, und zwar unter Leitung von Kelemen, der sozusagen der Vater der ungarischen Schauspielkunst ist. Um dieselbe Zeit hatte sich, wie bereits erwähnt, in Siebenbürgen eine Bewegung zugunsten des national-ungarischen Schauspiels entwickelt, und zwar mit Unterstützung seitens siebenbürgischer Adelsfamilien, Baron Wesselényi an der Spitze. Der Bühnenstamm, der sich allmählich über das ganze Land verbreitete, war die sogenannte Wesselényische Truppe. In Klausenburg kam denn auch, wie schon gesagt, der erste nationale Theaterbau zustande. Die Entwicklung des nationalen Bühnenwesens hängt aufs engste mit dem Erwachen der nationalen Literatur zusammen, die an anderer Stelle behandelt wurde; es fanden befruchtende Wechselwirkungen statt. Diese Truppe ließ sich auch in Ofen und in Pest nieder. Aber es wurde nach achtjähriger Tätigkeit doch klar, daß ihr ohne eigenes Haus keine rechte Entwicklung gegönnt war.

Immerhin zeigte sich, daß gewisse menschliche Eigenschaften in der Rasse, Lebhaftigkeit des Temperaments und Natürlichkeit des Ausdrucks, sowie die Modulationsfähigkeit der Sprache für den seelischen Ausdruck dem ungarischen Bühnenwesen eine hohe Künstlerschaft sicherten, davon sich jeder sofort ein Bild machen kann, der ein ungarisches Theater besucht; er wird unmittelbar von diesen hervorstechenden Merkmalen der ungarischen Bühnenkunst sich auf das angenehmste berührt fühlen. Wenn auch die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht, so verzeichnet die ungarische Bühnengeschichte dennoch mit dankbarem Gedenken die Namen von großen Lieblingen, die es bereits in jenen dunklen Wandertagen zu hohem künstlerischem Ruhm gebracht haben und vorbildlich wirkten. Zu diesen gehörten außer Kelemen die Frau Anna Moór, Fanni Termeczky, Maria Lipthay; in Siebenbürgen war es Johann Kocsi-Patkó, besonders der berühmte Komiker Paul Jancsó, die Operndiva Rosa Déry, der Komiker Gerson Kantor und seine Frau geb. Engelhardt, der Heldendarsteller Alois Köszeghi und viele andere. Von großem Einfluß auf die Entwicklung des Schauspielwesens war die Kaschauertruppe unter der Leitung des Barons Vincenz Berzeviczy und später unter dem Grafen Theodor Csáky, die die besten Schauspieler an sich zog. Außer den genannten Koriphäen noch folgende: Gabriel Egressy, Karl Megyeri, das Ehepaar Lendvay, Johann Bartha, Sigmund Szentpetry, Ludwig Fancsy, Joseph Laszlo, der vielseitige Georg Telepi, der im Drama wie in der Oper gleich tüchtige Udvarhelyi, sowie der in beiden Richtungen ebenso tüchtige Szerdahelyi und Szilagyi, die Rosa Laborfalvi, die Opernsängerin Schodel, die Rosa Jokai (die Frau des Dichters) usw. Das Vorhandensein einer so tüchtigen Gesellschaft, von der man wünschen konnte, daß sie nicht wieder zerstreut würde, brachte die Theaterbaufrage ins Rollen.

Wieder war hier die treibende Kraft Graf Stephan Széchenyi, der in dieser erfolgreichen Künstlertruppe ein Mittel sah die Anziehungskraft Budapests zu heben und zum Konzentrationspunkt des Landes zu machen. Kurz den vereinten gesellschaftlichen Bemühungen gelang es, die Schwierigkeiten zu besiegen und im Jahre 1837 wurde das national-ungarische Theater zu Pest mit Vörösmartys Prolog „Das Erwachen Árpáds" eröffnet und am 8. August 1840 als „National-Theater" bezeichnet. Damit hatte nicht nur die Schauspielkunst, sondern vor allem auch die nationale dramatische Literatur ein festes Dach über sich und seine Aufgabe in dem Sinn zu erfüllen, wie es der ungarischen Idee entsprach. Die Fünfziger- und Sechziger-Jahre waren Glanzzeiten der Bühne, namentlich unter der Leitung des Dramatikers Szigligeti. In diesen beiden Jahrzehnten hatte das Theater recht eigentlich seine nationale Aufgabe zu erfüllen. Drama und Oper wurden gleicherweise gepflegt. Die Fachtrennung trat erst ein, als in den Siebziger Jahren das Opernhaus in die Höhe wuchs. Zur planmäßigen Pflege der Schauspielkunst wurde die ungarische Schauspielschule 1864 eröffnet, die heute mit der königlich ungarischen Musikakademie vereinigt ist. Als Legende der großen Kunstzeit werden in der Oper außer der Frau Schodel noch andere Sängernamen überliefert, die das Entzücken der älteren Generation waren, und großenteils den Zeiten angehörten, wo Drama und Oper im Nationaltheater vereinigt waren. Zu diesen gehörten die Sängerinnen Kornelia Hollosy, Rosa Csillag, Ilka Markovics, die Altistin Sophie Hofbauer, die Sopranistin Ida Huber, die Bognár, die Rabatinsky, die Anna Carina, Koloratursängerin Olga Humann, die Tänzerinnen Aranyváry und Irma Rotter; als klassische Volkslieder-Sängerin wird Frau Lina Hegedüs-Bodenburg genannt; der Held des Volksliedes war Michael Füredi und dies in der Zeit da Szigligeti das ungarische

Volksstück kreiert hatte. In diesem Fach erntete Michael Rethy Schauspieler-Lorbeeren. Man muß es wirklich glauben, daß diese Vergangenheit eine Glanzepoche des Bühnenwesens war und zusammenfiel mit der großen Blüte der nationalen Dichtung, die genährt wurde von der Sehnsucht des Volkes nach nationaler Selbständigkeit. 1867 war sie erreicht, aber es scheint, daß damit auch die feinste Blüte vorüber war. Trotz systematischer Schulung und größerer äußerer Pracht, wie es die neuen Institute mit sich brachten, fehlte ein gewisses Etwas, das die höchste Weihe der älteren Kunstepoche war, wenn man den Schilderungen über jene jüngste Vergangenheit Glauben schenken will. Im Nationaltheater traten weitere Fachtrennungen ein, das Volksstück schied aus, die Operette wuchs selbständig empor, ein wucherndes Reis, dem Nationaltheater verblieben die vornehmeren rein schauspiel- und lustspielmäßigen Gattungen. Die Volksbühne ringt empor und sucht modernen dichterischen Gehalt. Bei allem Wandel aber steht die große Überlieferung der heimischen Schauspielkunst hinter den jüngeren modern strebenden Kräften.

18. Gedächtnisstätten

Goethemuseum

Der liebe Deutsche, der zu Goethe wallfahrten geht nach Weimar und Frankfurt, fängt zu spitzen an. Es mag ihn überraschen zu hören, daß es in der ungarischen Hauptstadt außer dem Petöfihaus, den Jokaizimmern und dem kleinen Széchenyimuseum auch eine Gedächtnisstätte für den großen Deutschen gibt, ein recht ansehnliches Goethemuseum in der Akademie der Wissenschaften, das wohl der Rede wert ist. Davon hören und hingehen ist eins, ich bin der letzte, der den Besuch dort versäumen wollte.

Ich gehe also meinen Gang zu Goethe, aber auch der kurze Weg an den Donaupromenaden zur Akademie bei der Kettenbrücke am Ferencz József Platz ist für mich ein Erlebnis wie für jeden, dem schöne Städtebilder etwas sagen. Man muß es von dem Balkon des großen Festsaals in der Akademie gesehen haben. Der grüne Platz unten mit seinen Denkmälern, das stolze Baubild der Stadt, die blitzende Spange der Donau, der Ofnerfestungsberg mit Basteien, Gärten, Königsburg, Krönungskirche, Terrassenarchitekturen und alter Heimatkunst, der Blocksberg, das Schwabengebirge, blauschattig im Vormittagsflimmer, stromabwärts der Schornsteinwald der Fabriken und die endlos zurückweichende Ebene, Antlitz der Fruchtbarkeit — in diesem Ausschnitt hat man Ungarn, eine neue Variation auf dasselbe Thema. Und zugleich ein Stück seiner Kulturgeschichte. Der grüne Platz zu den Füßen sah den Krönungshügel, aus der Erde sämtlicher Komitate aufgetragen, wo Franz Joseph I. 1867 den Schwertstreich nach den vier Himmelsrichtungen

zu tun hatte als Schwurzeichen, daß er das Land gegen alle Feinde verteidigen wolle. Die Kettenbrücke, vom Grafen Stephan Széchenyi erbaut, ist geradezu Ausgangspunkt und Symbol für den modernen Aufschwung Ungarns und für die neue Stadtentwicklung, im Geiste dieses großen Ungarn und Kulturreformers, der auch diese Akademie zur Pflege der ungarischen Literatur und Wissenschaften begründet hat nach seinem Wahlspruch: in ihrer Sprache lebt die Nation.

Es ist ein ganz feiner Zug, daß sich das Goethemuseum, als Zeichen pietätvoller Verehrung für deutsches Schrifttum, im Herzen eines Instituts befindet, das dem national-ungarischen Gedanken gewidmet ist. Ich wenigstens empfinde es als Gleichnis für die Tatsache, daß jeder national betonte Ungar im Herzen seiner Bildung ebenfalls einen Schrein deutscher Geistesschätze beherbergt und auf seinem Tisch unter anderen auch unsere Bücher liegen hat. Zweifellos ist er sehr gut über uns unterrichtet, unverhältnismäßig besser, als wir über ihn. Dafür sorgt schon die ungarische Schule, wo Deutsch ein obligater Unterrichtsgegenstand ist; jedenfalls habe ich auf den höheren Schulen, bedeutende deutsche Bibliotheken angetroffen. Ich sage es denen, die in der nationalen Selbstbetonung eines Volkes schon einen Gegensatz zum Deutschtum erblicken wollen, wie man es irrigerweise von Ungarn eine Zeitlang gern geglaubt hat. Wohl haben die Lehren der Zeit den Irrtum schon widerlegt; laßt aber auch dieses Zeichen sprechen!

Selbst das Akademiegebäude hat ein Deutscher gebaut, 1862—1864, der Berliner Architekt Stüler. Eine etwas frostige Renaissancearchitektur, obschon nicht unedel in den Proportionen. Ich mache dem Hause meine Aufwartung; im Prunksaal erweise ich den historischen Fresken von Karl Lotz gehörigen Respekt; bewundere die biedermeierliche Damenarbeit des Teppichs vom Krönungshügel, der hand-

gestickt und als Kunstarbeit hochgeschätzt ist, aus achtzig Teilen zusammengesetzt, die von sämtlichen Komitaten und Freistädten beigesteuert wurden, zu je einem Teil; betrachte in den Empfangs- und Sitzungsräumen die Charakterköpfe der Akademiemitglieder und Stifter; die Familienandenken und Reliquien in dem kleinen Széchenyimuseum; dann die große über 150000 Bände umfassende Bibliothek, und erst nach diesen schuldigen Besuchen betrete ich den Raum, der dem Andenken Goethes geweiht ist.

Aus den Schaukästen sehen mir schon nebst einem Bildnis der Frau von Stein eine Menge Goethebilder entgegen, deren es in der Sammlung, die fortgesetzt wird, weit über tausend gibt; zwei Goethesilhouetten sind Unika. 178 Originalhandschriften sind vorhanden, sehr wertvolle Exemplare darunter, Briefe von Wilhelm Humboldt, Eckermann, Wieland, Herder, Lotte u. a. Sogar eine echte Locke Goethes ist zu schauen. In der bunten Reihe der alten Erstausgaben findet sich manche Seltenheit, so die ungarische Erstausgabe Werthers Ende des 18. Jahrhunderts, in magyarischer Sprache nachgedichtet mit magyarischer Namengebung. Die Bücher sind nicht weniger als 2500, dann ungefähr 500 Liederausgaben Goethescher Gedichte, nebst Originalmanuskripten, Einladungen, Gelegenheitsgedichten, Sprüchen und anderen Tausendsächelchen.

Eins davon nehme ich als Erinnerung mit, weil es in die Zeit paßt:

„Morgens rund,
Mittags gestampft,
Abends in Scheiben
Dabei will ich bleiben —"

Ja, dabei will ich bleiben; als ob Goethe in diesem gereimten Kartoffelrezept unsere Kriegsernährung vorgedacht hätte!

Auch die Geschichte der Sammlung ist nicht ohne Pointe. Sie stammt von dem im Jahre 1895 verstorbenen Buda-

pester Advokaten Balthasar Elischer, der ein großer Goetheverehrer war und das Ganze im Laufe von mehr als vierzig Jahren zusammengebracht hatte. Ursprünglich gedachte er seine wertvolle Sammlung dem Weimaraner Museum zu vermachen. Als ihm aber der damalige Direktor eine Erstausgabe Werthers 1773 als Duplikat für 31 Thaler verkaufte, stiegen ihm Bedenken auf, daß auch sein Schatz auf diese Weise als „Duplikat" verschachert werden könnte. Er ließ also diese Absicht fallen und wandte sich nach Wien, wo er von dem Vorhandensein einer Goethesammlung wußte. Er mußte aber lange an der Klingel ziehen, ehe der Diener kam, der ihm unwirsch bedeutete: „Ah, dös können mir net brauchen!" Und auf die Frage, ob viele Besuche kämen: „Was? Das ganze Jahr ka' Mensch!" Das war nun auch nicht nach dem Sinn Elischers, der wollte, daß sein Schatz weder zersplittert noch vergraben, sondern recht fleißig gesehen werde.

So blieb die Sammlung in Pest und gelangte in den Besitz der Akademie, die ihr ein würdiges Heim sicherte. Niemand soll sagen dürfen, daß es ihr dort an gebührender Achtung und Besucherzahl fehle. So Ihr's nun wißt, Goethefreunde, gehet meinen Gang!

Széchenyimuseum

Ein Reliquienschrein ist das kleine Széchenyimuseum in der Akademie der Wissenschaften, angefüllt mit Familienkleinodien und Tausendsächelchen, die mit der Erinnerung an den „größten Ungar" zu tun haben und zum Teil wohl auch aus dem Asyl in der Döblinger Irrenanstalt stammen, wo er die letzten zwölf Jahre seines Lebens, von 1848 bis zu seinem Ende 1860 verbracht hat. An diesen kleinen Familienstücken haftet die Zeit, auf die wir mit besonderer Zärtlichkeit zurückblicken, die Biedermeierzeit, die aber in ihrer Ruhe und Gefaßtheit den Sturm und die Tragödie in sich barg, das neue

Werden; in diesen kleinen Räumen sind wir der Tragödie nahe, die sich in dem Schicksal dieses großen Menschen verkörpert, des Reformers Ungarns, der die neue Zeit heraufführte und den Riesenkampf mit der alten Zeit begann und mit den zentrifugalen Kräften der Revolution; in dem Doppelkampf ist er zerbrochen, aber sein Werk lebt. Von dieser Lebenstragödie, die in einem eigenen Kapitel geschildert wurde, ist hier freilich nichts zu sehen als das kleine idyllische Vermächtnis von niedlichen Kunstsächelchen, Familienandenken und Herzensangebinden, die zwar persönliche Beziehungen ausdrücken und gewissermaßen zu dem seelischen Interieur dieses Mannes gehören. Aber hier sind sie in den Vitrinen aufgespeichert zu einem Trödelmarkt von artigen Dingen, die zunächst das Herz des Kenners und Liebhabers solcher Dinge aus einer geschmacklich hochstehenden und uns nach der Gemütsseite nahestehenden Zeit erfreuen. Doch sind die vielen Porträts, Miniaturen und Blätter wieder geeignet die persönliche Luft herzustellen und die Tausendsächelchen in ihre ursprüngliche Beziehung zu den Personen zu bringen.

Da sind vor allem die Miniaturporträts der schönen Gräfin Kreszentia Zichy, seiner späteren Gemahlin, von der die hübsche Legende geht, daß sie den lebenslustigen Grafen, der als Rittmeister ein ziemlich unbekümmertes Leben führte, auf den steinigen Tugendpfad gebracht habe und auf den Dornenweg seines damals noch schlummernden Genius, indem sie ihn ermahnte, anstatt des Courmachens sich lieber des armen verlassenen Vaterlandes anzunehmen. So ward aus dem Saulus ein Paulus. Mit der ekstatischen Leidenschaft eines Minneritters widmete sich der Graf nun der Sache, die ihm heilig ward und darin er eine große Mission zu erfüllen hatte.

Wie mochte der Mann ausgesehen haben, der gleichsam den ungarischen Genius verkörpert, der soviel Romantik mit

kühler realpolitischer Überlegung verband, daß die Zeitgenossen wegen dieser zweiten Eigenschaft in ihm nur den Materialisten sehen wollten? Der die scheinbar unlösbaren Gegensätze in sich vereinigte, Leidenschaft und Askese, alle Bejahungen des Daseins und zugleich schwere Zweifel des Gemüts, die sich bis zum Trübsinn und zur Lebensverneinung steigerten? Der aus dem jugendlichen Lebensübermut so rasch umschlagen konnte in schwere Melancholie, die mit dunklem Fittich seine Seele in immer engeren Kreisen umschwebte? In Sarkasmus und Ironie, die er häufig gegen sich selber kehrte, mochten sich die Spannungen dieser Extreme gewitterhaft entladen, als Selbstbefreiungen des Gemüts. Die Schwere und die Leichtheit, der Mystizismus und der reale Sinn, das leidenschaftliche Temperament, das ungestüm für sich begehrt und zugleich wieder das heroische Beispiel der Selbstüberwindung, ja der Selbstopferung gibt, der optimistische Geist, der zukunftsfroh eine Zyklopenarbeit auf mehr als hundert Jahre unternimmt und zugleich von peinigendsten Furchtgefühlen, Angstzuständen und Verfolgungswahn gequält ist: diese ganze wunderliche Mischung kann man aus den kleinen Porträts, Stichen und Miniaturen lesen, die in ziemlicher Anzahl hier vorhanden sind und die Seelengeschichte dieses Mannes enthalten.

Wer in dem menschlichen Antlitz lesen kann, findet alle Elemente in der Niederschrift seiner Physiognomie. Die Stirn erzählt von der Gabe der tiefen Konzentration, die sich, in starken Zeichen ausdrückt; sie gibt aber auch die Fähigkeit kund, die Dinge praktisch und materiell abzuwägen, den Sinn für Ordnung und technische Organisation, dazu nur scheinbar widersprechend der idealistische Zug des Spirituellen tritt, ein künstlerisches Moment. Das Selbstbewußtsein und die religiöse Glaubensfähigkeit ist hoch entwickelt, ein autoritärer Grundzug seines Wesens tritt ebenso klar in die Erscheinung wie die Zeichen einer ungewöhnlichen Lebenskraft, die den

negativen Eigenschaften das Gleichgewicht halten. Zu diesen negativen Eigenschaften gehören die sichtbar ausgeprägten Charakterelemente eines, wenn auch nur sekundär wirkenden Pessimismus und die ausgesprochenen Linien der Schwermut, die in gewissen Zeiten bis zur Hypochondrie gesteigert ist. Wenn man es nicht wüßte, so würde man es in dem Gesicht lesen können, daß rein körperlich eine Tendenz zur Stoffwechselkrankheit vorliegt, die teils als Ursache, teils als Wirkung mit seiner Anlage zur Melancholie zu tun hat. Der Typus eines gallig nervösen Temperaments! Und zugleich eines feurig impulsiven Naturells, das sich an die Spitze der Dinge stellen muß, weil ihm Führer- und Pioniereigenschaften innewohnen, die seiner Zeit und seinem Personenumkreis weit voraus eilen und den Träger zur Vereinsamung, zum Märtyrer seiner Ideen verurteilen, und ihn damit zum Helden stempeln. Der Mund ist sinnlich und schön, nicht ohne Spuren von Bitterkeit und Ironie, und das Auge sprühend und blitzend unter den buschigen Augenbrauen; das physische Rahmenwerk festgefügt, von elementaren Lebenskräften durchströmt und also ein sehr geeignetes Vehikel um den gewaltigen Himmelsbau der Stirn zu tragen, die diesen Ideen- und Willensmenschen zu dem machte, was er ist, ein Atlant, der dieses Stück Welt, das Ungarn heißt, sein Vaterland, auf die Schultern nahm und auf die Höhe der Zeit emporhob, die er als Erster sah und in einer Klarheit wie keiner um ihn.

Petöfihaus

Auch das kleine Petöfihaus in der Bajza-utca 21 ist eine nationale Kultstätte. Wie ein moderner Villenanbau ist es pavillonartig dem Hause Jokais, der hier im Stile der siebziger Jahre lebte, angefügt und mit allerlei Heiligtümern als Gedächtnismäler an Petöfi angefüllt. Unter diesen Erinnerungszeichen wirkt am ergreifendsten das schlichte

Bauernzimmer seines Geburtshauses zu Kiskörös mit den primitiv gefügten Möbeln, der einfachen Bettstelle, einer Truhe, einem schmucklosen Schrank, ein paar primitiven Bildern und vor allem mit dem kistenartig grobgefügten wackeligen Schreibtisch, an dem der angehende Genius vielleicht seine ersten Gedichte stammelte, poetische Flugversuche des werdenden größten ungarischen Sängers, des Sängers der Liebe, der Freiheit und des Vaterlandes. Aber nicht weniger ergreifend sind die bäuerlich unbeholfenen Bildnisse des von ihm so sehr geliebten Elternpaares. Auch das Porträt der schönen Schauspielerin Szendrei Julia, seiner jungen Gattin, ist zu sehen, die er schwärmerisch besungen hat, von der er aber prophetisch sagte, daß sie ihn nach seinem Tode rasch vergessen werde. Was auch eintraf. Nach kurzem Eheglück, das durch den Revolutionssturm empfindlich gestört wurde und nach dem bald darauf erfolgten Heldentod des Sängers und Freiheitskämpfers heiratete Szendrei Julia sehr rasch wieder, was man ihr arg verübelte, nach Jokais Meinung mit Unrecht, da sie nach Petöfis Tod mit ihrem Kind ohne alle Subsistenzmittel dastand. Die stärkste Anziehungskraft haben natürlich die Bilder und Porträts, die von Petöfi vorhanden sind, und von denen das bekannteste jenes ist, das Benczúr gemalt hat.

Unter den vielen hier ausgestellten Lebensdokumenten lese ich einen Steckbrief, der seine Personbeschreibung enthält. Darin heißt es: Körperbau klein, mager; Gesicht mager; Gesichtsfarbe brünett; Stirn hoch; Haar schwarz, emporstehend, Augen schwarz; Nase breit; Mund proportioniert; Zähne gut; Kinn etwas spitz; Bart Schnurbart; besondere Kennzeichen: pflegt mit entblößtem Hals zu gehen; Bekleidung: nach der Mode ..... Ich will gerne zugeben, daß man sich nach dieser Beschreibung schwerlich ein Bild von dem Dichter machen kann.

Man kommt eher zu einer Vorstellung, wenn man sein

Antlitz etwa mit dem vorhin beschriebenen Széchenyis vergleicht. Man wird dabei entdecken, daß er in allen wesentlichen Punkten der physiognomische Gegensatz zu dem Grafen ist. Während bei Széchenyi die untere Stirnpartie mächtig entwickelt ist, als Sitz gedanklicher Konzentration, ist bei Petöfi das Gegenteil wahrzunehmen. Die obere Stirnhälfte tritt bei weitem mächtiger hervor als Ausdruck seines vorwiegend subjektiven Dichtergeistes. Diese Stirn, in ihrem Übergewicht noch vermehrt und in die Höhe gezogen durch das straff aufwärts stehende Haar, ist neben dem dunkel lodernden Augenpaar, dem allerdings nicht die Schatten träumender Schwermut fehlen, das mächtigste Element in diesem Bildnis. Der Sänger der ungarischen Tiefebene ist Volksmann, der aus dem Bauernstand heraufkam, von ungezügeltem Drang beseelt, erst Soldat wurde, dann Wanderschauspieler, und aus diesen Niederungen emporstrebte kraft seines genialen Funkens, der ihn mit der Raserei der Sterne erfüllte, zum Dichter, Politiker, Volksredner und Freiheitskämpfer erhob. Er strebte empor und kannte keine Schranke in seiner subjektivistischen Gefühlswelt; er hatte daher auch nicht den leisen pessimistischen Zug im Gesicht, den alte konservative Geschlechter haben, und der sich auch in dem zukunftschauenden und aufbauenden Széchenyi bemerkbar machte. Sein Optimismus war an Überlieferungen gebunden, durch geheiligte Traditionen gemäßigt und weise beschränkt durch die Bedachtnahme auf das jeweilig Mögliche. Der Optimismus eines Petöfi dagegen war anderer Art; er war ganz unbeschwert, revolutionär, hinstürmend, auf den äußersten Rechten der Menschheit und der Seele fußend, nicht auf den Satzungen. Er hatte darin auch eine ungestüme unwiderstehliche Kraft, die in der Begeisterung liegt und im blinden Losstürmen auf ein ideales Ziel, ohne der Gefahren zu achten, oder auch nur der Gebote der Mäßigung und der Klugheit, die den Weg der Erreichungen und das Erreich-

bare bezeichnen. Alles was ihn als Dichter groß und schön macht, der Rausch der Gefühle, die Kühnheit der Gedanken, die Schönheit der Bilder, die verführerische Musik der Worte mußte gefährlich werden für den Politiker. Aber es war nicht seine Art und noch weniger die Art seiner Zeit, sich darüber klar zu werden; er nahm das Ideal für die Wirklichkeit und hatte als Dichter damit auch ganz recht. Schon das Gesicht und besonders die Nase ist sehr charakteristisch dafür, die ihn als Typus einer primitiven Art erkennen läßt, die hochbegabt emporstrebt und sich unbekümmert über alles Herkommen hinwegsetzen. Das ist die Kraft der Jugend, die ganzen Menschentypen eigen sein kann. Hier tritt nun ein tragisches Widerspiel ein, das namentlich im Gegensatz zu Széchenyi sichtbar wird. Das starke physische Rahmenwerk, das ein solcher Feuergeist für sich persönlich braucht, um nicht an Selbstzerstörung vorzeitig zu scheitern, fehlt Petöfi gänzlich. Der Unterbau seines Gesichtes steht hinter dem mächtigen Überbau bei weitem zurück. Die Zartheit und Gebrechlichkeit seiner Gesundheit drückt sich in der Zurückgebliebenheit dieser Züge aus, die knabenhaft bleiben, trotz des Bärtchens und trotz der Verhärmtheit oder den tieferen Spuren der Leidenschaftlichkeit. So enthält das „spitze Kinn" gleichsam die Summe einer ganzen Lebenstragik. Als ob sein Genius die Ahnung gehabt hätte, daß er sich in kurzen Jahren der Blüte und der Reife vollenden müsse, schöpft der Dichter in seinem ungeheuren Lebenshunger und in einer Art Raserei den ganzen Inhalt seiner Seele aus und kredenzt ihn der Menschheit in den herrlichen Gefäßen seiner Dichtung, bis er alles gegeben hat und ihm nichts zu nehmen blieb als der Tod, dem er in dem verzehrenden Fieber seines Schaffens und Ringens stürmisch entgegen eilt .....

19. Spaziergänge

Stadtwäldchen

Ich sehe noch die junge Magd, wie sie sich auf den hölzernen Schimmel schwingt. Das Ringelspiel mit Spiegelwänden und der grellen Drehorgelmusik und immer dieses landfrische Gesicht mit goldbraunen Augen. Es lacht nicht; heilig ernst ist es, versunken. Andächtig, wie immer der Mensch in der Seligkeit.

Ich sehe die Kinder der Wohlhabenden im Tiergarten, einige Schritte weiter, auf dem Elefantenrücken getragen, den Neger am Nacken des Tieres, der mit dem Stäbchen lenkt und dem Riesenohr zuflüstert. Die Knaben, die sich auf Ponnies in der Reitbahn tummeln. Die imitierten Eiszapfen in der Stellingen-Polarlandschaft der Eisbären. Und das grünlich funkelnde Katzenauge der Löwen, die sich in die Höhle verkriechen.

Ich sehe die weißen Denkmäler unter der grünen Wölbung der Bäume. Den anonymen Notär, der sein Gesicht verhüllt; (nebenbei die beste ungarische Plastik, von Ligeti) und die Museen und Architekturen um den Weiher. Die Kaffeeterrasse Gerbaud, vollbesetzt, ein farbiges Blumenbeet schöner Frauen. Elegante Reiter in den Alleen, Karossen; stadtbekannte Namen werden genannt, halbe Worte dazu, vielsagende Blicke, eine abgerissene Geschichte, die in einem Atem verweht und auf dem nächsten Mund wieder auflebt. Denn schon kommen andere daher in der Lästerallee, alte und neue Berühmtheiten, auch solche, die vor nicht allzu langer Zeit noch ungekannt in den billigen Automatengenüssen des Volksteils schwelgten und dem Stadtwäldchen

treu geblieben sind, nur daß sie jetzt am anderen Ende eine Villa ihr Eigen nennen.

Ich denke an die Viererzüge, die sonst an schönen Maitagen dahersausen. Und an die Gesellschaft, die sich in den Glassalons des Parkklub trifft, Tee schlürft an verteilten Tischchen des Parks und Bridge spielt. Was so harmlos aussieht.

Meine Gedanken wandern zurück zu den Karussells und heiseren Ausrufern, die unbewußt oft köstliche Schauspieler sind, mit ungewolltem Pathos, tragische Hanswurste und Pritschenschläger, meist origineller als die angepriesenen Geheimnisse der Buden. Die Luft ist dick von Staub, die Ringelspielmusik kreischt aus hundert Leierstimmen, irrsinnig; der sonntägliche Menschenstrom staut; Omnibusse, Elektrische, Untergrundbahn speien immer neue Massen aus. Das Madonnengesicht der Magd taucht auf, bald auf der Riesenschaukel, bald im mechanischen Zeppelin, dann wieder auf wiegenden Karussellrossen. Es glüht, hochgerötet, in stiller Extase. Immer im Kreis gedreht, verzaubert, unermüdet. Selbstvergessen. Und sieht nicht den verwegenen Menschen neben ihr. Anscheinend. Das funkelnde Katzenauge, das auf Beute lauert .....

Sinnbild der Stadt ist dieser Lusthain; das Leben wird zur Figur unter den schattenspendenden Laubkronen. Ein Gleichnis, das alles spiegelt, Vorstadt und elegante Welt, Dienstmädchen und Damen. Stadtwäldchen heißt Stadtseele im Grünen; mit Volksliedunterton. Jungbrunnen morgens, am Spazierritt oder in der heißen Quelle des Széchenyibades, wo man gleichsam auf Krücken hineingeht und verjüngt heraustritt, wie in einer Altweibermühle; Stelldichein nachmittags, wenn die Wagen und Automobile sausen, auf Besuch; Minneholz abends, wenn Pärchen die dunklen Alleen hinabwandern .....

Wie ein riesiger Zeigefinger deutet die stattlichste Zeile

der Hauptstadt hin, die Andrássystraße. In dieser einen Richtung zu dem grünen Eiland, zur Glücksinsel. Jenseits der Dunkelheit warten hellerleuchtete Villen auf Abendgäste. Die Stadt rauscht fern. Der Lustschrei der Buden erstirbt unter schwarzen Bäumen. Im trüben Schein legt sich ein Arm um eine Rosabluse. Sie gehen ins Dunkel. Ist es die Magd? Ich weiß es nicht. Es ist ja auch einerlei .....

Margaretheninsel

Ich liebe die Insel der heiligen Margarethe, weil sie den Schleier der süßen Schwermut trägt, wie alle Einsamen. Ich nenne sie einsam, obzwar sie durch die große Margitbrücke mit dem Leben verankert scheint und obzwar die weißen Donauschiffe alle halbe Stunde neue Besucher an dem Gestade absetzen. Aber sie alle können die Einsamkeit nur stören, nicht bannen, die mit der Insel wesenseins ist und um so größer wird, je mehr fremde Menschen andrängen.

Ich liebe die Insel, weil sie die heilige Last der Einsamkeit trägt, wie eine Jungfrau in der Zelle der Andacht, wo sie dem silbernen Glöcklein der frommen Margarethe lauscht, das vielleicht eine Wünschelglocke ist, von niemandem gehört. Vielleicht gehört von Frauen und Mädchen, die in Weiß über den Kies schreiten, und in der Einsamkeit sehnsüchtiger Gedanken selbst eine solche heimliche Wünschelglocke hegen.

Ganz besonders aber liebe ich sie wegen der hundertjährigen Bäume und der blühenden Sträucher und der Nachtigallen (wenn es noch solche gibt) und der buntbetupften Wiesen und der Klosterruine und vor allem wegen der Rosen, die das stechende Dornenkleid der Inselkeuschheit in dieses blühende Wunder verwandeln.

Vielleicht liebe ich sie auch ein wenig wegen der rauschenden Heilquelle am oberen Ende und wegen Ybls Kuppelbau

des Bades und der samariterhaften Hospitalität, die zur Klösterlichkeit paßt, eine Klausur der Genesenden.

Tennisspielende Mädchen im Flanellkleid, Musikklänge in den Restaurantcafés, die altmodische Pferdebahn, der Schwarm von Ausflüglern, ein stundenweiser Sommerspuk — alles ist wieder dahin, wenn das letzte Schiff abstößt und die blaue Glocke der Einsamkeit sich wieder über der Insel schließt, über die Blumen und über das Dichterstandbild Johann Aránys unter seinen Eichen. Dann tönt das silberne Glöcklein in der Zelle der Andacht, die Stimme der Einsamkeit, von niemand gehört — außer vielleicht von dem Dichter.

Schwabenberg

Vor dem Donaufenster von Pest hängt die märchenblaue siebenhügelige Silhouette des Schwabenberges mit den Mauerkronen des Blocksbergs und Ofnerberges unter einem sagenhaften türkisfarbenen Sommerhimmel.

Mit rhythmischem Schwung schwellen die Waldkuppen über den Széchenyiberg empor zum Johannisberg: sichtbare Melodie.

Sofort fällt mir der Wienerwald ein mit dem schwebenden Fluß der Linien; Kahlenbergerinnerungen stehen auf, wenn ich über die Weinberge wandere, ins Auwinkel hinabsehe, ins Sternental, ins Glockental, ins kühle Tal mit den eingebetteten deutschen Gemeinden, „Schwaben", oder auf Waldsteigen einem plaudernden Wässerlein folge.

An Grinzing und Sievering muß ich denken, oder ans Weidlingertal bei Wien, wenn ich neben modernen Villen und Cafégärten diese Landhäuser und Wirtschaften alten Stils sehe, die wie eine Schubertische Weise ergreifen, seltsamerweise auch hier im Ofnergebirge. Die landschaftliche Ähnlichkeit ist so groß und in Gedanken wohnen die beiden leicht beieinander, Wienerwald und Schwabenberg, verknüpft durch das blaue Band der Donau.

Auch der Schwabenberg war Poetenheim, eine Zuflucht der Dichter und Sonderlinge, klassischer Boden mit kostbarem literarischen Vermächtnis. Ich folge dem Genius loci auf der Suche nach der Villa des Baron Joseph Eötvös und lasse mir unterwegs erzählen von den ungarischen Romanen und Dramen, die in den fünfziger Jahren hier entstanden sind (und hier wohl heute noch entstehen) als Jokai noch hier lebte. Von den politischen Flugschriften jener Zeit und den Zusammenkünften der Patrioten in der grünen Einsamkeit, die damals noch urwaldähnlich war. Von der Gefangennahme Kossuths, daran eine Bildsäule erinnert. Vom Norma Baum, unweit davon, und vom König Matthias, der hier gerne verweilte und von dem Brunnen und Bäume künden, der Königsbrunnen und die Königslinde. Von altberühmten Wirtschaften, der „schönen Schäferin" und von „Adlitzer", wo sich die ungarischen Bühnengrößen einzufinden pflegten. Vom Kirchweihfest am Pfingstmontag, wie es einst gefeiert ward und was heute davon übrig blieb. Der Schatz von Erinnerungen scheint unerschöpflich; es muß wohl so sein, daß der Genius loci so gern vom Vergangenen redet auch in diesem zukunftsfrohem Lande und mit seinem Legendengespinst die Gegenwart verklärt. Nun hat sie zu ihrer ewigen Jugendfrische noch den Glorienschein der Geschichte, der heiligt.

Vor dem Gartengitter einer schattigen Villa bleibe ich stehen; ein freundlicher alter Herr drinnen sagt mir, es war die Behausung des Dichters des „Dorfnotärs". Von der Széchenyiaussicht sehe ich dann hinunter auf die Stadt in bläulichen Dunstschleiern geziert mit der Perlenspange der Donau; es erinnert mich wieder an den Blick vom Kahlenberg über Stadt, Strom und Ebene.

Nun ist mir auch der blaue Zug des Schwabenberges über den hellblickenden Wellen zum Seelenbild geworden auf dem grünlich strahlenden Goldhintergrund des Abends.

Ich sehe es mit dem inneren Gesicht, denn das ist unsere Gabe, das zweite Gesicht, das wir zu schauen pflegen. Wir Donaukinder.

Christinenstadt

Die Hauptstadt Buda-Pest hat zwei Seelen in der Brust; sie ist eine Individualität für sich; sie ist nicht Wien und nicht Berlin und doch wieder beides, eine Verbindung von Berlins großem Zug und von Wiens Intimität, dieses und jenes — eigentlich aber etwas ganz anderes.

Vergleiche hinken auf allen Beinen — ich weiß es; lahme Flügel für Phantasielose; müssiges Gesellschaftsspiel, auf der Reise beliebt; Exempel, das nie stimmt — aber es nähert an; also sei es gewährt, dieses unausrottbare Laster des Vergleichens! Wohl zu unterscheiden von den Gleichnissen: die Schönheit und Weltgröße der Gleichnisse macht den Dichter aus.

Berlin, das ist auch in Pest der Sprung nach vorwärts, die Zentralisationskraft, die unpatinierte Robustheit und Gegenwärtigkeit des Emporkömmlings, die Modernität der Miet- und Bankpaläste; die Leipziger- und Friedrichstraße heißt hier Andrássy-utcza und Waitznerstraße, der Tiergarten ist das Stadtwäldchen mit seiner Villeneleganz. Berlin unter den Linden und die Wiener Ringstraße sind hier die Donau als unvergleichlicher Stadtmittelpunkt und natürliches Stelldichein mit Terrassen, der schönen Ofnerseite und der königlichen Burg drüben.

Der Strom teilt hier die Welt; drüben liegt die Tradition, die alte Kultur, die stillen Gassen und Adelspaläste, das Intime, das Vergangene, das wienerisch Anmutende. Das Kleinbürgerliche, die Christinenstadt. Der Strom ist wirklich ein Hüter dieser Idylle, der Verkehr flutet zwar über die Brücken hin und her, aber die Idylle ist durch das Wasser doch umschirmt in ihrer versonnenen Beschaulichkeit und etwas abgerückt von dem gewalttätigen Leben. Und wie

verschieden demzufolge die Schwesterseelen von Ofen und Pest!

Ich fahre gern hinüber auf die Ofnerseite, durch den langen Tunnel des Festungsberges in die ländliche Traulichkeit der Christinenstadt, wo die veilchenblaue Silhouette des Schwabenbergs Kahlenbergerinnerungen auslöst. Die blonde Schönheit geht durch Gartengassen, wo Bäume nicken vor alten Winzertoren. Das Kleidchen ist nett und sittsam, Hausschneiderei. Nicht zu kurz, der Absatz nicht zu hoch. Und wenn der junge Wein blüht, dann geht die Liebe den Pfad, den tugendhafte Väter und Mütter einst im Mai gingen, ins Auwinkel, ins kühle Tal, wo noch immer Schubertsche Café- und Weinstimmung ist ums ländliche Gasthaus im einladenden Hof; oder man speist sonntäglich gelaunt zu abend beim „alten Nußbaum" oder beim „politischen Greißler"; oder bei der „Marmorbraut", wo noch biedere Ureinfachheit künstlich erhalten ist bei modernen Preisen, Heurigen-Milieu mit Zigeunermusik; und wenn es hoch kommt, geht man in die Biedermeier Konditorei Rußwurm nach Ofen hinauf und sitzt unter rotseidenen Herzen und schnäbelnden Täubchen aus Tragant.

Aber die Seele der Christinenstadt blickt verstohlen nach der üppigen, hochmodernen Schwester von Pest hinüber, die bei Gerbaud aus und ein geht, acht Meter Rockweite, kurz, um so höher dafür die französischen Absätze, und auf der Margarethinsel Tennis spielt. Kriegsmodebild 1916 Berlin WW. Als verführerischer Traum liegt die Lichtstadt Pest nächtens vor der dunklen Ofnerseite, die bürgerlich schlafen geht. Glanz, Musik, schöne Kleider — es ist der Traum von Glück, den arme, brave Mädchen träumen. Einmal, ach könnte man einmal nur so glücklich sein! Die Kettenbrücke ist der Steg ins lockende Leben, sieh Dich vor, häusliche Seele der Christinenstadt! Daß nicht der Ausflug ins holde, gefährliche Abenteuer ebenso tragisch als alltäglich endet, mit

dem zerbrochenen und hoffnungslos beweinten Glück im Winkel!

Aber es hat auch den Anschein, als ob die stolze Schwesterstadt Pest selber herüber kommen wollte nach der Ofnerseite mit Großstadtplänen und modernen Villen; wo die Winzerhäuschen vom Taban standen, wollen bereits Zinspaläste entstehen, und das ist erst recht tragisch für die Idylle und für das Glück im Winkel, bedroht von der Gewalttat des Lebens, wie immer in wachsenden Großstädten.

Bilder von Land und Volk

20. Westungarn

Die alte Krönungsstadt Preßburg

In dieser Stadt war es, wo die Ungarn zum Schutz einer jungen Königin 1741 mit dem denkwürdigen Ausruf ihr tapferes Herz hingaben: „Vitam et sanguinem".

Hier prangen in leuchtenden Lettern diese Worte am Sockel des Maria Theresiendenkmals, das ein Sohn dieser Stadt im Milleniumsjahr, an der Stelle des früheren Krönungshügels an der Donau schuf, der zu früh verstorbene Bildhauer Johann Fadrusz, derselbe, der Klausenburg mit dem monumentalen Matthias Corvinus-Standbild zierte.

Hier in den Preßburger Landtagen war es, wo die Akademie der ungarischen Wissenschaften durch den hochherzigen Entschluß Stephan Széchenyis ins Leben gerufen wurde und die ungarisch-nationale Idee ihre Siege erstritt. In dieser durch Stephan dem Heiligen von württembergischen Kolonisten gegründeten Stadt wurde mehr als einmal das Schicksal der ungarischen Nation und wohl auch der ganzen Monarchie entschieden.

Hier in der westlichsten Stadt Ungarns, die Hauptstadt war von 1536 bis 1848, wurden die Könige und Königinnen aus dem Hause Habsburg bis auf Franz I. gekrönt, weshalb die Domkirche eine Krone auf dem Turme trägt.

Hier im gotischen Steingehege der Stadt war die lieblichste deutsche Frauenblume erstanden, Elisabeth, und von hier nahm die Legende ihres Brautzuges nach Thüringen ihren Anfang.

Hier wurden die Ahnen Friedrich Schillers geboren und geadelt. Tilgner entstammt der Stadt und der Kapellmeister

Hummel und Schüler Mozarts, der im spätgotischen Weimar wirkte, um nur einige von den vielen berühmten oder doch begabten Söhnen dieser Stadt zu nennen. Auch der Maler Adam Friedrich Oser, Goethes Freund und Kunstberater, gestorben als Direktor der Dresdener Akademie war ein Preßburger. Schröer dürfte nicht vergessen werden, Vater und Sohn, als die verborgenwirkenden geistig seelischen Kräfte unserer Kultur, und der größte Charakteristiker unter den Bildhauern, Franz Xaver Messerschmidt, der hier Ende des 18. Jahrhunderts lebte und verstarb. Pulszky, berühmter Altertumskenner und einer der geistvollsten Köpfe der ungarischen Nation, lebte hier, ebenso Ungarns Dichtergenius Alexander Petöfi, und der Lieblingsschriftsteller der Nation, Maurus Jokai.

Vor allem aber entfaltete hier der klassische Bildner des Barocks, Raphael Donner, seinen Genius. Der Michel Angeleske Götterhimmel wird Erdenherrlichkeit in Donners Idealfiguren, die von allen Harmonien des Kosmos erklingen, die je ein menschlicher Körper in sich vereinigte. Raphael Donner beherrschte sein Zeitalter und noch über Winkelmann und Oser hinaus, den er auf die Künstlerlaufbahn verwies, wirkte sein Schönheitsgesetz bis in die entlegensten Werkstätten der Steinmetzen und Bronzegießer.

Donners Genius gehört zu Preßburg, nicht nur weil er seine schönsten Werke hier für Primas Esterházy schaffen konnte, die im Krönungsdom und hier besonders in der Elemosinariuskapelle zu schauen sind, und außer in Gurk und Wien nirgends mehr so groß vertreten sind, sondern weil er den Geist einer Zeit verkörpert, der Preßburg mit Schönheit segnete. Es war die Zeit Maria Theresias.

Die Königin liebte diese Stadt, die zur zweiten Residenz wurde. Das Schloß auf dem Berg, heute wieder Ruine, wurde glanzvoll aufgebaut, Paläste entstanden, die Oper hielt ihren Einzug — Musikstadt ist Preßburg bis auf den

heutigen Tag geblieben. Gotisch ist zwar die Grundlage der Stadt, die Domkirche, das Rathaus, das Matthias Corvinustor am Schloß, der schöne Turm der K.arissinnen, die Franziskanerkirche, genauer gesagt das Sanktuarium davon und die Johanneskapelle der Ritter zum goldenen Sporn mit dem heiligen Reparatus im Glassarg.

Das war die erste Blütezeit, die in Matthias Corvinus ihren Höhepunkt fand.

Aber das Barock gab die zweite, entscheidende Blüte, die gleich wie eine große üppige Blume aufbrach und die Stadt in das festliche Gewand dieser Kunst hüllte, die heute noch das Bild bestimmt. Das Rathaus mit der gotischen Torhalle und dem Turm war im Geist Fischers von Erlach bekrönt, die alte Schranne und der alte Ratsaal, jetzt Museum, erhielten eine phantasievolle Stuckdecke von Orsatti mit dem jüngsten Gericht im Deckengemälde, eine ornamentale Orgie, die das Gefühl emporreißt, und Bewunderung erzwingt nicht weniger wie die porta aurea, diese Preßburger Schmiedeeisenkunst mit Tier- und Menschenfratzen in der Tür nach dem alten Ratsaal, darin der alte Plafond aus Linden, Eiche und Kiefer mit Stolz gezeigt wird. Augsburger Einflüsse machen sich geltend bis 1646, aus der Zeit, da die Verbindung Fugger-Pálffy bestand. Aber 18. Jahrhundert ist das Primatialgebäude und das jetzt zum Rathaus gehörige Apponyihaus mit den schönen Supraporten und den englischen Gobelins, die Hero und Leander zum Inhalt haben; Geist Hildebrands ist das Palais Grassalkovich (erzherzogliche Palais) und am Franziskaner-Platz das gräflich Nyárysche Palais. Die Luft jener Zeit ist in den alten Gassen und Plätzen, die sich saalartig auftun, wie im fürsterzbischöflichen Salzburg, an das man manchmal erinnert wird. Andere werden an Grazer Stimmungen denken, wieder andere an Augsburg oder an Nürnberg, besonders beim Michaeler Turm und Tor mit der kleinen Stadtgraben-Idylle, wo der Genius loci in der

Weinwirtschaft Schmidthansl „Zum Reichspalatin" Einkehr hält.

Die Jahrhunderte stehen hier in eindrucksvollen Zeichen von gotischen Bürgerhäusern bis Rokoko und Zopf und zu den Empireidyllen in ländlichen Gassen, die in die Weinberge hineinführen, ins offene Land, wo die Kostümschönheit hereinkommt, die slovakische Kunstfertigkeit von Csiffer, Losconce, Modor, Nagy Szenkös und Bazin, deren Stickereien in der Hausindustrie Niederlage am Karaczonyer Platz den gebührenden Anwert erheischen. Der Gott der Reben thront auf den Höhen um die Stadt und schlummert in den Apostelfässern von Palugyay.

Heiter blickt die Donau und grüngolden leuchten an schönen Tagen die Waldhügel mit den Batzenhäuseln über dem tiefen Weg.

Und am schönsten leuchtet die Krone der Kunst aus Raphael Donners Zeit. Die Stadt selbst, die Magnatenschlösser der Umgebung mit ihren Bildersammlungen und sonstigen Kunstschätzen, die Kultur Westungarns steht im Zeichen dieser verblichenen Grazie. Die einstige Hauptstadt gleicht einer Königin, die nicht altern kann, obschon sie längst entsagen mußte. Die Stephanskrone, die einst im Kronturm des Schlosses gehütet wurde, hat die jüngere, hochaufstrebende Schwester und seitherige Hauptstadt an sich genommen. Preßburg ist in das Schattendasein einer Provinzstadt zurückgetreten. Aber sie hat darum den überlieferten Rang einer Kunststadt nicht verloren und die Krone der Schönheit erhalten, um derentwillen sie geehrt und geliebt wird. Selbst das Neue hat dort soviel Anstand gewahrt, daß es dem Adel des Alten nicht allzu viel Abbruch tut. Und bleibt es wahr, daß anderthalb Stunden von Wien und zweieinhalb Stunden von Budapest eine der schönsten Städte Mitteleuropas zu finden ist. Das ist Preßburg an den Pforten Ungarns.

Das achte Weltwunder zu Eisenstadt (Kismarton)

Er muß die Seele eines Mystikers gehabt haben, der Franziskanerbruder Felix Niering, seines Zeichens gelernter Tischler, der 1701 den Kalvarienberg zu Eisenstadt baute.

Der Geist Dantes hatte den Frater Felix berührt, der also in Holz, Stein und Mörtel zu dichten anhob. Nur die Phantasie eines Dichters könnte diesen Zodiakus der zwölf Leidensstationen aus dem Seelengrund heben. Diesen Berg der großen Passion, der Inferno, Purgatorio und Paradiso einschließt in den dantesken Spiralen seines Grottenlabyrinths, den sie in Kismarton das achte Weltwunder nennen.

Ein Wunder schien mir dieser Bau mit seinen Leidenskammern, ein Konglomerat von gebuckelten Dächern, nebeneinander und übereinander gekuppelt, wie eine fromme Herde, die himmelwärts zieht, zum Gotteshaus empor, das zuhöchst steht. Eine göttliche Hügellandschaft, die ein kunstliebender Klosterbruder träumt. Als gemauertes Gleichnis der tönenden Sphären und Planetenbahnen seiner Seele, das Architektur geworden, keinem akademischen Vorbild gehorcht, sondern nur dem Himmelsgesetz des eigenen schöpferischen Gefühls. Davon es in allen Linien rhythmisch erfüllt ist, versteinerte Musik, in nie gesehenen Formen und Proportionen, eine höchst persönliche Schöpfung und in seiner Einzigkeit allerdings ein Wunder.

Betroffen bleibt man stehen; dieser ekstatische Seelenflug war noch keinem Baumeister gelungen seit dem babylonischen Turm; nur daß er diesmal nicht auf Hoffart, sondern auf Demut gegründet ward und also glückte, um im kleinen Maßstab ein unendlich Großes auszudrücken. Ein Weltsymbol. Himmel und Hölle, das Fegefeuer und die ewige Seligkeit als Erfahrungen der Seele schon in diesem Sein. Was das Innere des Berges in realistischen Bildern von zerrender Gewalt anschaulich macht.

In die Grotten oder Kammern hat der kunstverzückte Frater Felix sein Passionsspiel hineingestellt, lebensgroße Figuren, in der herkömmlichen Weise konventionell, nur daß der schnitzende Frater seine Seele dem Holz einhauchte, sein Mitleiden und seinen flammenden Unwillen. Aufwallung, die fortreißen will, verstößt aus Prinzip gegen Korrektheit und was verzeichnet scheint, ist Gefühlsausdruck, der künstlerisch wirkt, indem er die Wirklichkeit vernichtet und übertrifft.

Das Drama der Seele spielt sich in dem Berg der Leiden ab; daß die alten Formeln wieder aufs Neue ergreifen, ist nicht verwunderlich. Schon gar nicht, wenn man, ich glaube im 7. Gehäuse dieser aufregenden Gerichtsverhandlung beigewohnt hat, in der die Hohepriester über den angeklagten Nazarener beraten. Sie tragen Spruchtafeln in der Hand; die Psychologie des Künstlers hat jeden dieser Gerechten nach seinem Spruch den charakteristischen Ausdruck in Haltung und Physiognomie zu geben versucht, was die dramatische Lebendigkeit dieses Scherbengerichtes außerordentlich steigert.

„Warum sollen wir diesen gerechten Mann verdammen?" sagt der eine, dessen Antlitz Milde und Gerechtigkeitssinn ausdrückt.

Da fährt schon ein anderer in die Höhe, minder sympathisch und dünkt sich überlegen: „Wozu sollen wir Gesetze, wenn man sie nicht halten will?!"

Ein Dritter gibt sich als Formalist: „Verdammet auch unser Gesetz jemand, ehe er verhört und die Sache erkundet worden ist?"

Und ein Vierter, dem Gerechtigkeit ebenfalls mehr Formsache ist, bestätigt: „Unerhörter Sache soll man niemand zu Tode verurteilen."

„Nach dem Gesetze soll er sterben; die Gesetze, müssen gehalten werden", verlangt der Buchstabengeist.

Dem wieder die Stimme der Menschlichkeit entgegnet: „Eine Schande wäre es, wenn niemand diesen unschuldigen Mann verteidigen wollte — —"

Aber die Mahnung versinkt in dem geschriebenen Wortschwall. „Laßt ihn ausrotten von uns!" eifert heftig der fanatische Geist der Satzung; „Er sei gerecht oder ungerecht, weil er unser Väter Gesetz nicht gehalten, soll man ihn töten" usw.

In einer wahren Gespenstersonate erhebt sich das Ecce homo in der nächsten Szene; aus allen Winkeln und Felsenlöchern kommen die unterethischen Kräfte und Dämonen in primitiver Menschengestalt hervor mit dem Ruf: „Kreuzigt ihn!"

In der dantesken Spirale dieser divina Comedia führt der Weg immer wieder aus dem Inneren über eine Dachgalerie ins Freie, damit man sich ab und zu an dem zarten Schwung der Höfleiner Landschaft am Neusiedlersee erquicke, an dieser Geruhsamkeit, die wie in alten Bildern mit der Leidenschaft der frommen Visionen in einem so wirkungsvollen Gegensatz stehen. Und ebenso künstlerisch ist der Kontrast mit dem die Wanderung abschließt. Der dunkle Leidensweg der Seele endet in dem lichten Oval der Kirche, wie in einem Himmelssaal mit unendlicher Kuppel, wo die wundertätige Maria thront und das Grabmal Haydns steht, der mit seiner klingenden Seele wohl auch durch einen heimlichen Berg der Leiden gegangen ist.

Von der Gesindewohnung zum fürstlichen Saal im Esterházischen Schloß, wo er mit der Zigeunerkapelle abwechseln durfte, und wieder zurück in die Gesindewohnung oder zur Orgel auf der Kirchenempore im brüllenden Chor der Gemeindekinder, das war ein bescheidenes, gedrücktes Dasein mit vielen stillen Sorgen, doch wenn er den Taktstock führte, dann gingen die himmlischen Heerscharen mit. Drum ruht er jetzt so hoch im Gottgehäuse wie ein Fürst

und in der olympischen Herrlichkeit des barocken Schlosses geht man wallfahrten zum Haydn-Museum, wo nebst Manuskripten, Partituren, Bildern und sonstigen Reliquien die Stradivari liegt.

Eine barocke Welt ist hier zusammengefaßt; achtzehntes Jahrhundert; das versonnene, ockergelbe Städtchen mit seinen Runderkern, das stolze Schloßantlitz, das Ghetto nebenan — ich bitte an keine der üblichen Ghettobilder zu denken, sondern an eine breite, stille Straße mit anständigen Häusern, an deren Ende ein reicher Sammler prähistorische Funde aufspeichert, die so alt sind wie das alte Testament. In dieser Nähe hat der fromme Bruder Felix sein neues Testament gestellt. Die biblische Ekstase neben die feudale Weltherrlichkeit. Das kontrastreiche Barockbild gewinnt Ausdrucksfülle im ländlichen Rahmen, der soviel faßt. Höfische Kunst im Schlosse, gläserne Staatskarossen, üppige Früchte in Treibhäusern, Springbrunnen im Gartenbezirk, Canovas Marmorgebild im Rundtempel, Blumen und Wein — aber über den Zauber weltfroher Dinge erhebt sich aus visionärem Grund nebst Haydnschen Himmelsklängen die primitive Seelengewalt der Schöpfung des Frater Felix, die sie deshalb in Eisenstadt das achte Weltwunder nennen.

Ödenburg (Sopron), das bürgerliche

Neben Preßburg, dieser barocken Königin, und dem feudalen Fürstentum von Eisenstadt, ist Ödenburg eine liberale Demokratie mit Kasinoleben, Parteiinteressen, Wirtschaftsbürgertum — wenigstens nach dem Eindruck, den die äußerlich hervorstechenden Lebenserscheinungen machen.

Im übrigen aber liegt auch hier die gute alte Zeit im Stadtbild. Der breite Graben und Ring an Stelle der ehemaligen Befestigungen, stockhohe Häuser, Maria Theresienzeit, der alte Stadtturm, die gotische Benediktinerkirche mit Barockaltären, das Palais Esterházy, schöne Tore und schöne

Erker, ländliches Barock und Empire in der Kirchengasse, in der Klostergasse, in der P. Müllergasse, die zur Altstadt gehören mit manchem stimmungsvollen Nachklang älterer Baukultur. Im weiteren Umkreis der nüchterne Bauamtsstil der Staatsbauten und das Parvenütum modern tuender Villenanlagen — die übliche Erscheinung. Die alte Kultur ruht im ziemlich reich bestellten Museum.

Die Ländlichkeit der Vorstädte steht gleich dahinter, das Dorf, der Wirtschaftsbürger mit seinem Bauernhof. Die schmale Giebelfront blickt nach der Straße mit dem großen Hoftor nebenan, in einer tiefen Parzelle ziehen sich die Wirtschaftsgebäude mit dem langgestreckten Hofraum zum Stall hin, der ganz hinten liegt. So schließt sich Hof an Hof, das übliche deutsche Bauernhaus der fränkischen und bajuvarischen Ansiedler seit Karl dem Großen, die in der Gegend hier Bohnenzüchter heißen, weil Bohnengerichte ihre Hauptnahrung sind. Die Wohlhabenheit ist groß. Die ältesten Kolonisten heißen Heanzen, ein Typus, der seine Rasse ebenso wie seine Sprache seit Karl dem Großen unverändert bewahrt und mit den heutigen Franken und Bajuvaren nichts zu tun hat. Der Dialekt ist uralt und für uns nicht ohne weiteres verständlich. Der Umlaut ui herrscht vor, wo der heutige Bajuvare den Umlaut ua gebraucht, z. B. in Mutter oder Ruhe. Der Bajuvare sagt: Muatta, Ruah; der Heanze in seiner weichen, welligen Mundart: Muida, Ruih. Aber ich erinnere mich, daß niederösterreichische Bauern nördlich der Donau ob dem Mannhartsberg dieselben heanzischen Dialektlaute haben, wofür unter anderen die ausgezeichnete epische Heimatdichtung von Pater Misson: „Da Naz" eine Fundgrube ist. Dies nur zur Andeutung, daß die Volkskreise hier wie dort rassenmäßig seit Karl dem Großen zusammengehören, Brüder der gleichen Familie.

Wollen wir uns auch daran erinnern, daß sich aus diesem erdenfrohen Schlag einzelne Menschen mit genialer Ver-

anlagung zu großer Bedeutung herausgehoben haben. So hat auch das Ödenburger Komitat eine Reihe großer oder vielgenannter Söhne aufzuweisen, vor allem Franz Liszt, den Anatomen Hyrtl (Eisenstadt), den Gynäkologen Semmelweiß, den Komponisten Goldmarck, den Maler Angeli, den Chirurgen Manninger, den Heerführer Benedek, den Zuckerbäcker Kugler (begehrtester Name in Budapest) und den Operettenschöpfer Franz Lehár.

Die Ausläufer des Leithagebirges, das Rosaliengebirge, weiterhin der Neusiedlersee geben der Stadt und dem Land einen lieblichen Rahmen; freundliche Hügel, Wald, Wein und Acker bestimmen das Antlitz der Gegend; weiße Schlösser sehen aus Parklandschaften hervor; wir wollen uns dabei erinnern, daß das Schloß Zinkendorf, der Stammsitz Széchenyis, des „größten Ungar", in der Gegend liegt.

* * *

Die typischen Hauptzüge wiederholen sich; es ist der Familienzug des westungarischen Landes aus dem kirchlichen und höfischen 18. Jahrhundert, den die Städte, Schlösser und Stifte tragen, so Steinamanger (Szombathely) im Wieselburger Komitat und das Schloß zur Sárvár mit dem barocken Prunksaal, einem Juwel alter Raumkunst; oder Ungarisch-Altenburg (Magyar-Óvár) im Wieselburger Komitat mit der landwirtschaftlichen Lehranstalt im altertümlichen Schloß, am Deákplatz, davon Lenau-Erinnerungen erzählen; ferner das Windsor-Schloß zu Karlsburg und die stille Großgemeinde Wieselburg (Moson); oder Eisenburg (Vasvár) und Güns (Kőszeg) im Eisenburger Komitat, wo schon die Häupter der östlichen Alpen, die Rax und der Schneeberg hereinsehen; und landein Fünfkirchen (Pécs) im Baranja Komitat mit dem romanischen Dom und der Zsolnayschen Majolikafabrik, diesem Stützpunkt modernen ungarischen Kunstgewerbes und schließlich zur Drau hin die wein-

gesegnete Siklós-Villanyer Hegyalja und das Ormánság, nicht zu vergessen die Mannigfaltigkeit des Volkstums der Magyaren, Wenden, Kroaten und Deutschen mit ihren besonderen Rassezügen in Tracht, Sitte und Kultur. Soviele Erscheinungen, soviele individuelle Züge, die sich hinter dem typischen Überbau großer Kulturideen, wie des Barocks, der Biedermeierzeit und des modernen, staatlich nationalen Bewußtseins verbergen; nur im Fluge können sie gestreift werden, wiewohl das verborgen Intime zum Wiederkommen und Verweilen einladet.

Schönes westungarisches Land, über das manches noch zu sagen bleibt, wie sehr auch Kürze geboten ist; doch diesem Zwang zu trotz sei Bekanntes und Unbekanntes wenigstens bedacht und gegrüßt!

Zwei Königsstädte

(Stuhlweißenburg und Veszprém)

Unterwegs zwei Königsstädte, die will ich mir nicht nehmen lassen. Stuhlweißenburg (Székesfehérvár) und Veszprém. Ihre Legendenstimmen erzählen vom König Stephan, dem Heiligen. Da höre ich gern hin. In Stuhlweißenburg, der alten Haupt- und Krönungsstadt árpádischer Könige lag sein Grab unter der Basilika. Aber wo die Basilika stand, gähnt ein weiter Platz vor der Synagoge. Das hat die Türkenzeit getan. Ich suche die alte Krönungsstadt und bin etwas enttäuscht; sie ist von der Bildfläche verschwunden, kein Stein ist auf dem andern geblieben, die ungarländisch-romanische Kultur seit Stephan ruht buchstäblich unter der Erde. Henszlmann, der Archäologe, hat ihr das Geheimnis entrissen; aber auch die Funde sind nicht mehr da. Kaum eine Spur im kleinen Ortsmuseum; da ist nur, was man nicht wegtragen kann, der historische Boden und die Luft der Landschaft, der leere Schauplatz des Dramas. Denke ich mir nun dazu, was von hier stammt, König Bela III. Grab, in der Matthiaskirche zu

Ofen und die Funde aus der Karolingerzeit im Pester Nationalmuseum, Dinge, die eigentlich mit diesem Boden und dieser Luft verwachsen sind, dann kriegt die Sache wieder Hand und Fuß. Ich bin nicht sehr für das Verschleppen, nebenbei bemerkt. Was ferner noch da ist, trägt die Marke von heute oder mehr noch die Züge der Zeit Maria Theresias, manche Perle darunter, das bischöfliche Palais, Kirchen im Jesuitenstil, verblaßte Fresken, barock, ekstatisch, das geschnitzte Herrgöttlein am Marterholz, (ich glaube in der Seminarkirche), peinigend realistisch — ach, diese Kunst der Mitleiderweckung! Dazu ein Bild dieser Tage, das sich einfrißt, hier und so vielerorts, ausziehende Marschkolonnen, Blumen, klingendes Spiel, das Geleit von Weibern, die nebenher laufen. Die Frau weint, der Mann singt — — — Herz, schweig still!

Das Leben der Stadt, seinen Pulsschlag möchte ich fühlen, seinen Handel, seine Wirtschaft, seinen Nährboden. Die Gassen werden ländlich, die Ackerkrume beginnt, wo einst Sümpfe lagen; mit tausend Augen sehen die Preßhäuser der Rebenhügel herein. Hier ist das, was die Stadt nährt. Das weite Land, wohlig hingedehnt, ich atme freier, das Auge trinkt Fernen. Und empfängt Sekundenbesuche am Waggonfenster. Kleine Landschaftsausschnitte: Felder, Weingärten, weidende Pferde, Schweineherden, die guten Bakonyer Fettsäue mit Hängeohren und gelockten Borsten, ein halb vergessenes Schwefelbad unter Baumgruppen, ein uraltes Dorf mit türkischem Turm, Artilleriekaserne und Schießplatz, Gefangenenlager, der blaue Höhenzug des Bakonyerwaldes und abermals Felder, Felder, Felder.

Dann steht wieder die Legende auf, eine Vision aus Felsen, Türmen und Dächern. Veszprém, einst Weißbrunn unter Karl dem Großen. Seit Stephan mit dem Recht begabt, die Königinnen zu krönen. Weite Marktplätze, gewundene Bürgergässeln, ich gehe direkt hinauf, als ob ich immer da gewesen wäre, hinauf in den bischöflichen Dom-

bezirk auf der Höhe der Fünfhügelstadt, in die Weihe und Stille der geistlichen Gassen mit dem josephinischen Bischofspalais, den Mauergärten der Kanonikerhäuser und dem Domplatz wo die auf gotischen Resten erbaute Kathedrale steht. Und sehe von der hohen Festungsmauer in das tiefe, gewundene Tal des Sédbaches, auf die kleinen Gärten und Häuschen unten, auf die Felsen, Bäume und Stadthäuser, auf diese zarten und bizarren Linien der Landschaft.

Hier oben finde ich die steinerne Wunderblume der Kunst. Ich meine die kleine Giselakapelle neben dem Bischofspalais. Gisela, das ist die Gemahlin Stephans, die erste Königin Ungarns, eine bayerische Prinzessin. Das zwölfte Jahrhundert wird lebendig unter romanischen Wölbungen des winzigen Raumes. Farbenreste leuchten unter den Bogen und Zwickeln auf, verblichene Fresken, byzantinisch feierlich, streng wie der Mosaikstil der damaligen Zeit. Stein und Bild wird Gebet. Wenn ich Kunst wittere, fällt der Alltag ab und seine Müdigkeit. Froh bin ich, daß man das hier nicht wegtragen kann, daß es so geblieben ist mit dem Alterszug, der das Kostbare daran ist, und daß nichts übermalt, nichts vernewert, nichts verdorben ist. Erhalten soll man das Bestehende, so wie es ist, nicht mehr! Ungarn war ein großes Kriegstheater, die Kunst hatte ein schweres Bestehen, umso mehr beglückt das Wenige, das blieb. Behüt' Dich! Der Kirchendiener will mir noch die Krönungsornate der Geistlichkeit zeigen, im Turmzimmer des Domes, Brokat mit handgestickten Blumen und Gold für Maria Theresia, weißer Seidenrips mit Silberstickerei für Königin Elisabeth. Adieu Kunsttraum der Vergangenheit, adieu Legenden der Königinnen! Und nun zum Balaton, endlich, endlich!

Rund um den Balaton (Plattensee)

Als ich dort war, war Vorfrühling. In Budapest sagte man mir, es sei noch zu früh für den Balaton. Aber die

vorösterliche Zeit hat ihren eigenen Zauber, also bin ich doch hingefahren. Und hab's nicht bereut. Man hat es noch nicht erlebt, daß Ende März Pfirsich-, Birnen-, Mandel- und Apfelbäume zugleich blühen, wie 1916. Alles zugleich, im Wettlauf. Das Land im Blütenschnee. Ich bitte, das muß man gesehen haben. Und wie steht das Korn? Drei, vier Wochen voraus, wie? Nun, man weiß ja, was das bedeutete, in jener Zeit!

Die Sonne tut gar zärtlich, der See schlägt sein funkelndes Auge auf, grün sprühende Lichter tanzen; aber der Wein auf den Hügeln schläft noch. Ein Blumenband zieht an den Rainen entlang, ums Gestade, Immergrün mit blauen Sternen, überall blickt es blau, Mandel- und Pfirsichgärten stehen schneeweißrosenrot, die Kastanien setzen ihre Blütenkerzen auf, die Auferstehung ist nahe. Das weltmäßige Bad Siófok ruht zwar noch im tiefen Winterschlaf, auch Balatonfüred, nichts zu sehen von dem vielgerühmten Treiben, Rennen, Yachting, Regatten, Theater, Konzerten, Spielsälen, Frauenflor; statt dessen nur Blumenflor; ich nehme mit der Natur vorlieb, mir ist es recht. In den Villen von Füred sind die grünen Läden der Villen geschlossen wie Lider; hie und da blinzelt eines halbgeöffnet in der Sonne, die ersten Schwalben sind da, der Anstreicher, der Gärtner, die Scheuerfrau. Erzsébetbad ist offen, rekonvaleszente Offiziere sind dort untergebracht, man ist also gut aufgehoben. Sauerwasser springt draußen im Bassin, Savanyóviz, so lautet auch der eigentliche Ortsname von Füred. Einsam stehen die Badehütten längs der Ufer, auf hohen Stelzen, wie frierende Vögel. Aber Gesellschaft ist immerhin da, der Kibitz, der Kranich, die Elster, die Wildente; zu sehen gibt es also genug.

Und was man nicht müde wird zu betrachten: die Weinhügel, die Bergkette, die Basaltfelsen, die ganze Landschaft in Blau und Gold. Der See leuchtet grün und gold mit violetten Tupfen wie Schillerseide. Wunder von sprühendem

Licht und toniger Luft entstehen wie in den Bildern der Neo-Impressionisten. Ewig wechselt der Ausdruck, die Farbe, die Stimmung wie auf einem nervös belebten Antlitz. Das Wasser funkelt blau, grün, rot, wenn ein Wetter anzieht. Der See wird böse, er rast und schäumt wie der Stier, der sich der Sage nach am Grund des Beckens schüttelt, als ob er sich befreien wollte. Auch die besten Fischer, die von Tihany, haben heiligen Respekt vor ihm.

Aber der Grundton des Balaton ist golden. Ich verstehe nun die Sage von der goldenen Herde, die vom Sturm in den See gewirbelt ward. Alexander von Kisfaludy ist der Sänger dieser Ufer; sein Denkmal steht in Füred. Er gehörte der Wiener ungarischen Garde an, jenen Edlen, die in dem glänzenden Leben am Hof der Maria Theresia das arme Vaterland nicht vergessen mochten. Es hilft nicht Frauen List, nicht Karussell, nicht Hofball, nicht weibliche Grazie — der Ungar, je gebildeter er wird, desto magyarischer wird er. Die Sehnsucht wuchs gewaltig und fing zu dichten an; ungarische Nationalliteratur entstand am Wiener Hof. Das ist eine Gedankenzehrung unterwegs nach der Insel Tihany, die so still ist, wie der Name slavischen Ursprungs besagt. Hinauf über Burgenresten und Basalttrümmern zu dem Benediktinerkirchlein, wo man in der Nähe das Echo rufen kann, das in der aufhorchenden Stille einen Hexameter spricht, 16 Silben. Ich lasse es ruhen; dagegen besuche ich das Grabmal des Arpádenkönigs Andreas III. in der Krypta und kaufe von den Kindern die Muschelkalkstücke, die der See auswirft; Ziegenhufe der goldenen Herde, von der Plattenseefee Sió dargereicht. Wie ein goldenes Vlies kräuselt sich das Wasser, wenn der Wind darüberstreichelt. Oder will das Märlein den Fischreichtum andeuten, der einst jedem Seebewohner sein Gericht bescherte, den Fokas, den Karpfen, den Hecht, die Barsche, den Wels, den Rapfen, den Blecken, den Rotflügler oder wenigstens den schwarmweise auf-

tretenden Weißfisch und außerdem als Erwerbsquelle klingende Münze? Wo ist das alte typische Fischerleben, der Fang mit der Harpune, mit dem Fischzaun oder Vogelschlag? Da müßte ich schon nach Keszthely hinüberfahren; mit der Uferbahn rund um den See, das Schiff verkehrt noch nicht, ins dortige Museum nämlich, wo die ganze Zunftherrlichkeit aufbewahrt ist oder im ethnographischen Museum in Budapest. Vorbei mit der Raubfischerei, was gut ist, aber auch vorbei mit den Fischgerichten am See, außer im Hotel, wenn's gut geht oder in Budapest. Das führt alles die Fischerei-Aktiengesellschaft fort, sehr rationell, sehr zeitgemäß, großindustriell. Mancher volkstümliche Charakterzug geht dabei verloren und darum ist wieder schade.

Also mit dem Fisch wird's nichts, auf den ich weiter unten in Badacsony hoffte. Immerhin ist auch hier der Tisch gedeckt in dieser frühen Jahreszeit. Bei offener Tür eines einfachen Hauses unter blühenden Bäumen ein ländliches Mahl. Und den Edelwein dazu, den der heiße Basalt ausglüht an den Hängen des Badacsonybergs, der eine ganze Krone von Basaltsäulen trägt. Den Wein kann man doch nicht ganz wegtragen von hier; hunderte der entzückendsten Namen könnte ich nennen, so viele Sorten werden am Balaton gepflegt vom blaustieligen zum rubinroten Schillerwein, ich gönne jedem einen Tropfen dieser Gottesgabe. Nebenher sehe ich auf die Ruine Szigliget hin und lasse mir die Geschichte von den zwei Hügeln dort erzählen, dem blumenbedeckten und dem kahlen, dem gesegneten und dem verfluchten. Ein eifersüchtiger Jüngling schoß dort ein Brautpaar nieder, das unter dem Blumenhügel liegt; er selbst wurde von den Hochzeitsgästen gesteinigt, daher der kahle Hügel. Jeder Fußgänger wirft einen Stein hin. Ich werde das ganz bestimmt nicht tun. Warum? Man soll ein weites Herz haben, wenn es andere angeht.

Meine Gedanken spazieren noch immer in der Gegend

umher, in dem weiten Wein- und Fruchtland von Zala, Veszprém und Somogy, rund um den Balaton und reisen um die Basaltkegeln herum nach Tapolcza und nach Sümeg, den Wohnort Kisfaludys, der auch hier am Hauptplatz ein Standbild hat, und schaue mir die Völkerwanderungsfunde im Darnay-Museum an, die schöne Ruine, das Sommerschloß des Veszprémer Bischofs und das Hochwild Revier in der Wildnis des Tatika. Auch das Prachtkastell von Keszthely will bedacht sein und auf der Rückfahrt nach Budapest Therese Brunswick auf Martonvásár, Beethovens unsterbliche Geliebte.

Ganz besonders aber gedenke ich jetzt des plätschernden Vergnügens im salzreichen „ungarischen Meer“, wenn das Badeleben beginnt, soweit es diese Zeit erlaubt. Engländer und Amerikaner haben es gewußt in früheren Zeiten, wie schön es hier ist. Und die lieben Deutschen? Ja, wenn Herr von Goethe nicht bloß am Gardasee geweilt hätte, sondern auch hier am Plattensee, sie kämen längst in Scharen angestiefelt, um auch ihrerseits festzustellen, daß der Balaton seine eigene Schönheit hat und mit allen Seen wetteifern kann. Also harrt ihrer noch eine Entdeckung. Und froh bin ich doch, daß ich nicht auf Goethes Beinen wandle, sondern auf eigenen, und daß ich da war. Aber geahnt habe ich es gleich, daß ich nichts mitnehme als eine verdammte Sehnsucht — — Teufel auch, damit Ihr's jetzt alle wißt!

Bakonyer Wald.

Naive Gemüter bekommen das Gruseln und denken an die Räuberromantik, die sich im Volksmund unlösbar mit dem Bakonyer Wald verbindet.

Auf der Durchfahrt bietet sich der blaue Höhenzug zur näheren Schau dar in einem Wandelpanorama von Augenblicksbildern, die an das Fenster herankommen und gleitend entschwinden.

Waldkuppen schweben heran, Weideland, Ackerland. Auf einem Weideplatz liegen Blöcke herum, als hätten Zyklopen sich im Steinstoß geübt.

Eichen und Buchen winken wie im vielbesungenen deutschen Wald; dunkel ernst träumt der Wacholderbaum.

Schweineherden, die berühmte Sorte.

Dann regnet es blau vorbei, Veilchen, weil gerade Frühjahr ist. Ganze Büscheln von Veilchen und gelbe Primeln.

Schafe, Ochsen, Kühe grasen auf sanft geschwungenen Höhen.

Dächer schieben sich empor, lange Wirtschaftsgebäude ziehen hin; ein Kommen und Gehen von Männern und Weibern in blauen Schürzen und blauen Kitteln; neben der magyarischen Zunge klingt ein deutsches Dialektwort auf.

Und wieder spendet der Frühling ganze Sträuße von Gelb und Blau, die in der Ferne verfliegen.

Felsen stehen an, Schluchten durchfurchen den Wald, Tunnels verhängen Minutenfinsternisse.

In sanften Tönen leuchtet das Frühlingsbild der Landschaft. Klarblickende Bäche rieseln unter Binsen und Dotterblumen.

Wald marschiert herwärts in gemischten Scharen von Buchen, Eichen und Fichten und umzingeln Ackerland. Blumenteppiche sind hingebreitet, blaue Höhen dämmern fern, Pappelreihen stelzen geradewegs in den Horizont.

Eine große Schweinefarm bietet sich dar zur gebührenden Anerkennung.

Die Kartoffel blüht, der junge Wein schläft noch, aber die Pfirsichblüten schweben wie rosa Wölkchen über den Stöcken. Ein Kirchturm schiebt sich über die verflachenden Linien, weit und breit steht Brotfrucht.

Die Nachmittagssonne blitzt in Fenstern, goldig funkelt es in Reflexstrahlen, Säulen und Kuppel gebieten von der Felsenhöhe über das Land und schauen gegen Westen gegen

die kleinungarische Tiefebene und gegen die Donau nach Raab hin: Martinsberg (Pannonhalma) die Erzabtei der ungarischen Benediktiner, der ersten Bekehrer, die Stephans Vater ins Land rief. Der Schutzheilige Pannoniens, St. Martin, Bischof von Tours, soll hier geboren worden sein.

Wo aber bleibt die Räuberromantik?

Unsinn! sagt eine Stimme, hier lebt das ehrlichste, fleißigste, tüchtigste Volk; durchwegs wohlhabend. Keine Bettler.

Das ist der Bakonyer Wald.

Der eiserne Hahn von Raab (Györ)

In einem Gürtel von Fabriken, Auwäldern, Donauarmen liegt das handels- und industrietüchtige Raab (Györ), die Mitte haltend zwischen Preßburg und Budapest.

Der alte Stadtkern, ein paar Minuten vom Bahnhof zu erreichen, ist der Spatz in der Hand, so klein und übersichtlich scheint das alte Raab. Man steht auch gleich vor den entscheidenden Dingen, wenn man Witterung für derlei hat. Da ist der Kapitelhügel mit der Domkirche in Gold und Marmor und mit der Herme des heiligen Ladislaus. Und das Restchen Gotik, überdies vernewert, der Doczy-Kapelle in der bischöflichen Burg, und der schöne Garten dahinter. Dann das Graf Zichy-Palais in der Königsgasse, wo Napoleon 1809 wohnte, französisches Barock; manches gediegene Haus ist aus der Zeit oder doch ungefähr, so gleich nebenan das mit dem Auge Gottes und ein anderes mit dem Runderker. Altheimatliche Stimmung ist da, und zugleich eine gewisse Eleganz, ein leichtflüssiges, bewegliches Wesen, das die Geschäftsstadt an sich hat.

Die große Historie klingt nach, keltisch ist der Ursprung; Stephan gründete das Bistum, die Türken nahmen die Stadt, die der Spielball der ewig widerstreitenden Mächte war, ein begehrtes Gut; eher sollte der eiserne Hahn, einst

auf dem Karmeliterturm krähen, bevor er die Stadt wieder verlassen würde; nach vier Jahren krähte der eiserne Hahn schon. Er krähte ebenso dem Napoleon. Und er kräht auch dem Besucher, obschon er Freundliches gesehen und Freundliches erfahren, dessen Losung aber lautet: weiter, weiter!

Ungern scheidet man, eiserner Hahn von Raab!

Die kleinungarische Tiefebene

Man hat die Pußta nicht gesehen, wenn man tagsüber die Ebene fährt zwischen Raab und Ödenburg, am Neusiedlersee vorbei.

Sie erwacht in der Dämmerung, wenn der Himmel brennt über der graugrünen dunkelnden Erde, über Tümpeln und toten Wassern, und zu sprühen anfängt, von Rauchblau zu Purpur, zu Rot und Gelb und in der milden Türkisfarbe des klaren Zenith verglüht, darin die Mondsichel schwimmt und der erste Stern funkelt.

Dann erhebt sich die Ebene zu ihrer traumhaften Größe von Melancholie und Einsamkeit.

Dann singt sie ihr besonderes Lied, und nicht mit Unrecht heißt es, daß die Ebene die Mutter der nationalen Dichtung war, wenigstens der ungarischen, die der politischen Wiedergeburt voranging. Nur andeutungsweise ließ sich sagen, wie groß der Anteil Westungarns in beider Hinsicht war, wenn man die Geschlechter der Gegend nennt, die Kisfaludi, Vörösmarty, Paul Nagy, Deák und Széchenyi, dessen Schloß und Grabstätte Nagy Czenk (Zinkendorf) unterwegs berührt wird mit der drei Kilometer langen 150jährigen Lindenallee, die zum Neusiedlersee führt.

Aber auch das Volksmärchen raunt in der Einsamkeit und die Legende blüht.

Eine Kaspar Hauser-Gestalt war im Kapuvárer Kastell der Esterházy gehütet, vor einem Jahrhundert, etwa in derselben Zeit des Ansbacher Findlings. Hier war es ein Fisch-

mensch, der im Kastellgraben aufgefischt ward. Nur langsam gewöhnte sich der Knabe an menschliche Umgebung, aber eines Tages war er in die Raab gesprungen und auf Nimmerwiedersehn in die Hanság (sumpfiger Teil des Neusiedler Sees — schwimmende Rosen) zurückgeschwommen, von der er gekommen war.

Das sarmatische Meer hatte einst die Tiefebene bedeckt, und wie eine ferne Erinnerung an das wässerige Element klingt die Legende gleich einem Undinenmärchen, das mit dem Neusiedlersee zu tun hat. Herzog Gyletus verband sich in heimlicher Ehe mit einer schönen Fischermaid, trotzdem er schon verheiratet war. In seiner Abwesenheit ließ die Gemahlin das Mädchen in den Sumpf werfen. Aber der Fluch der Mutter rächte den Tod des Mädchens. Der Sumpf schwoll in einer Nacht zum See und verschlang das Schloß mit allen dazugehörigen Dörfern. Das Geschlecht der Gyletus verschwand von der Erde. Zuweilen tönt eine versunkene Glocke von dem See herauf. Wer denkt nicht an den Meister Heinrich und an Rautendelein, das Elementarwesen? Die Elementarkräfte sind gewaltig auf diesem Boden, der ein so großes Stück ungarische Geschichte und Völkergeschicke gesehen hat. Manch versunkene Glocke tönt aus dem Schoß der Zeiten herauf in der Einsamkeit und Melancholie dieser Ebene.

Das Totiser Schloß der Esterházy träumt mit geschlossenen Fensterlidern von Haydns jubelnden Messen und Hymnen, und von den Musen im Theatersaal. Mancher Kunsttraum ward hier und in den vielen Schlössern des westungarischen Landes Erfüllung, wo Beethoven weilte und sein Gedenken an die unsterbliche Geliebte in unsterblichen Rhythmen verewigte. Sein Herz klingt darin fort, wie eine versunkene Glocke.

Auch daran muß man denken und an so vieles Ungesagte, wenn man in der Dämmerung über die dunkle Ebene fährt.

Besuch beim Fürstprimas

Der Abend im Goldornat hält den Kuppeldom wie einen Riesenkelch in Händen über dem blauen Fels von Gran (Esztergom) an der Donau.

Dort kniete als christlicher Ritter Ungarns erster König, geboren und getauft in der Burg zu Esztergom und empfing in der nach ihm benannten Stefanskapelle die heilige Krone durch den Papst. Das war von entscheidender Bedeutung für Ungarn; das östliche Reitervolk war als jüngster Sohn der Kirche in den Bund europäischer Staaten eingetreten. Ein Bund, der geistlich geknüpft war. Dadurch bekam der Fürstprimas von Ungarn ein geschichtliches Relief, wie es in dieser Bedeutung kein Kirchenfürst anderer Länder als Vertreter des heiligen Stuhles mehr hatte.

Ein Sträßlein windet sich aufwärts, am Primatialpalais vorbei, das mit verhängten Fenstern in geruhiger Abseitigkeit steht neben der Ignatiuskirche; ein paar sauber gehaltene Domherrenhäuser folgen, die zinshausmäßig dreinsehende Diözesanbibliothek, Kostbarkeiten bergend an Inkunabeln, Kodizes, Wunder mittelalterlicher Miniaturkunst, die seltsam absticht von der geringen Behausung.

Dann wird es rasch landstadtmäßig. Im primitiven Hotel ist Kinobetrieb, ein wüstes Grammophon kreischt, das sogenannte „Bad" weist noch verschlissene Reste alter Empirevornehmheit auf, deren Abgetragenheit wehmütig stimmt.

Aber in dem Weihebezirk auf dem Hügel oben ist Größe. Ein weiter Platz dehnt sich vor dem Portikus, noch ist er Anger. Doch habe ich den Plan gesehen, der den Anger durch Baukunst zum Platz gestalten sollte, zum offenen Thronsaal dieser beherrschenden Himmelskönigin einer säulengetragenen Basilika, und war betroffen. Wollte sich hier eine Otto Wagnersche Architekturphantasie offenbaren, die Künstleridee eines Wiener Karlsplatzes, die an dem Geist der Kleinlichkeit

gescheitert war? Nein, es war die Baugesinnung eines Kardinal-Fürstprimas Alexander Rudnay, der 1821 das Werk von Kühnel und Hild in Angriff nehmen ließ. Der Ruhmessinn des Kirchenfürsten schien den Waitzner Dom und die mit der Basilika fast gleichzeitig entstandene Domschöpfung des Dichter-Fürsterzbischofs Ladislaus Pyrker zu Erlau, des Gönners Schuberts und Danhausers, überbieten zu wollen. Hild ist die große Architekturtradition Ungarns von Schinkel her, wie es Wagner noch immer für Wien ist. Klassizistische Luft weht hier oben im Graner Kapitel. Die Anlage blieb Stückwerk, spätere sollten noch Aufgaben finden. So steht der Dom einstweilen in scheinbarer Zufälligkeit auf der luftigen Höhe, wie wenn Genien auf dem Himmelsflug ihre heilige Bürde dort nur zur Rast abgesetzt hätten. Bis die fehlenden horizontalen Bauglieder sie organisch mit dem Donaubild verbinden.

Ein schier zu weites Gotteskleid schien mir das Dominnere in seiner Leere. Freilich, der Glanz der Ornate, die anstauenden Menschenmassen, Woge der Andacht, sie müssen den Raum erfüllen und seine Gefrorenheit besiegen. Sie müssen gedacht werden als Ergänzung des Bildes, das sich mit der nur geistig vorhandenen Idealanlage des Platzes in die Umrisse der Peterskirche zu Rom hineinsteigern möchte, davon es ein Statthalter an der ungarischen Donau ist.

Und wem das Werk zu kalt gezeugt dünkt, zu kühl feierlich, wie es der Geist des beginnenden 19. Jahrhunderts war, der sehe auf die Qualität der Materialien und ihre sinnvolle Verwendung, auf die Schönheit der Proportion, darin die Liebe des Künstlers liegt. Der hellenistische Geist Canovas, Meixners und Ferenczis verkörpert sich in Fresken, Statuen und Grabmälern. Ein Stück Gotik ist das geschnitzte heilige Grab auf Rädern mit Wächtern und den zwölf Aposteln aus Garam-Szent-Benedek, dieses Symbol frommer Innigkeit. Religiöse Glut durchwärmt auch die Bakács-Kapelle. Da-

für ist sie noch ein Stück echte Renaissance. In der Unterkirche wird mir das Schauspiel der tragenden und widerlagernden Kräfte in den wuchtenden Massen der Säulen und Mauern so sinnfällig als stände ich vor einer ägyptischen Tempelarchitektur. Obzwar es nichts ist als baumäßiger Kräfteausdruck, hier wie dort. Das Urgeheimnis des Stils. Die Statue eines Friedensengel steht in der Unterkirche. Unter der Erde. Das mag nichts Besonderes sein, aber es berührt seltsam und vielsagend im Jahre des Unheils 1916.

Das Primatialpalais am Fuß des Hügels mit seiner Gartenterrasse gegen die Donau ist zweite Jahrhundertshälfte. Der Kunstsinn war nicht erloschen, dank des damaligen Fürstprimas Simor, der Ungarn um eine neue Gemäldesammlung bereicherte. Zwar sieht sie nicht galeriemäßig aus, räumlich steckt sie noch im Provisorium. In den Gemächern studiere ich seine Büste. Diese energischen, fast harten Züge, die gebieterischen Impulse des Willensmenschen in dem klugen Antlitz. Er ist der Renaissancemensch des 19. Jahrhunderts. Aber wohl gemerkt der zweiten Hälfte! Dessen Kunstgeist rückwärts schaut, voll Sammlerinteresse. Aber zu bewundern bleibt der Genius, der es in einer so späten Zeit verstand, eine ansehnliche Galerie zusammenzubringen. Nämlich eine solche, die auch den Feinschmecker reizt. Wenn ich nun einige Namen herzählen wollte, wie einen Botticelli, einen Perugino oder Philippo Lippi, einen Ghirlandajo oder einen Fra Angelico, einen Wohlgemut oder gar einen Memling, so könnte mir die Blasiertheit hundeschnäutzig entgegnen, daß man dieselben Meister auf jeder Landesgalerie und in so vielen ungarischen Magnatenschlössern auch träfe, und daß es sehr darauf ankomme, wie sie vertreten wären. Mag sein. Ich empfinde es hier als ein gewisses Glück, mit diesen wohlbekannten Meistern Zwiesprach halten zu können, die ein Stück Seelenheimat überall dort bieten, wo man sie just antrifft. Sie wirken also mit, daß dieses geheiligte Stück Erde

Himmelsbezirk werde. Übrigens habe ich mir die Bonbons auf zuletzt gespart. Das sind die vier Altarbilder aus Garam-Szent-Benedek von Meister S. M. 1509, fälschlich Martin Schongauer zugeschrieben, der aber früher gestorben ist. Dieser Meister S. M. ist nicht überall zu haben, und die Bekanntschaft mit ihm ist mir Gewinn, wie so manches hier. Er gehört zu den Primitiven, die von allen Hysterien einer frommen Künstlerschaft durchschüttelt waren und in die Kreuzigung und Auferstehung den Ausdruck ihrer Seele legten. Alles ist ins Visionäre gesteigert, die Anatomie der Körper, der extatische Realismus der Bewegung und Mienen, die Martern und der Todeskampf, und im Gegensatz zu diesem Drama die himmlische Ruhe der gedichteten Landschaften und Architekturen. Er steht uns innerlich sehr nahe, dieser gotische S. M., zu dem sich der Meister Kolozsvári gesellt mit seiner Kreuzigung in schöner Landschaft, darin gotische Burgen zu schauen sind.

Solcher Art war der Baustein den Simor trug; noch sind die Bilder wie ungefaßte Edelsteine in dem vorläufigen Raum aufgespeichert. Aber die Tatsache besteht, daß er zum alten Glanz von Esztergom ein neues Leuchten gefügt hat.

Von allem was ich sonst im Palais sah, bleibt mir die venetianische Nadelmalerei der vier Wandbehänge in Filetarbeit mit verschiedenen Stichtechniken unvergeßlich. Was sie zeigen ist Symbol. Vater Kronos oder Saturn hebt die Erde aus der Tiefe empor mitsamt dem Tierkreis und allen Sternen, „Auf daß die Erde Himmel werde", während im Kosmos die Dämonen von den guten Geistern bekämpft werden. Das erzählt der größte von den Behängen. Auf den drei schmäleren Stücken werden die übrigen planetaren Weltkräfte sichtbar. Venus, der Stern über ihr, Liebesgötter mit Bogen und Pfeil, Tiere, Vögel in zärtlicher Begegnung, die Weltherrschaft der Liebe andeutend; Mars im anderen als Symbol der Kraft mit kämpfenden Sinnbildern der

positiven Energie; und im dritten Saturn, der Denker, das Prinzip der Erde, der Tiefe, der Konzentration oder auch der Hemmung, die das Verborgene hütet. Nun aber fehlen mir noch zwei. Wo bleibt Jupiter und wo Merkur? Es ist für mich unumstößliche Gewißheit, daß noch der Stücke zwei entstanden waren, den Zyklus zu vollenden. Wo sind sie? Auch Kunstwerke haben ihre seltsamen Schicksale, wie alles auf Erden; und es muß uns wohl zuweilen so geschehen, als ob der Geist und der Himmelsregent uns verlassen hätte.

Die verschlossenen Fenster haben mir richtig verraten, daß ich nicht hoffen könne, von Seiner Eminenz dem jetzigen Fürstprimas Dr. Csernoch hier empfangen zu werden. Er weilte damals in Budapest. Dafür aber hatte ich den Vorzug, einige Tage später in seinem kleinen Ofner Palais zur Audienz zu erscheinen. Der Empirecharakter ist ein guter Rahmen für die Erscheinung des Kirchenfürsten. Das seelisch Intime verbindet sich darin mit dem feierlichen Pathos der Distanz. Das ist zugleich der Eindruck, den ich augenblicklich von der Persönlichkeit des Fürstprimas hatte. Simor war nicht so mild, wenn ich recht urteile; womit aber nicht gesagt ist, daß diese verkörperte Milde und sichtbare Güte, an sich seelenbezwingend, nicht auch im Kleide der Sanftheit zu gebieten wüßte, was ich die Klugheit auf Taubenfüßen nennen möchte.

Was ich nach einigen Fragen Seiner Eminenz zu sagen hatte, wollte sich nur in andeutenden Worten geben. Aber der wissende Seelenkenner bewies einen festen Griff. Der freundliche Ton erhob sich zur Eindringlichkeit: „. . . . als ob Sie beichten würden!“ Gut denn; wenn man auch sonst die Neigung hat, so zu reden wie am jüngsten Tag, wird es einem in der Welt gewöhnlich als Sünde angerechnet, namentlich heutzutage; hier aber durfte ich, drum war es für mich eine Stunde der Gnade.

Das Gespräch wendet sich auf Dinge der Kunst, diesem

großen Machtmittel über die Seele, davon Esztergom so bedeutende Zeichen hat. Der Fürstprimás sprach von den Aufgaben, die hier noch der Erfüllung harren, und die eine Mission einschließen. Das unvollendete Idealbild der Platzanlage birgt ebenso ein Vermächtnis wie die Sammlung Simors und die anderen Schätze, die als Edelsteine noch der Fassung harren. Der Fassung durch Baukunst. Stätten der Andacht, der geschichtlichen und geistlichen Größe streben nach Sichtbarkeit, darin der Geist Kunst wird. Und ich muß immer wieder meine Bewunderung bezeugen, daß selbst der Geist des 19. Jahrhunderts, den ich in dieser Beziehung nicht überschätze, ein so imposantes Weltgleichnis wie diese Basilika hervorbringen konnte, das an die Kraft größerer Jahrhunderte heranreicht.

Das Größere scheint getan, immerhin ist Großes noch zu tun. Unsere Zeit, in mancher Beziehung ungünstig, birgt dennoch eine Sehnsucht nach Gestaltung. Wir fühlen uns von dem Chaos bedroht, und möchten uns emporraffen zu dem Ausdruck von Schönheit, der unserer Zeit und unseren Kräften möglich ist. Es ist etwas wie eine Verheißung.

Wir reden von den Dingen, die außer den Bauherrn nur noch die ungarischen Künstler angehen, die sich vielleicht einmal damit zu beschäftigen haben werden. Wir reden davon, als ob es sich um Weltideen handelte. Um Menschheitsideen. Aber, Freunde, darum handelt es sich ja auch immer, wenn von Kunst die Rede ist. Und es tut so wohl, in dieser Zeit von Weltideen zu reden, wenn es auch nur die Idee der Kunst ist. Der nationale Genius ist ihr berufener Träger, ob so oder so; aber in ihren Höhen wächst sie zur Menschheitssache empor, und gereicht darum zur höheren Ehre Gottes. So wenigstens fand ich es in der Stephanskapelle, in den Bildern des Meisters S. M. des Simor-Museums und unter der Kuppelwölbung auf dem heiligen Hügel von Esztergom.

Biedermeierliches aus Tolna

Wir tun dem seligen Biedermeier entschieden Unrecht. Die süßliche Limonade, die uns die Herren Operettenfabrikanten und Kitschisten von heute als Biedermeiertum auftischen, ist ein allzu seichter Abhub. Nur ein schaler Aufguß von den Resten am ästhetischen Teetisch, wo nur statt Menschen geschminkte Puppen in Krinolinen Platz nehmen und den ordinären Konfekt ihrer Zötchen und Anzüglichkeiten in die alten Zuckerpapierln wickeln. Diese Biedermeierei ist eine moderne Erfindung, und ihre plumpe Theatralik hat uns schier vergessen lassen, daß die scheinbar unfruchtbare alte Biedermeierzeit alle Keime großer Ideen trug und im stillen entwickelte, mit denen sich unsere Zeit oft bis zur Entartung groß auftut. Der Begriff der Nationalität ward damals neugeboren, aber er wußte noch nichts von Haß; seine klare Stirn, die noch nicht das Kainszeichen trug, sah nach dem Genius der Menschheit empor, dessen individuelles Abbild er zu werden versprach. Die Liberalität, damals erwacht, besaß noch den angeborenen Seelenadel wahrer, menschlich freier Gesinnung, wie groß auch das niederziehende Gewicht der absolutistischen Polizeiregierung sein mochte, und es ist bezeichnend, daß konservative Naturen zugleich die liberalsten sein konnten. Das ist den Späteren, denen von dem idealgesinnten Menschentum nur mehr das Bruchstück der Parteien blieb, fast nicht mehr verständlich.

Wir müssen wieder daran denken, daß die blaue Lavendelzeit in ihrer scheinbaren Stille nicht nur im Abglanz scheidender Sonnen lebte, sondern das Aufglimmen neuer Gestirne und umwälzender Kräfte sah. Die nationale Sache Ungarns war nach der Katastrophe von Mohács auf Siebenbürgen und Oberungarn gestellt von Zápoljai bis Rákóczi II. Dann folgte ein Jahrhundert der Agonie. Doch mit Beginn des 19. Jahrhunderts war es Westungarn, der alte Herrscher-

bezirk der Arpáden, das die ungarische Idee aufs Neue gebar. Man muß sich erinnern, daß die Biedermeierzeit eben auch die Zeit Széchenyis war, des „größten Ungars". Und daß in Zala, wo der „Weise der Nation" erstand, das Deáksche Reformwerk reifte. Lauter Umwälzungen in der Stille. Und daß in Tolna auf Hidja einer der vielen Charakterköpfe der Zeit lebte, der Besten, wenn auch nicht der Lautesten einer, Stephan Bezerédj, der damals, als noch das Wort fast alles galt, schon ein Mann der Tat war. Ein praktischer Idealist. Der vor 1848 freiwillig die Leibeigenschaft auf seinen Gütern aufhob, die Seidenzucht zur wirtschaftlichen Befreiung einführte, die erste Kinderbewahranstalt gründete, sich als erster Adeliger selbst besteuerte, gegen die Todesstrafe kämpfte, für die Gleichberechtigung der Konfessionen und Zulassung der bürgerlichen Intelligenz in die Verwaltung eintrat, mit dem ihm verwandten Paul Nagy die Einsetzung der ungarischen Nationalsprache an Stelle des bis dahin amtlich gebräuchlichen Latein durchsetzte und mit Deák den Schutzverein gegen die Bedrohung der ungarischen Industrie gründete. Kurz ein Mann, der nie für sich, sondern immer nur für die anderen in den Harnisch fuhr, und zwar dann, wenn es galt, einem Unrecht zu steuern und die Schwachen gegen die Übergriffe der Gewaltigen zu schützen. Also einer, der ritterlich gegen die „kompakten Majoritäten" stand, in dem Bewußtsein des Edlen, daß die Minorität — das Edle ist immer in der Minorität — das einzig Lebenswerte sei. Und daß zum Wort das persönliche Beispiel gehöre. Als das Wesen des praktischen Idealisten, dieser Spezies, die in dieser streberischen Welt überaus rar geworden ist.

* * *

Ich gestehe, daß ich von den nahen Beziehungen zur Biedermeierzeit in Tolna noch keinen Tau hatte, als ich heuer, von freundlichen Schutzgeistern geleitet, dahin kam.

Erst nach und nach senkten sich die Schleier und ich sah auf den Grund der Seelen.

Der Anfang war, daß ich meine neuen Freunde gründlich enttäuschen mußte. Sie hatten einen deutschen Professor mit langem Bart und womöglich Doppelbrillen erwartet, ein gelehrtes Megatherium, das Folianten frißt und Dozentenweisheit schwitzt. Begleitet von einer Gattin mit der berühmten Wackelfalte und der Gretchentasche über des Leibes stattlicher Rundung. Lächelnd sei's geklagt, daß ich nicht in der Lage war, diesen Voraussetzungen zu entsprechen — also war uns allen geholfen.

Meine Eichendorffsche Reise ins Lavendelblaue kann höchstens noch mit berühmten Mustern aus der romantisch verklärten Biedermeierzeit verglichen werden; es wird schon klar werden, warum. Die Fahrt geht durch Sand, blühenden Flieder und Akazien, saubere Dörfer, Weingärten, Felder, wie in einer Parklandschaft und endet irgendwie vor einem Herrenhaus. Ich erinnere mich, daß ich es ähnlich in old England gefunden habe. Oder in Holland. Überall wo Überlieferungen stark sind. Oder auch in Büchern der guten alten Zeit.

In Szegszárd in dem gräzisierenden Komitatshaus, diesem Stück Klassizismus von dem Architekten des Budapester National-Museums Michael Pollák erbaut, finde ich ein Porträt von Stephan Bezerédj. Auch eine Lithographie von Eybl 1842 kommt mir in die Hände. Was mir vor allem auffällt ist der Himmelsbau der Stirne, dieses breit ausladende Oval, das dem Gesicht schier die Form eines auf der Spitze stehenden Dreiecks gibt. Dann die herabgezogene, nachdenkliche Nase, eine richtige Deáknase, wenn die Bilder nicht lügen. Dazu die großen, melancholischen Augen. Porträt ist Seelengeschichte, vielleicht wußte man das früher. Auf seinem Gut zu Hidja stecken die Wände der Gastzimmer voll mit solchen lithographischen Bildnissen der ungarischen

Kriegsmänner, Redner, Dichter und Staatsmänner bis zum Jahre 1849. Ich weiß nicht, ob der idealistische Zug dieser Köpfe bloß die Schuld der Künstler war; auffallend ist, daß von den Volksbeglückern nach 1867 weder so schöne noch so populäre Bildnisse vorhanden sind.

Die guten Geister der Vergangenheit steigen aus der Tischlade und reden mit Stimmen, die ich kennen soll. Ich bin überrascht, in einem dieser Klopfgeister den in Schweden geborenen Franz von Schober zu erkennen, der in den 40er Jahren in der Gegend als Erzieher der beiden Söhne des Grafen Leo Festetich lebte, denen er seine Liebe für alles was Kunst und Schönheit heißt, einimpfte.

Ich segne diesen mir bisher unbekannt gewesenen Umstand, der mich gleich in ein persönliches Verhältnis zu dieser Umwelt setzt. Mit dem jugendlichen Schober der Zwanziger Jahre bin ich sozusagen auf Du und Du; ich begleitete ihn auf dem Lustwandel am Wiener Graben zur tragischen Stunde, wenn die Löwen auf Beute gehen. In meinen Romanen über Schubert und über die Schwestern Fröhlich spaziert er denn auch als glänzender Außenseiter herum, dessen damalige Lebensaufgabe darin bestand, der Freund des unsterblichen Franz Schubert zu sein, vermutlich um seine sterblichen Gedichte durch den Genius des Tondichters vor der Vergessenheit zu bewahren. In der Tat ist sein Gedicht an die Musik durch Schuberts Hilfe dem übrigen Los der Schoberschen Muse entronnen.

Aber der eigentliche Beruf Schobers als Außenseiter, soll nicht gering angeschlagen werden. Er lebte damals im Stile eines Wilhelm Meisters, versuchte sich als dilettierender Künstler auf allen Gebieten, als Schauspieler, als Maler, als Dichter, als Komponist, als Mäzen und Sammler, als schwärmerischer Schöngeist, der schmetterlingshaft aus allen Kelchen der Kunst schlürfte, aber damit zugleich auch die Keime der Befruchtung von Blüte zu Blüte trug. Das war

seine eigentliche Mission als Lebenskünstler und Kulturerzieher, davon ich aus seinen späteren Jahren hier in Tolna einige hübsche Beweise finde. Schade, daß sein Typus ausgestorben ist, man könnte ihn heutzutage gut brauchen.

Wie stark sein Geist auf Hidja umgeht, bezeugen mir außer einigen seiner konventionellen Handzeichnungen, Bücher und Briefe, auch ein paar gesprochene Worte von ihm, die gleichsam in der Luft hängen geblieben sind, als zufällig erlauschtes eheliches Zwiegespräch, das mündlich überliefert wird: „Thekla, ich erwürge Dich!" An diesem Pathos erkenne ich den klassisch angehauchten Schober, der also seine nichts weniger als mit Anmut gegürtete Gattin, die bekannte Jugendschriftstellerin Thekla von Gumpert anherrschte. Er tut mir leid, der arme Schober; aber als großer Liebhaber, der er war, hatte er das typische Pech, in der Wahl seiner Lebensgefährtin, von der er sich übrigens wieder trennte, einen schlechten Instinkt zu bewähren.

Wie Schober nach Ungarn kam, weiß ich nicht, glaube aber in seinem Oheim, den Dichterbischof von Erlau, Ladislaus von Pyrker, den Angelpunkt zu sehen. Durch Schober geschoben kam Schubert zu Pyrkers Gönnerschaft und ebenso der junge Wiener Maler Joseph Danhauser, der von dem Patriarchen von Venedig beschäftigt ward und das Altarbild für den Erlauer Dom malte. Von Danhauser existiert auch ein treffliches Mannes-Porträt Schobers und ein Bild „Liszt am Klavier" mit dem Anbeterkreis in Weimar. Damit haben wir die Zusammenhänge mit Ungarn, andeutungsweise wenigstens und mit den Festetichs, die ihm in lebenslanger Freundschaft verbunden blieben und eine wundervolle Stahlstichsammlung von ihm geerbt haben sollen.

Als Gast in Hidja zeigt sich Schober außer in seiner ehelichen Beziehung gleich von der liebenswürdigsten Seite. Frau Amalie, die geistverwandte Gemahlin Bezerédjs hat schriftstellerische Neigungen etwa im Stile der Allerwelts-

tante Karoline Pichler und schreibt Novellen, die damals als freisinnig gelten konnten und Liberalität in der Mädchenerziehung predigten, schüchterne Keime einer Frauenbewegung. Ich habe die Nase in ihre Novellenbände gesteckt und hätte sicher mehr gelesen, wenn ich nicht jedesmal durch ein unbezwingliches Schlafbedürfnis verhindert gewesen wäre, daran sicher nur unsere moderne Nervosität schuld ist.

Umso rühmlicher von Freund Schober, daß er für diesen Frauenfleiß Feuer und Flamme ward, oder wenigstens so tat, und sie in einem höchst charmanten Brief beschwört, nicht ohne Erfolg, diese Erzeugnisse nur ja gleich bei Heckenast in Pest drucken zu lassen, der unverbesserliche Charmeur! Darüber eitel Wonne im Lande, und eine Frau von Kiß, Gattin des damaligen Intimus von Metternich und Gouverneurs von Fiume, die auch schriftstellerte, der Mode gehorchend, und nach guter Bürgschaft mehr schön war als begabt, ist ganz aus dem Häuschen in anscheinendem Entzücken über Ameliens „eminentes Talent", das Schober so groß herausgestrichen hat. Auf den Frau von Kiß übrigens einen Pick hat; lange Redensarten und Schwulst können sie ungeduldig machen, wogegen Schobers Brief gerade auch über sie von einem „lästigen Embonpoint von Überschwenglichkeiten" redet. Es ist aber wieder recht bezeichnend für seine ganze Art, als Kulturträger, daß er z. B. die eben damals erschienenen Briefe Varnhagens von Ense als „eines der tiefsten, innigsten und originellsten weiblichen Wesen" dringend empfahl und es ein Buch nennt, das man *besitzen* muß. Das war nicht nur recht, sondern auch weise von ihm: es genügt nicht gute Bücher zu lesen, man muß sie vor allem besitzen, daß sie einem ganz gehören. Von einer Frau Huber in Szegszárd wird erzählt, daß sie mit Goethe in Briefwechsel stand. So lebte man in Tolna immer auf der Höhe der Zeit.

Weiß Gott, von Schobers eigenen Dichtungen habe ich

nie viel gehalten. Aber auf Hidja muß ich mich doch zu manchem reuigen Zugeständnis bekehren. Wenn er von dem Urgebirge Goethe prophetisch sagt: „Auf Dir wird, wenn der Weltflut Wogen branden — Einst noch die Arche wahrer Freiheit landen" dann sage ich gerne Ja und Amen. Und bekenne, daß in diesem Sonett und manchem anderen Gedicht, das in Versen malt, eine unvergängliche Schönheit und Grazie liegt, wie in den altmeisterlichen Gemälden Waldmüllers und Danhausers. Freilich hatte er eine wahre Manie alles zu bedichten, was ihm in den Wurf kam, Menschen und Dinge und oft mußte der Wille fürs Werk gehen. So besang er Hungaria: „Und die Schönheit lebt in der Ungarn Blut; — Man sah sie trotz Greuel und Kriegeswut, — Einst staunend als Blume Europas blühn, — Und der edle Gärtner, der sie gepflegt, — Um den sich was tüchtig und herrlich bewegt, — Ist der große Matthias, der große Corvin!"

Auch Franz Liszt entging diesem Schicksal nicht angesungen zu werden, und erwiderte die Höflichkeit, indem er die ihm gewidmeten Verse in Musik setzte — obwohl beide einander nicht recht leiden konnten; aber man war gesittet und ließ es nicht ohne weiteres merken. Sie kreuzten sich in Tolna und später in der Musenstadt Weimar, wo sie, wie es scheint, um die Gunst des Großherzogs wetteiferten. Liszt schreibt ziemlich wegwerfend über Schober, der — mit Thekla ging es wirklich nicht mehr — in Weimar ein zweites Junggesellenleben begonnen hat. Er hat Glück bei den Damen, es gefallen ihm alle; nur leider, er will nicht mehr gefallen, der alte Löwe. Das erweckt natürlich die Schadenfreude seines in jeder Beziehung selten begnadeten Mitbruders.

In Szegszárd, dessen spezielle Berühmtheit, das prähistorische Museum des Grafen Apponyi, des gelehrten Sammlers und Kunstfreundes von Lengyel mehr als kaltstaunenden Besuch erheischt, wird uns das Lisztthaus ge-

zeigt, wo der berühmte Sohn Westungarns als Wohngast des Barons Auguß lebte, der ihm nach Liszts dankbarem Zeugnis „ein so reizendes Appartement, ebenso behaglich als elegant" bereit gestellt hatte. Auch auf den Garten des Kasinos werde ich aufmerksam gemacht, weil er sich ebenfalls rühmen durfte, Liszt des öfteren als Gast gesehen zu haben. Und auf Katalin, dem entzückenden Heim der Enkelin des Baron Auguß blättere ich in dem Schatz der in Budapest 1911 herausgegebenen Liszтbriefe, die an Auguß gerichtet, den Zeitraum von 1846 bis 1878 umfassen und den Weimaraner Musenkreis um den gefeierten Künstler in einem Zeitgemälde von ebenso persönlicher als bezaubernder Eigenart vor Augen führen.

* * *

Es ist das Merkmal des seligen Biedermeier, daß er innerlich stark bewegt, allenthalben solche gesellige, literarische und politische Vereinigungspunkte schuf, Salons oder Musenhöfe, davon in Tolna einer der besuchtesten gewiß Hidja war, was sich aus den Kulturinteressen Stephan Bezerédjs und seiner Gattin Amalie genügend erklärt. Eine Novelle Amaliens verdient hierbei als persönliches Charakterbild Beachtung. Sie ist betitelt „Die Pädagogen" und schildert mit unverkennbar autobiographischer Beziehung ihrer und ihrer Schwester Adelheid persönlichen Wesenszüge. Demnach ist Amalie die tiefer veranlagte, geistig und eigenartig betonte Natur, Adelheid hingegen das äußerlich glänzendere, mehr gesellig gerichtete Element. Beide zusammen wären als Ergänzung zu allseitiger Vollendung zu denken. In der Tat hat Stephan Bezerédj nach dem frühen Tod Amaliens in den vierziger Jahren deren Schwester Adelheid geheiratet, die den geselligen Zirkel auch in der folgenden trüben Zeit der Reaktion und als Witwe während der fünfziger und sechziger Jahre aufrecht erhielt.

So verkehrte auf Hidja andauernd eine Geistesaristokratie, deren Namen dem Ungar kein leerer Klang ist, Michael Horváth, Baron Sigmund Kemény, Johann Arany und andere. Deák war häufiger Gast und als Heiligtum wird zu Hidja eine kleine primitive Holzarbeit gezeigt: ein Seidenwurm auf einem Maulbeerblatt, von Deák eigenhändig geschnitzt.

Alte Freunde kamen gelegentlich immer wieder nach Hidja, außer Deák, der nach Bezerédjs Tod 1856 ein treuer Berater der Witwe blieb, der Fürstprimas Szitovszky, vor allem die benachbarten von Perczel, von Stankovanszky, um nur einige von den angesehenen Familien Tolnas zu nennen, die auch heute in der Gegend sitzen und die, soweit ich sie persönlich kennen lernen konnte, den liebenswürdigen innerlich vornehmen Ahnenzug der biedermeierlichen Kultur keineswegs verleugnen.

Und ebensowenig verleugnet ihn das ganze Tolnaerland mit den lieblichen, bebauten und rebengesegneten Hügeln der schwäbischen Türkei. Ein geradezu biedermeierlicher Protest bodenständiger Kraft ist der wirtschaftliche Bauernbund auf genossenschaftlicher Grundlage in Bónjhád, der wieder bei den Wurzeln anfängt im Kampf gegen moderne wirtschaftliche Schäden und Auswüchse besonders des Zwischenhandels. Und in den Donauniederungen der Sarköz finde ich einen prachtvollen magyarischen Menschenschlag, der einen hervorragenden Kunstfleiß an der Mädchen- und Frauentracht betätigt. Kurze, gefältelte Röcke bis zu den Knien, bunte Seide bestickt, acht Röcke übereinander, die roten Strümpfe blumenbestickt und die Pantöffelchen — ganz biedermeierlich, heute noch unverfälscht zu schauen, wie es die Großväter sahen.

Was auch sonst der Unterschied der Zeiten sein mag, der großväterliche Geist als die stille Kraft im Lande ist in Tolna noch lebendig und mannigfach verkörpert als die ererbte Verbindung von Konservatismus und Liberalität.

Was mir der Seidenwurm erzählt

Meine Geschichte, begann der Seidenwurm, gehört eigentlich in die fliegenden Blätter (Maulbeerblätter, wollte er vielleicht sagen). Als der Mensch Gold machen wollte, fand er das Porzellan, das meistens viel kostete und wenig einbrachte; bis er dahinter kam, daß der richtige Goldmacher ich bin, der Seidenwurm. Das hat die praktische Haus- und Landesmutter, Maria Theresia gemerkt und wurde auch Mutter der Seidenzucht in Ungarn. Die Sache ging, schlief aber später mählich ein. Doch lebte sie in der seligen Biedermeierzeit, die den Grund zu manniger Entfaltung legte, wieder auf, in den vierziger Jahren, verfiel dann abermals in unglücklicher Zeit und begann die neue gegenwärtige Blüte Ende der siebziger Jahre, als der ungarischen Seidenzucht ein Vater erstanden war, hier in Tolna, wo meine Wiege steht.

Der Seidenwurm machte eine kleine Pause, ordnete seine Erinnerungen und fuhr kichernd fort: der Mensch, der sich gern als Herrn der Schöpfung titulieren läßt, weiß oft selbst nicht, was ihn treibt, wofern überhaupt etwas los ist mit ihm. Er spürt anfangs nur eine edle Unruhe im Herzen, wetzt ungeduldig auf der Schulbank herum, stürmt in die Welt hinaus, wird mit vierzig Jahren gescheit, was ein gutes Zeichen ist in diesem Alter. Wenn er Ungar ist, setzt er sich's in den Kopf, für das Vaterland eine Tat zu vollbringen, geht hin — und läßt sich wählen. Der Vater unserer Zucht aber dachte sich, will's lieber als praktischer Volkswirt anpacken, adieu schöne, weite Welt, schloß sich wie ein Klausner in Szegszárd ein und nahm sich meiner, des armen Wurms, wahrhaft väterlich an, brachte die verlassene Seidengeschichte wieder hoch, auf eigene Faust, für den Staat, in der Hauptsache auf Grund eigener Mittel, mit beharrlichem Verzicht auf Sold und Ehrenzeichen. Das liegt schon ein wenig in der

Familie, geistiges Vermächtnis; denn der Oheim unseres Neubegründers hat bereits den Grundstock hier gelegt, von ihm stammt als Reliquie das kleine Weberhäuschen nebenan mit dem noch betriebenen alten Handstuhl, den er einrichtete, damals in den vierziger Jahren, weshalb wir ihn den Großvater unserer Zucht nennen dürfen; derselbe, der in dieser Gegend Humanitätsgedanken wurzeln ließ, die erste Kinderbewahranstalt hier gründete, die noch besteht, gegen die Todesstrafe auftrat und als erster seine Leibeigenen freigab. Das Mittel zu dieser Befreiung war ich, der kleine Wurm, und bin es heute noch, mehr denn je, der Goldmacher des Volkes und Mittel zur Befreiung von Schulden, Steuern und sonstigen Fesseln.

Wurm, unterbrach ich den mitteilsamen Spinner, du erzählst mir da die Geschichte deiner Herren, und bist gar nicht sicher, ob es ihnen auch recht ist, bei ihrer Scheu vor Öffentlichkeit und Ehrung; eher bin ich des Gegenteils sicher. Erzähle mir doch lieber deine persönliche Familiengeschichte, denn gerade deshalb bin ich ja in dieser Bauernhütte auf der gebrechlichen, steilen Leiter zu dir heraufgestiegen in den luftigen Dachraum, wo du zu Tausenden auf den Hürden liegst, und dir bei den guten Bauersleuten, deinen Zieheltern, es wohl ergehen läßt. Was tust du denn, daß es so laut raschelt?

Fressen tu ich; das siehst du ja. Junge Maulbeerblätter im Mai, feingeschnitten. Hast du die Maulbeerhecken nicht gesehen? Die Maulbeerbäume? Wer mir und den Zieheltern Gutes tun will, setzt Maulbeerbäume an allen Staats-, Komitats- und Gemeindestraßen, den dankbaren Alleebaum, der den Straßen und den Feldern nicht weh, mir und dem Volke aber wohl tut. Wo Wein wächst, wächst auch Seide; doch aller Seide Anfang heißt: Maulbeerbäume und kein Ende! Über sieben Millionen hat die Leitung seit Anfang 1880 gesetzt — der Maulbeerbaum ist Volksgut, schont ihn, schützt ihn, vermehrt ihn!

Gesegneten Appetit! Frißt du viel? Euer wieviel seid ihr denn, in diesem Dachraum? Es raschelt ja wie in einer Sägemühle! Beneidenswerte Freßwerkzeuge!

Es wird dich wundern, Mensch, zu hören, daß aus einem winzigen Päckchen von etwa 18 Gramm Raupensamen nicht weniger als 27000 Raupen ausschlüpfen, die am ersten Tage insgesamt nur 22 Blätter verspeisen, am 31. Tag aber schon $112^1/_2$ Kilogramm Laub, was im Monat für die ganze Gesellschaft, die du hier oben siehst, ungefähr 450 Kilogramm Laub ergibt. Unsere Göttermahlzeit dauert ununterbrochen 31 Tage, ausgenommen während der viermaligen Häutung, wo wir 24 bis 36 Stunden mit emporgestrecktem Kopf schlafen, um dann mit um so größerem Appetit weiterzufressen, wie du an dem Geräusch hören kannst. Ist der Wonnemonat vorüber, dann steht der Maulbeerbaum, der wie die Hand Gottes uns die Himmelsnahrung gereicht hat, leer und entblättert wie im Herbst. (Darum gehen auch ihrer viele leicht wieder zugrunde.) Wir besteigen die Spinnhütten, eigens gebundene Reiser, und bereiten den Goldfaden, mit dem wir uns einspinnen. In etwa zehn Tagen ist das Geschäft vollendet, die Galette oder der Kokon ist fertig, das Feenkleid in der Nußschale. Wir liegen noch etwa zehn Tage bis zur völligen Reife, dann können die wackeren Bauersleute, mit Körben, Kisten und Tüchern voll von der goldenen Ernte liefern fahren in die Spinnerei, um klingende Münze in Empfang zu nehmen. In den Spinnereien, deren es 19 in Ungarn gibt in verschiedenen Städten und Komitaten, wird von insgesamt 1100 Arbeiterinnen fleißig der Faden gedreht, wie von jungen Nornen, die das goldene Gespinst bereiten. Du siehst den Weg vom Maulbeerbaum zum Seidenkleid; es geht zu wie im Märchen. Aber glaube nicht, daß ich nur immer ein Erdenwurm bin, der sich mästet, und wenn er verpuppt ist, im Ofen getötet wird, damit man sein Gespinst verarbeiten kann. Vielmehr wird ein Teil der eingesponnenen schönsten

Puppen für die Samenzucht auserwählt, und hier vollzieht sich das größte und nicht erklärbare Wunder, wie ein solcher Wurm, der ich bin, sich in einen Schmetterling zu verwandeln mag. Das geschieht in dem kleinen selbstgesponnenen Seidensarg, darin ich scheintot schlummere bis zur Stunde der Auferstehung. Das ist ungefähr so wie eine Engelwerdung. Ich verlasse das dunkle Gehäuse, mein dicker, träger Leib ist schlank geworden und trägt Flügelpaare, ich fliege wie im Himmelreich, wo bekanntlich alle Ehen geschlossen werden, und suche mir hier gleich die Seelengefährtin aus, mit der ich Hochzeit feiere in einer Art Wolkenheim aus Tüll, einem richtigen Tüllsäckchen, in das wir bei der Paarung gesteckt werden und darin wir hausen wie in einem weißen Palast, jedes Paar für sich, bis der Samen gelegt ist. Nur gesunder Samen darf zur Wiederzucht verwendet werden, das Elternpaar muß die Probe seiner Gesundheit ablegen, indem es sich einstampfen und mikroskopieren läßt; werden gewisse Körner als Anzeichen von Bakterien und Krankheitskeimen entdeckt, wird der Samen samt dem Säckchen vernichtet, war das Elternpaar gesund, dann wird der Samen aus den Säckchen herausgewaschen, in Päckchen von 18 Gramm verwahrt und zur weiteren Aufzucht verwendet. Der Lebenskreis ist geschlossen, der Reigen kann wieder von vorn beginnen, eine Divina Commedia, das ewige Mysterium der Wandlung vom Erdenwurmdasein zum Purgatorio oder der Unterwelt im finsteren Gehäuse, von hier zum Aufstieg im Flügelkleid, und wieder zurück ins Wurmleben; Erde, Himmel und Hölle als Gleichnisse eines anscheinend so kleinen Naturlebens, darin sich der Kosmos spiegelt, und darum würdig, von Dichtern besungen zu werden.

Wurm, sage ich, bleiben wir hübsch bei der Prosa. Es gibt zahlenhungrige Gemüter, die deinen Daseinszweck ganz sachlich begreifen wollen, ziffernmäßig, volkswirtschaftlich und sozial. Wie verhält sich denn die Sache zu den wackeren

Bauersleuten, deinen Pflege- und Zieheltern, die solche Kostkinder, wie ihr seid, aufpäppeln müssen; das gibt doch gehörig zu schaffen?!

Ei, so laß' dich von einem Wurm belehren! Ein Vogel, der singt, und ein Wurm, der spinnt, sich eurer Liebe Müh' gewinnt. Denn ohne Futter kein Gespinst und ohne Mühe keinen Verdienst. Die Mühe ist einmal im Jahr, etwa sechs Wochen lang, im Frühling vor der eigentlichen Hauptarbeit in der Landwirtschaft; also eine Sache nebenher, die großenteils von Kindern und Greisen zu schaffen ist, besonders was das Laubeinholen betrifft. Nur die Woche vor dem Einspinnen gibt es mehr zu tun. Die Aufgabe ist, bis zur Einspinnung fleißig den Tisch zu decken, bei größter Sauberkeit; der Seidenwurm ist Erzieher zur Reinlichkeit, er verlangt vorherige Desinfektion der Räume, Ausweißung der Wände, ehe er in das Haus einzieht, wo er nur die Wartung genießt; sogar die Ausbrütung des Samens bleibt den guten Leuten erspart, da sie die Raupen im ausgeschlüpften Zustand vom sachkundigen Ausbrüter empfangen und nach sechs Wochen als fertige Galetten abliefern, 2 Kronen 30 Heller das Kilogramm erste Sorte, ein Preis, der auch in Zeiten schlechter Konjunktur gezahlt wird, gleichviel, ob zum zeitweiligen Nachteil der Bilanz, nur um den Züchter von den Marktschwankungen unabhängig zu machen und seinen leichten aber einträglichen Nebenerwerb auf sichere Grundlagen zu stellen, der soviel ist, daß er ihm die jährliche Steuersorge mit einem Schlag vom Halse schafft. Steuer und Seide hängen zusammen, der Seidenspinner ist der Steuerverdiener.

Der Seidenwurm als Erzieher — Mensch, nehme das Wort so: Erzieher zum wirtschaftssozialen Denken. Der Staat leiht nur das jährliche Betriebskapital, das er mit Ende jedes Kalenderjahres zurückempfängt; seine Investierungen werden amortisiert, eine Staatsunternehmung, deren Ertrag nach dem Geist ihres uneigennützigen Schöpfers und

Leiters dem unmittelbar beteiligten Volk zugute kommt, sowie der Weiterentwicklung der guten Sache. So sind, um mit ein paar Zahlen aufzuwarten, an die dreitausend Gemeinden in 31 Komitaten mit etwa hunderttausend Züchtern an der Herstellung von den im Jahre 1914 auf nahezu anderthalb Millionen Kilogramm bezifferten Galetten beteiligt, denen einschließlich der in den Spinnereien beschäftigten Personen gegen fünf Millionen Kronen ausbezahlt wurden. Diese ideale Verbindung von Industrie und Sozialwirtschaft tritt am greifbarsten in den mit den Seidenspinnereien verbundenen Fabrikarbeiterinnenheimen oder Orphelinaten zutage. Du sagst es selbst, fremder Gast, daß dir bei flüchtigem Rundgang durch die Fabrikräume neben den Töchtern des Dorfes die zahlreichen besser genährten, hübsch frisierten, sauber gekleideten Mädchen aufgefallen sind, die mit leichter, geübter Hand den Goldfaden über die Spulen laufen lassen. Du hast sie dann mittags in ihren häuslichen Tugenden beobachtet, in der Küche, beim gemeinsamen Mahl, beim Spiel, beim Gesang, beim Reigentanz. Du hast die Sauberkeit und wohnliche Zweckmäßigkeit der Schlafräume und sonstigen Nutzräume des Institutes gesehen, das den verstoßenen oder irgendwie verwaisten Kindern, die dem Untergang preisgegeben wären, Heim, Familie, Zucht und Lebensordnung bei angemessener Arbeit und lohnendem Verdienst gewährt. Zum Unterschied von ähnlichen Einrichtungen in Frankreich, wo die Mädchen in unverantwortlicher Weise ausgebeutet wurden, was öffentliches Ärgernis wurde, so daß sie dort wieder geschlossen werden mußten. Du hast in dem Buch geblättert, das die Vorgeschichte der Verwaisten erzählt und manche tragische Seite enthält. Du hast die Lohnbücher gesehen, die nach Abzug der Selbstkosten für den Unterhalt die Barbezüge und Ersparnisse ausweisen, ein kleines Kapital nach den fünf Jahren, für die die Aufnahme in das Orphelinat verpflichtet, und das nachher im Leben weiterhilft.

Manche heiraten, manche bleiben ein weiteres Lustrum. Hierin hat sich der Herr der Seidenwürmer als wahrer Seelen- und Menschenfischer gezeigt und in diesem Beispiel ein soziales Programm auf industrieller und staatswirtschaftlicher Grundlage verwirklicht.

Wie praktischer Idealismus überhaupt, beruht die Sache auf ganz realer Erwägung. Seide ist Qualitätsproduktion; Qualitätsarbeit ist aber nur von entwickelter Menschheitsqualität zu verlangen; Schundarbeit bringt Schundlohn und macht selbst den Menschen zum Schund, was sich in keiner Weise mehr verlohnt; sehr einfaches Problem, nicht wahr? Ungarische Qualitätsseide, das Ausland weiß sie zu schätzen, frage z. B. Krefeld!

Halt, Edelwurm, auch ich weiß ungarische Seide zu schätzen. Ich will annehmen, daß nicht alle ungarische Seide im Ausland verarbeitet wird, oder ich will lieber wenigstens annehmen, daß die Seidenverarbeitung im Inland auf dieser gegebenen Basis eine große Zukunft hat und noch mehr zur Volksbeglückung und zum Ruhm und Vorteil des Landes beitragen wird; kurz, ich habe ein Qualitätssymbol bei mir, einen Regenschirm, ungarische Seide, dreizehn Jahre treu gedient, noch unversehrt. In Kaschau muß es mir passieren, daß ich den Schirmstock an jemandem zerbreche; der Tag war regnerisch. Rasch vom Dom geradeaus in die Deák-Ferencz-Gasse, auf der Suche nach einem blechernen Parapluie als Aushängeschild über einem Laden; der Laden ist gefunden, winzig klein, eine junge Näherin darin und ein patriarchalischer Greis. Einen neuen Stock in diesen Schirm, bitte! Der Alte befühlt die Seide, streicht den langen Bart und urteilt mit salomonischer Gelassenheit: er wird Ihnen dienen, noch zehn Jahre lang!

Sei bedankt, Seidenspinner!

Ich sitze im Rauchzimmer des Herrenhauses zu H. Die Unterhaltung stockt, es ist still geworden. Damit scheint für

heute die ereignisvolle Lebensgeschichte des Seidenwurms zu Ende, die für mich an Spannung einem Roman nichts nachgibt, nur daß sie diesem an Wahrhaftigkeit alles voraus hat. Es ist spät geworden und Zeit zum Schlafengehen. Die liebe, verehrte Exzellenz erhebt sich im Lederstuhl, hebt beschwörend den Zeigefinger hoch: Also nochmals, keine Namen nennen!

Was ich versprochen habe, halte ich! Gute Nacht allseits!

21. Alföld (das ungarische Tiefland)

Die Urlandschaft der Hortobagy

Das ist die historische Landschaft Ungarns. Was für den Römer die Campagna ist, das ist für den Ungar die Hortobagy.

Dieses Urstück einer Pußta hat nicht viel anders ausgesehen, als Attilas Scharen darüber hinfegten. Den Schienenstrang und die Pußtawirtschaft kann ich mir wegdenken, und es bleibt mir immer noch das Restchen Urbild Tiefungarns, an dem tausend Jahre nicht viel vermochten, seit Arpád von dem Land Besitz ergriff. Man sage mir also nicht, die Hortobagy sei nicht mehr so, wie sie noch Jokai gesehen, als er den ungarischen Nabob schrieb; von unwesentlichen Veränderungen abgesehen, ist sie noch so, dieselbe Luft, der gleiche Boden, die Vögel, die Steppenkräuter wie in der Völkerwanderungszeit. Die Betyarenromantik ist geschwunden, was niemand betrauert, aber die eigentümliche wilde und zugleich sanfttraurige Schönheit ist geblieben, die Petöfi so ergreifend besungen hat und die Lenau den Deutschen fühlbar machte. Wer das Auge dafür hat, kann sie immer noch empfinden, wenn es auch keinen Baedeker dafür gibt.

* * *

Das Bild halte ich fest: zweihundert Pferde in Freiheit, die auf uns zujagen und im Kreis von zwei, drei Meter Entfernung vor uns stehen bleiben. Die Tümpel nach dem Gewitterregen spritzen hoch auf und glänzen im Morgenlicht wie silberne Wogen, über denen die Pferdeleiber mit fliegenden Mähnen peitschen. Als ob Neptun mit seinen Wasserrossen

gezogen käme. Mir will es scheinen, als ob das göttliche Pferd nicht mehr in diese Zeit passe, wie Märchenton klingt sein Wiehern in den Morgen — aber die Hortobagy paßt auch nicht mehr in diese Zeit, und so wandeln wir auf einem visionären Urgrund, wo noch der gotterfüllte Kentaur oder das Flügelroß des Dichters durch die Landschaft sprengt. Ich sagte schon gelegentlich, daß die Tiefebenen Ungarns am stärksten die Phantasie der ungarischen Dichter befruchtet habe. Die Hortobagy in ihrer Armut und flachen Dürftigkeit träumt selbst in magischen Bildern von hohen Bäumen und spiegelnden Seen, wenn das Mittaggespenst kommt, die Deli bab oder Fata Morgana. Sie ist die Muse der Hortobagy und erfüllt die Phantasie des armen Hirten, der bei seiner Herde draußen im Freien schläft, auch in rauhen Nächten, mit leuchtenden Gesichten. Wie die Phantasie des Dichters, eines Petöfi oder Lenau, deren verzehrend heiße Seele von der Sehnsucht und Melancholie der Ebene erfüllt ist, wo der Himmel mit den Sternen und Wolken so weit und mächtig und die Erde so demütig ist.

* * *

Ein anderes Sinnbild ist der Fluß Hortobagy, der treueste Sohn dieser Mutter Ebene, der in der Pußta entspringt, einen ansehnlich breiten Lauf nimmt und in der Pußta wieder versiegt, einfach verschwindet, als hätte ihn die Wolke, der er entstammt wieder in ihr Reich aufgenommen. Er gleicht den Söhnen dieser Heimat, die nicht fortgehen und die alte steinerne Brücke die über den Hortobagy führt, für die schönste Brücke der Welt halten, und ihr Land mit keinem anderen vertauschen möchten. Wo könnte der Csikos denn sonst leben wollen, als in diesem Paradies, wo das Pferd in Freiheit tummelt und Herden von Rindern, Schafen und Schweinen grasen, auf keuschem Boden, der allerhand Getier ernährt, die Störche, Trappen, Wildenten und eine

spärliche Flora trägt, das Vergißmeinnicht und die bescheidene Kamille, oder fern über den Hügeln der Kumanengräber die vereinzelte Akazie, die genügsame, die die Linde der Pußta genannt wird, die einzige Erhebung neben den hochragenden Schöpfbrunnen. Wo sollte er denn sonst leben wollen, der Hirte, als in dieser Welt, die glühend übermalt ist von Sonnenauf- und -untergängen, und das Urgefühl der Freiheit in anscheinender Grenzenlosigkeit bestätigt? Wo sollte er sonst leben, als hier, wo die Glocken zusammenklingen, wenn in der Dämmerung die Herden über die schönste Brücke der Welt ziehen, über den Hortobagyfluß, von Sonnenaufgang zu Sonnenuntergang, und in der Csárda, dem Pußtawirtshaus, beim trüben Lämpchen ein schweigsam nachdenkliches Plauderstündchen winkt, wo der Csikós, das Pfeifchen im Mund, mit dem Rücken gegen den Tisch gelehnt, auf der Bank sitzt, seinem Gefährten halbschräg gegenüber, ganz wie Munkácsy sie gesehen hat? Oder der Zigeuner, dieser Seelendieb, seine Geige jauchzend weinen läßt, um das Ungarherz aus der eigenen Schwere in die Grenzenlosigkeit des Gefühls zu entführen?

Das Hirtenleben mag wohl nicht mehr das alte sein, aber ein Volk, das so zäh und treu im Beharren ist, verändert sich nicht so schnell, ganz bestimmt nicht hier, wo die Erde selbst die urtümliche Physiognomie bewahrt hat.

* * *

Daß aber auch diese Welt im Schwinden ist, soll nicht geleugnet werden. Die reiche Stadt Debreczen am Rande der Pußta, als die Besitzerin der Hortobagy denkt an bessere Ausnützung dieser 46000 Kat. Joch Gemeindeweide, wo jeder Debreczener „Civis" gegen ein geringfügiges Pachtgeld sein Vieh hinaussenden darf, was dem Stadtsäckel jetzt nur 6 Kr. pro Joch einbringt. Mit den großen Fischteichen ist ein Anfang gemacht, damit beginnt die Entwässerung der

Sumpfgebiete und die schrittweise Urbarmachung, die eine Forderung der Zeit ist. Das Brachland ist kostbar geworden, man rechnet bereits in Heller und Pfennig, was diese gewaltige ungenützte Fläche an Brotfrucht tragen und wie viele Menschen sie ernähren könnte. Mehrproduktion heißt das neue Zauberwort, die Urlandschaft will versinken. Einst war ja ein Großteil, wenn nicht das ganze Alföld, die heutige Kornkammer, eine solche Steppe wie die Hortobagy, nun scheint es, daß auch für diesen Rest landschaftlicher Urzeit die Tage gezählt sind. Das Zeitalter des Kapitalismus ist dieser Romantik des Primitiven nicht günstig.

Debreczen, das kalvinische Rom

Die Extreme berühren sich: am Rande der Urlandschaft dieser ungarischen Campagne erhebt sich das kalvinische Rom, die Stadt Debreczen, seit dem 16. Jahrhundert im Besitze einer Buchkultur, die einst mit der holländischen Druckerkunst wetteiferte.

Ein reformierter Prediger, Gál Hußár, der vor dem Bischof von Erlau floh, brachte die erste Presse nach Debreczen 1561. Es war die Flucht in die Wüste, die Stadt war ein Versteck bei ihrer damaligen Bedeutungslosigkeit. Aber gerade in der Wüste kam die Erleuchtung. Die Druckerei war der Keimpunkt des geistlichen Kollegium oder der Gelehrtenrepublik, die hier entstand. Debreczen wurde der Hauptsitz der reformierten Bekenner, das kalvinische Rom und das Debreczener Glaubensbekenntnis aus dem Jahre 1567 fand durch die Drucke, die auf den Märkten und Messen verkauft wurden, Buchhandlungen gab es noch nicht, den Weg zum Herzen des ungarischen Volkes. Der demokratische Geist, die Sittenreinheit und fast nüchterne Einfachheit der Lehre entspricht dem natürlichen Herzensbedürfnis und dem Familiensinn des magyarischen Volkes, so daß man die kalvinische Lehre als die nationale Religion des Ungarn be-

zeichnen könnte. Wenigstens ist sie es im Alföld geworden, wo der nationale Geist seine tiefsten und stärksten Wurzeln fand.

Die Druckkunst war eine geistige Waffe, und es ergibt sich dabei das Wunderbare, daß in den kriegerischen Jahrhunderten der Türken- und Kuruczenkämpfe das unbefestigte Debreczen, von gelegentlichen Heimsuchungen abgesehen, sich einer verhältnismäßig großen inneren Unabhängigkeit erfreute. In den Zeiten, wo es drunter und drüber ging, war es vielleicht der einzige Ort des Landes, wo das Licht des Geistes ausstrahlte und die Dunkelheit der Köpfe oder der Herzen erhellte.

So war gerade am Rande der weglosen Einöde eine Kultur erblüht, die für das Land von größter Bedeutung war, wenn man das Wort „Kultur" nicht in dem heute üblichen Verstande als ein Äußerliches nimmt, sondern vielmehr in dem Sinne von Herzens- und Gemütsbildung, die mich an dem ungarischen Bauern des Alföld überrascht. Er hat nichts von der Pfiffigkeit, die sonst Voraussetzung ist, man mag seine Bedächtigkeit und seinen Stoizismus als Schwerfälligkeit empfinden, ob mit Recht oder Unrecht, einerlei, aber seine Gesinnung ist vornehm, seine Gesittung einfach und zurückhaltend und seine Eigenschaften im Menschlichen sind ebenso erfreulich als sie in der Welt der Zivilisation selten ist. Er hat Kultur, die der geistige Hochmut des „Gebildeten" sehr oft vermissen läßt. Er hat Kultur, obschon er nichts weiß von den berühmten Werken der Debreczener Presse, von dem hier gedruckten Tripartitum Verbőczy's oder von dem hundertjährigen Kräuterbuch, oder von der Biographie lateinischer Schriftsteller oder von der Statistik und Psychologie des Daniel Ercsei, um einige der Werke zu nennen, die den Ruhm der Debreczener Gelehrtendruckerei weit über die Landesgrenzen trugen. Aber wenn er auch kein Interesse an diesen antiquarischen Dingen haben kann,

so steht er doch unter der Ausstrahlung des Geistes, der mit der Handpresse begann aber nicht Buchstabe blieb, sondern lebendiges Wort wurde und dem einfachen, gläubigen Gemüt den Seelenschliff gab, den ich als die wahre Kultur ansehe; ich fand sie verwirklicht in dem schlichten ungarischen Bauern im Alföld.

Ich glaube zwar auch, daß der Debreczener Bürger, der besitzfrohe „Civis" kein ganz unmittelbares Verhältnis zu der Gelehrtenrepublik des kalvinischen Kollegiums hat, die als Kreis so ziemlich unter sich lebt. Der echte Debreczener ist ein eigener Typus; unter seiner beobachtenden Schweigsamkeit, die sich dem Ungewohnten und Fremden scheu verschließt, steckt der Schelm, der in den Augenwinkeln lustig zwinkert; das Typische ist sein trockener Humor; ich beobachte einen echten Debreczener, der seinen kaustischen Witz zum Besten gibt mit dem ernstesten Gesicht von der Welt, und während sich seine Zuhörer schief lachen, nicht eine Miene verzieht, nur daß die Spotteufel ganz versteckt in den Augen und Mundwinkeln ihr Sprühwesen treiben. Gelehrsamkeit ist nicht seine Sache; er hält auf die nahrhafte Seite des Lebens und pocht auf das Materielle, gewiß; aber der architektonische Hintergrund seines Stolzes ist die reformierte Hauptkirche und das Kollegium, als der geistige Überbau seiner Stadt. Darum ist der Appell an seine Würde nicht vergebens, wenn es gilt zu zeigen, was sich Debreczen leisten kann, wobei es ja gleichgültig sein kann, daß er die Sache weniger geistig ansieht, als vielmehr vom Standpunkt der Wohlhabenheit, die sich würdig und groß repräsentieren möchte. So wurde aus dem alten dörflichen Debreczen eine schöne, moderne, hochaufstrebende Stadt.

Aber auch das ist charakteristisch, daß die Stadtverwaltung schon 1561 Eigentümerin der Handpresse wurde, die durch drei Jahrhunderte Kulturarbeiten verrichtete, solange sie von den geistigen Führern und Professoren der

hohen Schule geleitet wurde, in deren Diensten sie fast ausschließlich stand. Auf der „Bugra" in Leipzig 1914 waren einige der berühmten Erzeugnisse der Druckpresse zu sehen.

Der Entschluß der Stadtväter anno 1561 war für die damalige Zeit groß und weise; wie bedeutend die Erwerbung war, geht daraus hervor, daß sich um die Druckpresse das geistige Leben entwickelte, daraus das kalvinische Rom mit seiner Hochschule entstand, und daß jüngst aus dem Kollegium sich die große Universität entwickelte, die in Pavillonsystem von amerikanischer Großzügigkeit unter den Akazien des „großen Wald" entsteht, schier eine ganze eigene Stadt von Universitätsgebäuden im Grünen, etwas das am Kontinent noch nicht seinesgleichen hat, und darin sich wieder zeigt, daß der „Civis" von Debreczen den großen Zug hat, wenn es gilt, und über sich hinaus die geistige Verpflichtung zu Kulturwerken kennt wie 1561.

Die Handpresse von damals war das Senfkorn, das schließlich so reiche Früchte getragen hat. Sie war der Anfang zum kalvinischen Rom, zum Kollegium und schließlich zur heutigen großangelegten Universität.

Attilas Palast.

Die Seele des Ungar fühlt sich mit der großen Tiefebene, der von Donau und Theiß durchströmten, verwandt. Dort wohnt der Kern des magyarischen Volkes, dieser wortkarge, bedächtige, innerlich vornehme, an die Scholle gebundene Menschenschlag, der diese Erde über alles liebt, sein Vaterland, vor allem diese Ebene, mit der er das Gradlinige, Offene, Elementare und zugleich Schwermütige gemeinsam hat. Das stille Antlitz der Ebene, die aber auch die Raserei elementarer Naturgewalten kennt, ist sein Abbild.

Vielleicht nährt die Seele des Ungars die mehr oder weniger bewußte Vorstellung, daß das Urbild des ungarischen Tieflandes seiner legendenhaften turanischen Urheimat

von Innerasien ähnlich sein müsse. Der gleiche Boden, dieselben Vögel, dasselbe Kraut, das steppenhafte Klima mit allen Gegensätzen — es ist begreiflich, daß Árpáds Scharen sich hier sofort zu Hause fühlten, heimatlich vertraut mit Luft und Erde, wie vordem der Ahnherr Attila, der ja die Macht gehabt hätte, in Rom oder in Byzanz zu thronen und es dennoch vorzog, naturgebunden, seinen Holzpalast in diesem Steppenland zu errichten, das seinen Reiterschwärmen Raum gab. Der Holzpalast war nicht ohne Kunst, doch dürfte sie bloß der Trophäenbesitz des Eroberers aus allen Ländern und Völkern gewesen sein: Behänge aus Samt und Seide, römische Möbel, griechische Gefäße, Bilder aus Byzanz, gallische Waffen, gotische Gewebe, Staatsgewänder mit viel Gold und Silber — von einer eigenen Hunnenkunst weiß man wenig oder nichts, obzwar es wohl zu denken ist, daß dem Reitervolk ein Troß von Handwerken mit primitiver Kunst gefolgt war. Es ist wohl anzunehmen, daß Attilas Persönlichkeit im Gegensatz zur pathetischen Geschichtsmalerei, die ihre Abhängigkeit von der germanischen Auffassung des Nibelungenliedes nicht ganz verleugnen kann, durchaus von primitiv asiatischer Einfachheit war, den goldenen und silbernen Prunk verschmähte, auf hölzernem Teller speiste und aus hölzernem Becher trank. Er war nicht ohne Geistigkeit; vor Rom war er umgekehrt aus einem dunklen Gefühl für die Heiligkeit des Papstes. Die Legende berichtet Züge von Vornehmheit, er fühlte sich nur als Gast auf dieser Erde und bewahrte gleichgültige Ruhe, die mehr war als Ruhe; die sichtbare Verachtung von allem und allen, besonders der buhlenden und intrigierenden Gesandten aller Herren Länder, die man an seinem Hof fand; Lateiner, Griechen, Briten, Gallier, Germanen, Freunde und Feinde. Er verkehrte mit ihnen durch seinen Minister Onegesius, der ein Grieche war, und ließ sie an prunkvollen Tischen mit Gold- und Silbergefäßen schwelgen, ein Dichter mußte seine

Taten besingen, er aber beteiligte sich nie an den Gelagen. Herrscherin im Frauenhaus war eine Deutsche — er war in den wesentlichen Zügen das heidnische Urbild und der Vorläufer des ersten ungarischen Königs Stephan, dessen Gemahlin eine Deutsche war, die erste Königin Ungarns. So ist Stephan die westlich gesittete christliche Entsprechung des in die Legende entrückten asiatischen Ahnherrn.

Das Lager um Attilas Holzpalast war die erste Stadt im Alföld, Zeltstadt, vermutlich von sorgloser Breite und Ausdehnung. Wo sie stand? Niemand weiß es. Zwischen Donau und Theiß.

Typus der ungarischen Tiefland-Stadt

Es darf angenommen werden, daß auch die Magyaren, die später das Alföld besiedelten, lange noch ein Zeltdasein geführt hatten, ehe sie die Hauskultur der Slaven, die als Ackerbauer vorher im Land saßen, oder gar die Städtekultur der kolonisierenden Deutschen annahmen. Ja sogar heute noch ist der gesunde ataviſtische Zug des Magyaren, der ihn ans Freie bindet, zu beobachten; er zieht die einsame Tanja oder Pußtawirtschaft dem dörflichen oder städtischen Dasein vor oder wechselt ab und bleibt solange es angeht unter freiem Himmel, auch nachts, indem er sein Bett in dem offenen Hausgang aufschlägt.

Wenn auch das deutsche Städtevorbild unleugbar ist, so ist doch der Entwicklungsgang der rein ungarischen Stadt im Alföld von dem historischen Städtebauprinzip durchaus verschieden. Der Unterschied ist so grundsätzlich, daß er auch im modernen Städtebild auf den ersten Blick erkennbar ist. Das Urbild wirkt nur teilweise fort.

Das deutsche Stadtbild, wie z. B. Temesvár, ist aus der Burg entstanden. Der Raum ist eng und bestimmt den Baucharakter, der auch von der Beschäftigung des „Bürgers“ den Stempel trägt. Der Bürger lebt in „Handwerks- und

Gewerbebanden", Städteordnung und Zünfte drücken sich architektonisch aus im Rathaus. Die innere Weite gibt der Dom, die äußere Geräumigkeit der Markt, das einzige Bindeglied mit dem offenen Land, von dem der Bürger abgeschlossen, wenn nicht ausgeschlossen ist. Die Burg erhebt sich an der Stadtmauer mit einem Fuß im Freien, was nicht nur Wahrzeichen der Verteidigung, sondern auch von Herrschaft ist. Rathaus, Dom und Marktplatz bilden den Kern, meist in monumentaler Steigerung; drum herum bildet sich das übliche mittelalterliche Bild der engen krummen Gassen und Gäßchen, hinaus bis an die wuchtigen Mauern und Türme der Befestigung. Im Grundriß solcher Städte kann man heute noch bei aller Veränderung und Umwandlung die Grundanlage durchspüren.

Ganz anders liegt die Sache bei den rein ungarischen Tieflandstädten, die nicht aus dem Burgenwesen und Gewerbevolk, sondern aus der Agrikultur hervorgewachsen sind. Ihre Anlage ist dörflichen Ursprungs, sie trägt obendrein den Wesenszug der Ebene, der auch Rassezug ist: ungehemmte Weiträumigkeit, die Straßen weit und breit, schnurgerade verlaufend, nach dem Horizont hin, ins weite, offene Land, die Häuser hofartig, der Lebenszuschnitt landwirtschaftlich — sie zerfließen förmlich in der wohligen Ausdehnung des Tieflandes, das mit Ausnahme der Hortobagy sein Steppengesicht längst verloren hat und das Sinnbild der kornwogenden Fruchtbarkeit geworden ist.

Die alte Welt ist versunken; zwar steht noch hier und da neben dem hohen Schöpfbrunnen eine Windmühle; noch zieht der „weiße Viererzug" mit dem großgehörnten Rind pflügend über die „Tafeln", aber der Dampfpflug läuft ihm schon den Rang ab, noch lagern weiße Herden da und dort, aber die Hirtenidyllen mit ihrer bewunderten Schnitzkunst sind vergessen; die Sümpfe und Moore sind trocken gelegt, die Flüsse reguliert, vor allem die Theiß, aber der Pákász

(Fischer), der Sumpfbewohner, ist ausgestorben und mit ihm der Reiher verschwunden, das Vogelwild, und selbst der Büffel, der König des Weichlandes, wird selten. Die Puszta ist Kulturlandschaft geworden.

Fast unvermittelt sind die Alföldер Städte in den letzten Jahrzehnten aus der ländlichen Grundlage in die Modernität einer Andrássystraße emporgestiegen, ohne erheblich den Grundriß zu verändern. Ganz einfach, indem in der oft übermäßig breiten gradlinigen Hauptstraße, wo vielleicht einst der Bach durchfloß und Gänse und Enten schnatternd Korso hielten, sich nunmehr großstädtische Paläste erheben, Banken, Sparkassen, Kasinos, Hotels, Warenhäuser, die Verkörperung der neuen Lebensmächte. Gartengrün und Denkmäler schmücken die gepflegte Avenu oder die Stadtplätze, und keinesfalls fehlen hier die nationalen Standbilder des dichterischen Genius des ungarischen Tieflandes und Freiheitssängers Petöfi, sowie des politischen Genius der Unabhängigkeitsidee, Franz Kossuth. In beiden schaut sich das Grundempfinden des magyarischen Volkes im Alföld an.

Aber abseits von der Prachtstraße und dem modernisierten Geschäftsgebiet breitet sich wieder die Ländlichkeit mit Kleinhäusern und Höfen in weitgedehnten Stadtteilen aus, die sich allmählich im Ackerland oder in der Puszta verlieren, davon gewöhnlich große Flächen zum Stadtgebiet oder Stadtbesitz gehören. Ein solcher Typus ist Debreczen. Oder Arad, das in der Hauptsache in einer solchen Prachtzeile besteht, darin sich das Freiheitsdenkmal zum Andenken an die Märtyrer des Jahres 1849 erhebt. Oder Czegléd als ein typisches Beispiel der ungarischen Tieflandstadt. Oder das puritanische Nagykörös. Dann das sehr modern anmutende Kecskemét, dessen Stolz das von dem ungarischen Nationalarchitekten Lechner erbaute Rathaus ist. Ferner das geradezu weltstädtisch elegante Szeged, das nach der großen Überschwemmung 1879 und der darauf folgenden Theiß-

regulierung groß aufblühte und mit Budapest wetteifert. Szolnok, in der Gegend des besten Weizens, hat noch den Typus einer Theißstadt, während das prächtige, vieltürmige Nagyvárad (Großwardein) am Körös und schon am nordöstlichen Ausgang des Alföld, die Stadt Ladislaus des Heiligen, seine Entstehung aus dem Burgencharakter ohne weiteres an dem bewegteren, sagen wir malerischen Stadtbild erkennen läßt.

Mit Riesenschritten gehen die Alfölder Städte, von keiner Vergangenheit überflüssig beschwert, der Zukunft entgegen. Die Wohlhabenheit drückt sich baulich aus. So macht Szabadka, eine Bahnstunde südwärts von Szeged in der gesegneten Bácska einen weiten Sprung nach vorwärts durch den hochmodernen Rathausbau, dessen gewaltige Masse fast die Stadt übersehen läßt, die im Begriffe steht, sich nach diesem Beispiel ganz umzumodeln.

Ein neuer Städtetypus entsteht, der sich nicht aus der mittelalterlichen Tradition entwickelt hat, sondern als eine Schöpfung des utilitären, technisch wirtschaftlichen 19. Jahrhunderts selbständig auftaucht und den man schier amerikanisch nennen könnte, wenn er nicht hier aus agrikolen und nationalen Voraussetzungen hervorgewachsen wäre.

Das Banat

Temesvár, die Hauptstadt von Südungarn oder des sogenannten „Banat" im Winkel der Donau, Theiß und Maros, hat ausgesprochenen Burgencharakter. Der alte Stadtkern, Grundriß und Baucharakter lassen auf den ersten Blick das Traditionelle erkennen, die gotische Anlage und die Ausgestaltung im dekorativen Sinn des 18. Jahrhunderts, die historischen Elemente.

Temesvár war schon früh Bollwerk gegen den unruhigen Balkan, das Licht großer Namen ruht verklärend auf seiner Vergangenheit. So war die Stadt schon Residenz

unter Karl Robert, 1307 aus dem Hause Anjou; Johann Hunyadi, an den noch Baureste der Hunyadiburg, jetzt Artilleriedepot erinnern, zog von hier zur Eroberung Belgrads aus, 1443 und 1456; Stephan Losonczy hielt die Stadt gegen die Türken noch jahrelang nach Mohács, und zwar bis 1526; 1716 wurde sie von Prinz Eugen befreit, und 1916 zog Mackensen von hier aus, ebenfalls gegen „Stadt und Festung Belgerad".

Geschichte und Balkannähe zeigt sich in der Völkermischung des Banat; an der Kultivierung des Landes und der Entwicklung des Hauptortes Temesvár haben die deutschen Kolonisten, die sogenannten Schwaben, hervorragenden Anteil.

Als Prinz Eugen das Land erobert hatte, war der Boden völkerleer und fast herrenlos. Infolgedessen begann in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts jene große zweite Kolonisationsbewegung in Ungarn, wie sie erstmals im 12. Jahrhundert unter König Géza II. stattgefunden hat, der also Ansiedler vom Mittelrhein und der Mosel gerufen hatte, als Grenzhüter und Kulturträger die sogenannten Siebenbürger „Sachsen" und die Deutschen Oberungarns, die mit großen Selbständigkeits- und Stadtrechten ausgestattet wurden.

Der Urheber jener zweiten Kolonisationsbewegung war Graf Florimund Mercy, ein Elsässer, der als kaiserlicher Statthalter dieser eroberten von Wien aus regierten Gegend fungierte — daher die nicht ganz zutreffende Bezeichnung Banat (von Banus, Statthalter) die sich im Volksmund forterhielt, obzwar der südliche Landstrich als ursprünglich zu Ungarn gehörig von Maria Theresia 1778 wieder rückeinverleibt wurde.

In zwei Abschnitten erfolgte die zweite Kolonisation, die Ansiedler aus Süd- und Westdeutschland, Tirol, Steiermark und dem Schwarzwald in die entvölkerten Gegenden

von Ofen-Pest, im Tolnaer Gebiet (der sogenannten „Schwäbischen Türkei") in die Bácska und den Banat brachten, allwo sie freien Bauerngrund bekamen, und von der Leibeigenschaft befreit waren. Der erste Zug geschah in den Jahren 1718—1724, der zweite folgte 1724—1727; auch Italiener, Franzosen und Spanier, die unter Karl VI. (Karl III.) Szepter standen, befanden sich unter den Kolonisten.

In Temesvár erinnert das einstmals so benannte Hotel „Zu den sieben Kurfürsten" an die Stammheimat der deutschen Einwanderer, die aus allen Ländern der sieben Kurfürsten zusammengeströmt waren, die Stadt bekam neuerdings den Charakter deutscher Kultur, und zwar diesmal im Stil des 18. Jahrhunderts, der im Stadtkern heute noch stark hervortritt.

Die großzügige Entfaltung der Stadt ist allerdings das Resultat der letzten Jahrzehnte und hängt mit der neuen nationalen und wirtschaftlichen Entwicklung Ungarns zusammen, wie auch mit der bevorzugten Lage der Stadt als Zentralpunkt des fruchtbaren, verkehrsreichen und industriell strebenden südungarischen Landes zusammen.

So zeigt Temesvár den doppelten Charakter alter Städte, die wirtschaftlich und industriell fortstreben: im alten Festungskern das traditionelle Bild, in den äußeren neuen Stadtteilen die Modernität der Zinspaläste und der typischen Städteentwicklung der Jahrhundertswende.

Noch sind die äußeren Stadtteile: Josephstadt, Elisabethstadt und die Fabrikstadt mit der inneren Stadt nicht zusammengewachsen. Leere angerhafte Plätze, Baumbestände, die Plätze und Reste der alten Stadtbefestigung trennen die Stadtgebiete, die aber binnen wenigen Jahren zusammengewachsen sein werden.

An Stelle des Festungsgürtels wird die Prachtzeile einer Ringstraße zwischen der inneren Stadt und den

äußeren Bezirken stehen, das von reichen Parkanlagen aus altem Baumbestand verschönerte Zukunftsbild läßt sich aus dem derzeitigen unfertigen Zustand des Werdens bereits deutlich erschauen.

Nicht in diesem Sinn moderniſiert, aber nicht weniger blühend sind die zwei anderen schon südlich an den Bergen liegenden Städte des Banats Werschetz und Weißkirchen (Fehértemplom), wo das staatsbildende, wirtschaftstüchtige Deutschtum seit jeher ein starkes sich ausbreitendes und vordringendes Kulturelement gegen niedrige Kultur gewesen ist.

Freundliches Gedenken verbindet sich mit diesen beiden lieblichen Winzerstädten, diesem Stück Mosel im südungarischen Land!

22. Siebenbürgen

Das „Land Siebenbürgen"

Eine natürliche Festung und zugleich ein Schatzhaus ist Sibinia, das Land der sieben Burgen (nach den Sachsengründungen so benannt) magyarisch: Erdély. Ein Schatzhaus an Mineralien, Edelerzen, Eisen und Kohlen, Salzlagern und Salzquellen, Heilwässern und Naturbädern, deren Namen Legion sind, Tusnád, Borszék. Elöpatak, das weltmäßige Herkulesbad bei Mehadia im Bergland der unteren Donau, um nur einige der bekanntesten zu nennen. Ein Schatzhaus ist es an Naturschönheiten, Gebirgen, Strömen (Szamos, Maros, die drei Körös, Aranyos, die beiden Kokel, der Temesfluß). Eine Schatzkammer an Naturwundern, wie die Eishöhle von Szkerisora, die Knochenhöhle von Oncsásza, die intermitierende Quelle von Kalugyer, die Homoród-Almáser Tropfsteingrotte, die Torjaer Schwefel- oder Stinkquelle (die Hundsgrotte bei Neapel übertreffend), die Tordaer-Kluft und die Detunata, mit Basaltsäulen einer riesigen Orgelwand gleich, der Parajder Salzberg, mit nackten Salzfelsen, wie jener zu Cardona in Spanien, der Schlammvulkan oder Höllenmorast zu Kovászna, der St. Anna-See als eines der schönsten Meeraugen, der Zenogasee mit Gletscherschliffen u. a. m. Ein Schatzhaus ist es endlich an ethnographischen Individualitäten, an Volkskunst und an Baudenkmälern. Zu diesen gehören die alten gotischen Holzkirchen, die romanischen Kirchenbauten von Karlsburg, Michelsberg, Rosenau, Marienburg und Reppendorf u. v. a.; die gotische Baukunst der siebenbürgisch-sächsischen Städte, die Kirchenburgen, deren vollständigste und größte jene von

Tartlau ist; die Ritterburgen unter denen Vajda-Hunyad hervorragt, ferner als Grenzbefestigung die Törzburg; auch der Rote Turm als Paßverteidigung verdient Erwähnung in der großen Reihe der Verteidigungsbauten, unter denen die Burg Rosenau als Bauernburg eines der vollkommensten Beispiele dieser Art ist. Auch die charakteristischen Schloßtypen in Siebenbürgen erheischen Beachtung. Sie sind keine Kunstwerke, sondern ein Mittelding von Hof und Verteidigungswerk. Der viereckige Hofraum ist von ebenerdigen Häusern umgeben, mit der Front nach innen, hie und da von einem Turm überragt. Es ist die typische alte Form des Udvarház oder Edelhofes, auf dem der siebenbürgische Adel hauste. Sie wurden häufig unter dem Einfluß der westlichen Mode vom 16. bis zum 18. Jahrhundert zu prächtigen Schlössern umgebaut, Kastell genannt, Kastély, wofür Fürst Gabriel Bethlen ein glänzendes Beispiel gab. Trotzdem aber ist nur der Gotik in Siebenbürgen ein volles Ausblühen beschieden gewesen. Die Renaissance hat nur gelegentliche Spuren hinterlassen, wie diese Schlösser und vor allem die triumphbogenförmigen Tore von Karlsburg. Auch in den Städten finden sich vereinzelte Beispiele dieser Epoche, wie das Rathaus in Kronstadt und das Bruckenthalsche Palais in Hermannstadt.

Das Volkstum Siebenbürgens gliedert sich abgesehen von den Rumänen, die vor den Türken hier Zuflucht suchten und als Hirtenvolk einwanderten, sowie abgesehen von den nordslavischen Grenzbewohnern in drei historisch begründete nationale Gruppen: die Magyaren, die Székler und die Sachsen. Die Székler, die im äußersten Osten und Südosten Siebenbürgens ihren Sitz haben, mit der Hauptstadt Székely-Udvárhely leiten ihren Ursprung von Attila ab. Sie behaupten ein Rest der Hunnen zu sein, der nach Attilas Tode beim Zurückweichen hier Wurzel schlug. Begründeter ist die Annahme, daß sie als magyarischer Stamm unter den

Arpádenkönigen hierhergesetzt worden sind, als Grenzwächter, wie der Name Székler schon besagt, und mit besonderen Vorrechten und Freiheiten ausgestattet wurden. Sie sind von Haus aus alle Freie gewesen, ebenso wie die in Oberungarn, dann auf dem siebenbürgischen Königsboden und im Burczenland im 12. Jahrhundert unter Géza II. angesiedelten „Sachsen" aus der oberen Mosel und Rheingegend, die ebenfalls große Privilegien genossen und unter den Königen aus dem Hause Anjou und unter König Sigismund eine politisch selbständige Nation wurden. Auch die Székler bildeten eine selbständige politische Nation. Es ist natürlich, daß sie unter diesen besonderen Umständen, sich zu einem von den übrigen Magyaren verschiedenen Typus entwickelten. Es wird ihnen große Spitzfindigkeit und Schlauheit nachgesagt. Ihre kriegerischen Eigenschaften sind groß, aber ebenso bedeutend sind ihre volkskünstlerischen, die sich an den charakteristischen geschnitzten Toren, an ihrer Haus- und Kostümkunst zeigen, und am größten ist ihre volkspoetische Begabung. Die Székler Volksdichtung ist den schottischen Volksballaden gleichzustellen.

Infolge der äußeren Bedrängnisse kam 1437 unter den drei Nationen Siebenbürgens jene merkwürdige „Union" zustande, in der der ungarische Adel Siebenbürgens, die freien Székler, die unter einem selbstgewählten Königsrichter eigene Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit hatten, und die freien Sachsen, die im gleichen Sinne einem Sachsen-Comes oder Sachsengrafen unterstanden, zu gegenseitigen Schutz mit gleichen Rechten und Pflichten ein Bündnis schlossen. Aus dem magyarischen Adel Siebenbürgens indessen erwuchsen die nationalen Könige in der Zeit, als die Türken längs der Donau und Theiß den mächtigen Keil eingetrieben hatten, der nach der Schlacht bei Mohács (1526) das Reich spaltete. Während Westungarn an den österreichischen Erzherzog Ferdinand fiel, erstand in dem

Woiwoden von Siebenbürgen Johann Zápolya ein nationaler Gegenkönig. Siebenbürgen, das im ungarischen Mittelalter nur die Eckbastion des Reiches gewesen war, wurde jetzt, da es durch den Türkenkeil losgetrennt von dem westlichen Gebiet war, mit dem angrenzenden Stück Oberungarn ein selbständiger nationaler Staat und tritt auf dem System seiner drei politischen Nationen beruhend als der politische Begriff „Land Siebenbürgen" auf. Die Nation rettet sich auf diese Weise vor dem Untergang. Es ist eine Entwicklung, die in einem großzügigen Plan von dem genialen Pauliner Mönch Georg Martinuzzi (Frater György, Bruder Georg) vorgedacht war und von dem Geist der Geschichte nach einigem Hin und Her durchgeführt wurde. Es lag ein gesunder, lebensfähiger Sinn darin und es fanden sich immer wieder die Männer, die die Fähigkeit und Kraft hatten den Plan zu verwirklichen. Zu diesen gehörten nach Zápolya das Feldherrn- und Organisationstalent Stephan Báthory, unter dem das konstituierte Land staatlich erstarkte, so daß einer seiner Nachkommen Sigismund Báthory schon wieder Eroberungspolitik treiben konnte und dadurch allerdings wieder in die Gefahr kam von der Osmanenmacht zerschmettert zu werden. Unter den folgenden Fürsten hatte Stephan Bocskay das Verdienst diese Gefahr abgewendet und ein Protektionsverhältnis zur Pforte eingegangen zu sein, so daß unter dieser Patronanz das nationale Leben Siebenbürgens sich friedlich entwickeln konnte. Es kam hoch unter dem genialen Gabriel Bethlen und dem willensstarken Georg Rákóczi I. Unter diesen beiden Fürsten begann der Aufschwung in nationaler Literatur und Gelehrsamkeit, aber auch der Kampf um das Prinzip der Gewissensfreiheit, die in Siebenbürgen geheiligte Überlieferung war. Die Kulturmission Siebenbürgens verblaßte nach Verdrängung der Türkenherrschaft aus dem Alföld und nach den unglücklichen Kuruczenkämpfen schließen sich die getrennten

Teile des Reichs wieder zur alten Einheit zusammen, unter der Krone Habsburgs. Siebenbürgen tritt als selbständiger Staat wieder zurück mit dem Titel eines Großfürstentums. Es war nur mehr ein Schatten seiner vergangenen Größe. Auch der Kern seiner magyarischen Bevölkerung ist durch die aufreibenden Kämpfe geschwächt, die fremden Hirtenvölker gewinnen an Ausdehnung. Was an politischer Selbstverwaltung noch bestand, wurde durch die nationale Gesetzgebung des Jahres 1848 aufgehoben und somit das ehemalige „Land Siebenbürgen" wieder dem Mutterlande einverleibt, wie es der Zustand vor der Mitte des 16. Jahrhunderts gewesen war. Es bildet heute wieder eine organische Einheit mit dem verjüngten ungarischen Staate und bedeutet nur mehr einen geographischen Begriff.

Das „kleinodienreiche" Klausenburg (Kolozsvár)

„Kleinodienreich" so nennt die Geschichte diesen Hauptort Siebenbürgens. Und manches Kleinod birgt er auch heute noch, wenngleich mir der erste Eindruck — ich gestehe es offen — ziemlich nichtssagend schien. Im Vergleich mit den altertümlich malerischen Sachsenstädten, schier eine Landstadt ohne besondere Charakteristik. Weite Plätze, breite Straßen im Reißbrettschema, unbedeutende Häuser. Aber Halt! Der gotische Dom auf dem weiten Platz, das mächtige Matthiasdenkmal von Fadrusz, das Bánffyhaus — das Bild gewinnt Größe. Allmählich treten verborgene Züge in die Erscheinung, die Matthias Corvinus-Zeit taucht in schwachen Umrissen an denkwürdigen Gemäuern der älteren Stadtteile empor, jetzt gewinnt man die alte Fürstenresidenz auch schon lieb. Der Eindruck vertieft sich von Schritt zu Schritt. Die historischen Grundlinien werden sichtbar: Reste der uralten Mauern und Türme, einst von den Zünften dieser Bürgerstadt verteidigt, der Bethlenturm, der Schneiderturm, als die Überlebenden der einstigen 21 Türme und

Bastionen. Das war die Arpádenzeit, in der unter den Nachfolgern Stephans die „Gäste" hier angesiedelt wurden, die deutschen Kolonisten, denen die Stadt ihre mittelalterlich gewerbliche Entwicklung verdankte. Die gotische Franziskanerkirche entstand in der alten Burg, um deren Erhaltung sich schon Johannes Hunyadi bemühte; das Refektorium ist noch zu sehen, ein schöner Arkadenhof, prachtvolle gotische Gewölbe mit gewellten Rippen, die aus dem barocken und späteren schlechten Verbauungen allmählich bloßgelegt werden. Die Kunst blüht hier sehr früh; zwei bedeutende Bronze-Plastiker und Schnitzer schufen hier, die Söhne des Malers Nikolaus, und zwar die Meister Martin und Georg, von denen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Bronze-Reiterstatue des heiligen Georg stammt, die Karl IV. geschenkt und auf dem Prager Hradschin aufgestellt wurde.

Die vornehmste Zunft war ohne Zweifel, die der Goldschmiede. Von Matthias an bis Rákóczi zählte man in der Stadt allein über 400 Gold- und Silberschmiede. Der Edelerzreichtum und das nationale Fürstentum Siebenbürgens förderten diese Kunstentwicklung. Noch steht das Haus, in dem König Matthias geboren wurde (jetzt ethnographisches Museum). In der Hunyadi-Zeit und später unter dem selbständigen nationalen Fürstentum Siebenbürgens wird Klausenburg Residenz. Seine Glanzzeit beginnt. Die magyarische Bevölkerung nimmt zu und spielt im Handwerk und Kunstgewerbe eine bedeutende Rolle. Besonders aber in der Entwicklung der nationalen Kultur, wie sich später zeigen wird. Zunächst sei festgestellt, daß nach überlieferten Angaben an der Goldschmiedekunst Siebenbürgens das magyarische Element hervorragend beteiligt war. Was das „kleinodienreiche" Klausenburg in dieser Beziehung besaß, läßt sich an der kleinen aber sehr bedeutungsvollen Sammlung der dortigen Universität ahnend ermessen. Sie enthält teils Völkerwanderungsfunde, teils Proben der heimischen Gold-

schmiedekunst. Das siebenbürgische Email, erhaben in gekörnten aufgelöteten Stegen ist charakteristisch ebenso wie das Ornament, darin Renaissanceeinflüsse mit persischen und türkischen Überlieferungen zusammenfließen. Hierin ist die Eigenart dieser national ungarischen Kunst und Kultur zu suchen, die gerade im 16. und 17. Jahrhundert in Siebenbürgen Zuflucht und Entwicklung gefunden hat, was sich an den handwerklichen Arbeiten, an den Teppichen, Stickereien, Schmucksachen und Gewändern offenbart. Orientalische Kulturkreise verschmelzen hier mit westlichen, besonders der Renaissance, zu einer Zeit wo Tiefungarn, das Herz des Landes, der Türkenherrschaft unterlag. Oberungarn und Siebenbürgen blieben als natürliche Festungen im großen und ganzen verschont; hier konnte sich, besonders in Siebenbürgen eine nationale Kultur entwickeln.

In dieser Zeit der Religions- und Freiheitskriege wird Klausenburg Freihafen und Hort des geistigen Lebens, ganz ähnlich wie Debreczen. Derselbe Kaspar Helth, ein magyarisierter zum Unitarismus übergetretener Sachse, der in Debreczen die erste Druckerei anregte, wandte sich alsbald nach Klausenburg und errichtete auch hier eine Presse. Das Ereignis ist bedeutungsvoll, ganz wie es für Debreczen war; auch Klausenburg wird Bildungsstadt, Literaturstadt und schließlich Universitätsstadt. Die Reimchronik des ungarischen Troubadours Sebastian Tinódi erschien hier; die erste ungarische literarisch-wissenschaftliche Zeitschrift wurde 1814 beim Wiedererwachen der nationalen Literatur hier gegründet und ferner entstand um 1820 in Klausenburg das erste ungarische Nationaltheater. Die Universität, die ihre Wurzeln in jener Buchdruckerpresse hatte und ihre erste Form in der Gründung eines reformierten Kollegium (16. Jahrhundert) fand, gelangte schon im 18. Jahrhundert zur Blüte. Heute scheint es, als ob in dem Universitätsteil eine ganz eigene Schul- und Bildungsstadt emporwachsen würde, mit

modernen Studiengebäuden, Kliniken, Erziehungsanstalten und verwandten Instituten als Bollwerk magyarischer Kultur in Siebenbürgen, wie es etwa vergleichsweise Hermannstadt für den siebenbürgisch-sächsischen Teil ist.

Hat man den Geist dieser Stadt, seiner Überlieferung und seiner Menschen ergriffen, dann ist man der Kleinodienreichen als Gast schon innerlich verbunden, der nur mehr ungern scheidet.

Siebenbürgisch-sächsische Städtebilder

Karfreitagszauber heiligte das Landschaftsbild, als ich heuer im großen Kokeltal hinauf fuhr gegen Kronstadt. Die alten siebenbürgischen Sachsenstädte mit Türmen, Stadtmauern und Wehrgängen, eingebettet in das frühlingshelle Grün der Hügel am Silberband des gewundenen Flüßchen — ergriffen denkt man an die treuherzigen Meister der niederdeutschen Schule. Die haben ähnliche Bilder gemalt, wie man sie hier noch als Wirklichkeit schaut. Deutsche Vergangenheit steht vor dem Wagenfenster wie eine Vision. Die Verwandtschaft ist nicht zufällig; vom Niederrhein und der oberen Moselgegend, sowie aus Luxemburg kamen ja die deutschen Siedler, die König Geisa im 12. Jahrhundert rief; hier pflanzten sie das Schwert in den Boden und schwuren dem König, dem Land und sich treu zu bleiben. Deutsches Volkstum und ungarische Staatstreue flechten hier den ewigen Bund, der heute heiliger ist denn je. Wie steinerne Rolande sehen diese trutzigen Städtchen und Kirchenburgen drein, einst wehrhafte Faust gegen die feindlichen Anstürme und zugleich gesittende Hand, die Axt und Pflugschar führte und altdeutsche Kultur im Schutz reicher Privilegien zum Erblühen brachte. Und die alten deutschen Meister haben ihre Handschrift geliefert dazu auf goldenen Flügelaltären in dem steinernen Geflecht gotischer Dome. Das bürgerlich enge Leben flüchtete in das Gleichnis der Großen Passion.

Kronstadt (Brássó)

Der Zug steigt talauf und rollt sacht ab in die fruchtbare Ebene des Burzenlandes. Die Ruinen der Marienburg ragen auf, von deutschen Ordensrittern erbaut, die diesen Landstrich kolonisierten und die Walachei bis zur Donau unterwarfen. Wär's nach ihnen gegangen, gäbe es keine Rumänen mehr. Aber sie taten zu selbstherrlich und mußten sich ein anderes Wirkungsfeld suchen, im slavischen Norden, wo sie den Grund zu Preußens Werden legten. Die große Kirchenburg Rosenau und die Grenzfeste Törzburg sind Schöpfungen der deutschen Ritter, nebst fünfzehn anderen Ortschaften, zu denen die Krone des Burzenlandes gehört, Kronstadt. Sie liegt als Bergstädtchen zwischen drei Hügel, in einen Kessel gebettet, am Fuß des Schulergebirges, das mit einer Steilwand, der hohen Zinne, die selbst einst eine Ordensritterburg trug, zur Stadt abfällt. Der Königstein, der Butschetsch, der Hohenstein bilden steinerne Wächter gegen die wallachische Niederung, in dem hohen, steilen Grenzwall Siebenbürgens, dieser natürlichen Festung.

Meistersingerstimmung finde ich in der „schwarzen Kirche" Kronstadts, in diesem gotischen Dom aus bröseligem Sandstein, vom Brand geschwärzt, von Unbilden der Zeiten und der bilderstürmenden Kriege verstümmelt, mit zerbröckelten Postamenten, wo steinerne Apostel standen, und dem schier verblichenen gemeißelten Eichenlaub am Portal.

Der Reformationsjünger Kronstadts, Johannes Honterus predigt in dem Standbild an der äußeren Kirchenwand; Hans Sachsens Zeit geht noch leibhaft um unter den gotischen Wölbungen des Innern. Ich sehe die Sitze der Zünfte, im Mittelschiff das Gestühl der Meister, auf den Galerien die Bänke für die Gesellen. Die Tuchmacher- und Lederzunft ist noch frischen Andenkens. Martin Luther blickt aus dem Bilde des Lukas Cranach in den Raum. Das Stadtwappen,

die Wurzel mit der Krone, und das Wappen Matthias Corvinus mit dem Raben prangen im steinernen Bogen; das sanfte, seidige Leuchten alter orientalischer Teppiche aus der Zeit türkischer Oberhoheit zieht den Blick empor. Ich sehe siebenbürgische Goldschmiedearbeiten, die den Meister Sebastian Hann preisen, ich höre die Domglocken, die größten des Landes und die berühmte Orgel; die Bürger wallen zur Kirche im Bratenrock und Zylinder, das Gesangbuch in der Hand, die Gemeinde singt, der Stadtpfarrer predigt in schlichten vernunftgemäßen Worten. Ich möchte fast glauben, daß der Geist der Zünfte noch nicht ausgestorben ist.

Später sitze ich im Pfarrhof dem Stadtpfarrer gegenüber. Das Gespräch kreist um siebenbürgisch-sächsische Angelegenheiten. Das Leben beobachtet sich unausgesetzt selbst, auf dem Einzelnen liegt viel, die Sammler- und Forschertätigkeit wird von Amateuren betrieben, zum Teil mit großem wissenschaftlichem Ernst, ein Selchermeister hat eine berühmte Käfersammlung angelegt, ein Likörfabrikant eine äußerst wertvolle prähistorische Sammlung. Die Kirche hat den Bildungsbetrieb fest in der Hand, der Dombezirk mit dem dichtgeschlossenen Häuserkranz um den „Honterushof" gleicht einer Schulrepublik. Bodenbesitz, Stadtverwaltung und Intelligenz wird von der deutsch-protestantischen Minderheit verkörpert. Die Enge der Verhältnisse, der Selbsterhaltungskampf des Volkstums inmitten anderer Nationalitäten bildet gewisse Eigenschaften aus. So das starre Festhalten am Eigenen, das Zusammenschließen in festen Verbänden, die Abwehr alles Fremden, das ist Tugend in solcher Lage. Freilich mit dem leisen Unterton von Sippen- und Cliquenwesen, von Zunftgeist, der sich nicht zufällig in gewissen Zeichen andeutet.

Aber das ist nur die eine Seite. Und die andere?

Im Gespräch gehen die Gedanken nebenher. Das durchgeistigte Gesicht vor mir, diese eigenartige Mischung von

etwas feierlicher Pastorenwürde und kritischem Scharfsinn, von Seelsorgermilde und harter Logik, von Weltweite des Wissens und dem leisen Nebenton der Unduldsamkeit, der zuweilen die prickelnde Ingredienz tieferer Menschenkenntnis ist, in meiner Menschensammlung ein interessanter Charakterkopf mitsamt dem schlicht behaglichen Rahmen des angenehm altmodischen Empfangszimmerchen im Pfarrhof; eine Stunde nicht ohne Gewinn für mich. Auch seine Gedanken gehen im Gespräch nebenher.

Ja, und die andere Seite, die erst den Typus des Kronstädters ergänzt? Diese Menschenkenntnis ist es, die er im Grenzverkehr erworben, der andere Pol seiner altbürgerlichen Enge, die gleichwohl mit dem deutschen Ideenstrom lebendige Fühlung hat, und es zugleich ablehnt, die Individualität des anderen zu erfassen, aus Angst, die eigene zu verlieren — scheinbare Gegensätze, aus denen sich das Kronstädter Profil entwickelt.

Ich schreite über den Marktplatz und bewundere das prachtvolle Konzept des Renaissance-Rathauses in der Mitte des Platzes; die alten Stadtmauern und Türme, das Rathaus und die Zinne erinnern an Salzburg mit der Mönchsbergwand; der Schloßberg mit dem alten Kastell gemahnt an Graz; aber die eleganten Schauläden mit den Luxuswaren zeigen auf Bedürfnisse einer fremden Kundschaft, die über den Predeal kam, und rücken vor Augen, daß Kronstadt Industrie- und Handelsstadt ist, die es versteht, die Menschen zu nehmen, wie sie sind, ohne ihr Eigenes preiszugeben.

Dies ist das äußerliche Kronstadt; das innerliche ist die „schwarze Kirche". Die „Universität", so heißt der sächsische National- und Kirchenfond, hält Schule, Bildung, Volkstum in strenger Disziplin zusammen, sie ist der Bau der Gemeinde, wie es der Dom ist. Aber die Unbilden der Zeiten nagen an dem Gemäuer, und der beharrlich abgelehnte Fremdkörper dringt ein, untergräbt das Fundament, unbe-

merkt und darum um so gefährlicher. Das Rumänentum. Sie sind die Kinder der Dienstbarkeit, die untere Gewerbeschicht; es macht heute schon ein Drittel der Stadtbevölkerung aus. Das deutsche Volkstum steht im Schutz des Magyarentums und doch schien den Siebenbürger Sachsen der dienende Rumäne harmloser. Das war bestimmt ein Trugschluß — —

Hermannstadt (Nagy Szeben)

Vollkommen getreues Spiegelbild alter Mosel- und Rheinstädte an diesem fernen östlichen Pol! In einer Landschaft mit kahlen Hügeln, die ihre Eigenart von der Eifel borgen! Mit dem Ausblick auf blaue Alpen, wie es die alten Meister in ihren bildgewordenen Träumen lieben, auf das Fogaraser Gebirge der transsylvanischen Alpenkette mit dem Rotenturmpaß, wo der Turm so rot vom Türkenblut ist, und mit dem lieblichen Vorland des Michelberg und dem Tuchmacherstädtlein Heltau, wo eine schöne Kirchenburg zu schauen ist.

In den Mauern von Hermannstadt das Erinnerungsglück, das man beim Anblick schöner alter Städte empfindet. Auf Schritt und Tritt Bekanntes aus vergangener Zeit, der wir wohl längst entwachsen sind, und die mit Sehnsuchtsstimmen in einem verborgenen Winkel der Seele laut wird, wie ein halbvergessener Kinderreim, der unbewußt auf die Lippen tritt.

Nie war ich hier und schon bin ich zuhause. Und grüße den Ratturm, diesen vierschrötigen Veteran mit der Blechhaube, ein richtiger Torwart am Rande der Bastei der Oberstadt, der gar eisenfresserisch tut und von vergangener Kriegsnot erzählt und der künftigen noch nicht gedenkt, die nun Begebenheit geworden ist. Sein großes Wächterauge, die nächtens beleuchtete Turmuhr, schaut auf den großen Ring herab, diesen geräumigen, würdigen Stadtplatz, der so viele Brüder und Verwandte in alten deutschen und österreichischen

Städten hat. Mit Nachtwandlersicherheit gehe ich hier herum, orientiert nach dem geheimen Gesetz dieser Städte, die den gleichen Ahnenzug haben. Ich gehorche der inneren Führung.

Hinter dem Torturm tut sich der kleine Ring auf; das alte Knochenhauerhaus und die Laubenreste geben ihm sein eigenes marktbürgerliches Gesicht, während der große Ring die Honoratiorenwürde der bepuderten Allongeperrücke zur Schau trägt. Am Huetplatz lockt mich ein schöner Hausflur aus der Zopfzeit, eine patrizierhafte Treppenanlage mit alten Gemälden, Stichen — das Gymnasium. Ein himmelwärts gerichteter Zeigefinger, der gotische Turm, bezeichnet den Dombezirk. Stille, Klarheit, Predigerlogik. Aber der Dom ist gotisch und drinnen prangen Fresken von Johannes Rosenau. Mystische Glut und Andacht. Ein steinerner Zug von Königsrichtern oder Sachsen-Comes wandelt farbig und charaktervoll in der Pracht der Gewänder und der persönlichen Schärfe der Mienen den inneren Kirchenwänden entlang, wo die polychromierten, porträtmäßig gemeißelten Grabplatten aufrecht und lebensgroß stehen. Und diese Taufbecken aus Bronze, Riesenbechern gleich, mit figuralem Relief, siebenbürgische Arbeit, die in allen Sachsenstädten, bewunderungheischend auffällt!

Aber nicht weniger Bewunderung verdient dieser Ausblick auf die Stadt mit ihren nürnbergischen Dachidyllen. Die steinernen Stimmungsgedichte aus Mauern, Stiegen, Dächern, Quadern und etwas Grün zwischen den Ritzen und in Blumentöpfen zwischen Fenstern, diese Spitzwegschen Bilder und Musäusschen Märchen alter deutscher Städtebauweise!

Ich steige die Stufen hinunter zur Unterstadt, wo das kleinere, gewerbliche Leben haust. Und bleibe an jeder Biegung stehen, von einem neuen Bild aus alter Stadt betroffen. Und gehe durch Schwibbögen, alten Stadttürmen entlang

und sehe in Tore mit gotischen Wölbungen und in Höfe mit Solitärpflanzen und gehe an winzerhausähnlichen Häusern vorbei und fühle den empfindsamen Hauch des Empire- und Biedermeierzierrat. Von der Gotik zum Biedermeier — alles ist in dem lieben, innigen Bild der alten deutschen Stadt.

Auch die Renaissance. An der Stadtmauer stehen die ältesten zwei Haustypen aus dem 16. Jahrhundert. Ein Löwenzwinger ist an der Hofseite, ein farbiges Löwenrelief an der Hauswand, ein Saal trägt Stuckplafond mit Löwen und Engel. Dann ist das schöne Patrizierhaus des Sachsengrafen oder Königsrichter Markus Pemfflinger (1545), das jetzt Rathaus ist.

Groß steht auch das 18. Jahrhundert da, verkörpert in barocken Bürgerhäusern, in dem evangelischen Bischofspalais und im Bruckenthalschen Haus, das jetzt Museum ist. Bruckenthal, das ist die stärkste historische Persönlichkeit in Hermannstadt. Gouverneur Siebenbürgens unter Maria Theresia mit der heimlichen Mission, das Sachsenland zu rekatholisieren, das dieser Sohn der Heimat, von bäuerlichen Eltern her, aber nicht tat. Dagegen lebte er als Grandseigneur im Stil seiner Zeit, umgab sich mit aller Kunst, deren er habhaft werden konnte, verkörperte als Sammler und Liebhaber den Typus des Enzyklopädisten. Ihm verdankt Hermannstadt eine reiche Galerie, darin J. van Eyk, Memling, Breughel, van Dyk vertreten sind, eine kostbare Bibliothek mit vielen Inkunabeln, ein naturwissenschaftliches Kuriositätenkabinett, eine Münzensammlung, ein Antikenkabinett, kurz einen wahren Schatz an Erlesenheiten.

Die Grabplatten der Königsrichter, das Bruckenthalsche Palais, das sind Zeichen, daß Hermannstadt der Hochsitz der geistigen und politischen Lebensmächte des Sachsengaues war. Damit tritt das Charakterbild der Stadt ins Relief. Sie ist heute noch zum Unterschied von den anderen Sachsen-

städten Siebenbürgens Weltstadt, wenn man so sagen darf, Brennpunkt des siebenbürgisch-sächsischen Lebens.

Das besagt das Bischofspalais als Mittelpunkt der Nationalkirche und des Schullebens, der siebenbürgische Verein für Naturwissenschaft und das Museum des Karpathenvereins als die Kristallisationen des heimatlichen Sammlereifers, die Bankinstitute, vor allem die Hermannstädter Sparkasse als kapitalistisch organisatorisches Gebilde, die kulturtechnische und kolonisatorische Nationalpolitik treiben, Elektrizitätswerke schaffen, Innenkolonisation bankmäßig durchführen und nach deutschen Vorbildern ausblicken. Hermannstadt pflegt den stärksten Kulturaustausch. Alle Lebensfaktoren aber sind, wie in den Sachsenstädten überhaupt, auf die Erhaltung ihres deutschen Volkstums gerichtet, und sind gleichzeitig überzeugte, staatstreue Ungarn. Und von den Hermannstädtern darf man wohl sagen, daß sie den umgänglichsten Typus unter den Siebenbürger Sachsen darstellen, der es weltklug versteht, das Trennende zu verbergen, und das Gemeinsame zu betonen.

Von den Steinen zu den Menschen sind nun alle Beziehungen klar. In den Begriff Stadtseele fasse ich beide. Der offene, gewinnende Charakter des Stadtbildes, das sich mit soviel altväterlicher Stimmung auftut und zugleich soviel „Welt" hat, daß man die Enge nicht fühlt und sich frei geben kann und darf, paßt auf die Menschen. Auf der Elektrischen vom „jungen Wald" herein, diesen ozonhauchenden Lungen der Stadt, werde ich mit einem gemessenen liebenswürdigen, von innerer Herzlichkeit erfüllten Mann bekannt, dem eifrigen Sammler und Künder der Heimatkunst, Sigerus, der mir erfreut erzählt, daß er nichtsahnend am selben Tag eines meiner Bücher einem jungen Ehepaar geschenkt hat. Ich erzähle es als weiteren konkreten Beweis, wie sehr sie mit uns im geistigen Kontakt stehen. Und was soll ich von dem liebenswürdigen Eifer des Magnatenhausmitgliedes und

Direktor der Hermannstädter Sparkasse, Karl Wolff, und der rührenden Gastlichkeit seines Hauses am großen Ring erzählen, der die Rolle des Wirtes übernimmt, des dankenswerten Automobilwirtes, der mir im Flug die reizvolle Umgebung erschließt, die kostümreichen Sachsendörfer samt Heltau und Michelsberg, und mit der Behäbigkeit des Alters den schalkhaften Frohsinn der Jugend verbindet, daß man sich bei ihm warm und wie zu Hause fühlt? Oder von dem standhaften Stadtpfarrer Schullerus, der mein Führer im Stadtbereich war, ein Mann ganz Geradlinigkeit und Pflichteifer, der sich's nicht nehmen ließ, in der Heimsuchung durch den Feind bei den Seinen in der Stadt auszuharren als treuer Hirt seiner Gemeinde? Oder von dem Bischof Teutsch, ganz Seelengüte und Milde, im Gegensatz zu dem hartgeschmiedeten Vater Teutsch, dem streitbaren Bischof, der ein richtiger durus Schaessvarinus war, wie sich der Sachse der benachbarten Stadt Schäßburg gerne nennt? Im Bischofspalais ist von geistlicher Fürstenherrlichkeit keine Rede, wohl aber von dem stillen Zauber einer altbürgerlichen Häuslichkeit, fein und leise erhöht von dem Anhauch des Seelsorgergeistes. Und abends kreise ich stundenlang mit dem Abgeordneten und Leiter des Siebenbürgischen Tagblattes Emil Neugeboren um den großäugigen Turmriesen der Stadt im abhärtenden Männergespräch, das schließlich die politischen und völkischen Gegensätze, die meinen Begleiter beunruhigen, zu einem Einigungspunkt bringt, wo der Genius der Menschheit seinen Segen gibt.

Und abends dann mit den Genannten und einem Dutzend weiterer Vertreter der politischen und kulturellen Mächte der Stadt an einer langen Tafel, wo Einmütigkeit herrscht. Die Meinungsverschiedenheiten und Gegensätze sind wie Doggen an die Kette gelegt und kauern unter dem Tisch. Der verbindliche und angenehm gesellschaftliche Ton hebt dieses Trennende auf, läßt es vergessen, wenigstens auf die Stunde

der Gemeinsamkeit. Ich meine auch das ist eine Tugend; ich hebe hervor, daß sie den Hermannstädter zu seinem Vorteil ziert.

Mediasch (Medgyes)

Die Traube in der Hand — das ist das Stadtwappen. Der Wein glüht in dieser großen grüngoldenen Schale des Hügellandes im Tal der Kokel. Und die Stadt selbst ist die steinerne Hand, die die reifende Traube hält; und die gewölbten Keller sind die Kelter, darin das kostbare Blut der Erde eingefangen ruht, der rote Rausch.

Winzerstadt. Sie hat einen fröhlicheren Blick als die anderen Sachsenstädte und ein leichteres Gemüt und könnte ganz ebenso am Main, an der Mosel, am Rhein stehen. Sie ist ein Landkind wie alle Winzerstädte trotz der Wucht der behelmten Tore und Türme, trotz der wehrhaften Kirche und des geräumigen Marktplatzes, der leer scheint, weil er so groß ist. Sie gleicht dem frommen Landknechtsgemüt, das gar trutzig dasteht, und in der Herzenseinfalt gottselige Gedanken hegt. Der Gottesgedanke thront auf dem gotischen Flügelaltar und flammt in den alten Fresken der Kapelle auf, die mit Gerümpel angefüllt ist. Türkische Teppiche hängen vom Gestühl der Kirche wie in Kronstadt. Im Gotteshause tagte die erste protestantische Ständeversammlung, die „Universität", die die Jesuiten des Landes verwies. Bei aller Frommheit blieb der Landsknecht auf sein Weltliches bedacht. Und steht fest mit zwei Beinen auf Erden wie die Tortürme vom Mediasch.

Auch darin gleicht sie den westdeutschen alten Schwesterstädten dieser Art, daß sie nicht vom großen Leben durchströmt ist. Sie ist eine Verbindung von Dorf und Burg und ist auf dieser frühen Stufe stehen geblieben. Der Schritt geht hallend über Katzenkopfpflaster. Selten holpert ein Wagen durch, es sei denn ein Lastwagen; von Straßenbahn

ist keine Spur. Beschaulich und ländlich einfach läuft das Leben ab, nach dem Herzschlag der Jahreszeiten, oder des Rebengottes, der auf den Hügeln schläft, zu Tal steigt und wieder schläft. Seit jener ersten Synode hallt nicht viel vom Streit der Parteien herein in diese Arche Noahs, außer wenn schon die Sintflut vor der Tür steht oder die Kriegsnot, von der die Mauern erzählen und die Unheilschronik dieser Tage.

Ich gehe in den einsamen Mauern des Kirchenkastells umher, klettere über Treppen und Laufgänge der Wehrbauten und Wachtürme, sehe von der Sternwarte des neuen Gymnasiums auf die Winzerstadt herab, die steingrau in Grün gebettet ist. Durch zerbröckelnden Stein finde ich mich in die versonnene Stimmung des Pfarrhauses, das einmal ein Kloster war. Stein ward hier Gebet unter dem Meißel des gotischen Bildners, aber die Tünche und manche Veränderung der Zeit zog einen Schleier darüber, und bedeckt das fromme Geheimnis mit Vergessen. Der Pfarrer zeigt mir alle Winkel des Hauses mit naiver Entdeckerfreude.

Er möchte mir beim Abschied noch manches erzählen, wenn ich noch bleibe. Er sucht nach Worten, die ungesprochen bleiben; ich lese in seinen Blicken. Man ist nicht so gewandt und redegeübt in diesen verträumten Städten, die Vergangenheit haben, aber keine Gegenwart; und so gehe ich denn, trotz der stummen Bitte. Und scheide doch ungern von dem geruhsamen Dasein der Winzerstadt, zu der ich wiederkehre, wenn auch nur im stillen Gedenken.

Schäßburg (Segesvár)

So viel bekannte Züge hat das Antlitz dieser Stadt. Rothenburg sagen die einen; Nürnberg die anderen. Auch an die Wartburg könnte man denken, an Augsburg, an gewisse Tiroler Bergstädte. Des Vergleichens wäre kein Ende. Es ergeht einem wie mit Menschen, die viele Doppelgänger haben.

Ein Fels schiebt sich empor und trägt wie der heilige Christophorus auf Schulter und Rücken das Heil der Welt. Die gotische Kirche und die Schule, das Gymnasium. Einst war es der Burgberg, heut heißt er Schulberg. Der Stundenturm blieb von der einstigen Burg nebst Mauerwerk, an dem der Flieder hängt und die Kapuzinerkresse und kleine Gemüsegärtlein. Der Luginsland blickt auf die Dachidyllen der Unterstadt, auf das Schlachtfeld, wo Petöfi 1849 im Kampf gegen die Russen verschollen ward — er hat ein Denkmal hier oben vor dem Komitatshaus — und schweift weit in die frühlingshelle Berglandschaft, die zu den Kronstädter Pässen ansteigt, und mit ihrem rauheren Atem den Weinstock fernhält. Bürger- und Handwerksstadt ist Schäßburg. Auch Schulstadt. Rufer im Streit. Ein feste Burg.

Rauh wie die Luft ist der gehärtete, streitbare Sinn des Schäßburgers, auf den das Wort gemünzt ist: durus Schaessvarinus. Im Stundenturm, der das Altschäßburger Museum birgt, lese ich auf einem Bild, das einst in der Ratstube über dem Bürgermeisterstuhl hing, den Spruch:

„Schau Richter auf den Stuhl, den ich mit Angst besitze
Und wenn ich halte Recht, so glaube, daß ich schwitze.
Es ist mein Vaters Haut, der hat das Recht gebrochen,
Drum hat Cambyses ihm sein Leder abgezogen.
1685."

Das spricht nicht gerade von Weichmütigkeit. Und im alten Dom zunächst am Berg, finde ich in dem schönen Chorgestühl mit Architekturintarsien und Schnitzereien von Meister Reichmuth die Worte:

„Wer in diesem Gestühl will stahn und nit Latyn reden kann
Der soll bleiben drauß, daß man ihn nit mit Kolben laus!"

Bildungsbewußt, aufrecht, aber hart — in diesen zwei Sprüchen haben wir schon ein Charakterbild, nicht nur der Zeit des „Humanismus", sondern überhaupt des Schäßburgers.

Etwas von diesem Geist blieb immer in diesen Patriziern, die als Freie gleich den adelsberechtigten Magyaren Bürger- und Bauernbarone waren auch ohne Adelsprädikat, rein kraft ihrer Privilegien. Zu ihren besonderen Gerechtsamen gehörte, daß sich auf ihrem Land und auf ihrer Stadt keiner ansiedeln durfte, der nicht als Bürger aufgenommen wurde. So blieben sie rein und unvermischt, aber auch so unbiegsam und etwas eingeschnürt. Aber das ist wieder Gesetz der Arterhaltung. Selbst Rákóczi, der 1619 auf sächsischem Boden einen Meierhof erwarb, mußte sichs gefallen lassen, daß ihm der Bürgermeister Martin Eisenburger den Hof niederbrannte. Der büßte es freilich mit dem Kopf. Doch das Beispiel des durus Schaessvarinus wirkte fort. Einer von den starken Männern Schäßburgs war der Bürgermeister Rosenthal. Das Wappen über dem alten Hause zeigt eine Hand mit der Rose. Er führte Reformen ein, wonach ein Jeder, ob Bauer, Bürger oder Adeliger, nach seinem Vermögen besteuert werden sollte, alles, was später das Jahr 1848 von selber brachte. Dem Rosenthal aber als Vorläufer hat es den Kopf gekostet.

Die Blüte der Stadt verfiel, die Zeit des Hans Sachs und der Fugger war vorüber, die stolze und steife Augsburger Tracht wanderte in die Rumpelkammer der Vergangenheit oder fristet auf weltfremden Dörfern ein verkalktes Dasein, selbst die alten Vorrechte gingen mit den staatlichen Veränderungen seit 1848 verloren, doch das Seelenelement des durus Schaessvarinus blieb, der harte Kopf und der eigene Sinn.

Im Gymnasium bin ich in der sächsischen Walhalla; von den Wänden schauen die Porträts der Männer, die um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Bestand des sächsischen Volkstum neu erkämpften. Die Zeit brauchte harte Männer, in Schäßburg fanden sie sich. Der stärkste unter ihnen ist der Bischof G. D. Teutsch, Sohn

eines Schäßburger Seifensieders und Vater des jetzigen weich und seelenhaft gearteten Bischof. Ein harter Kopf mit Denkerstirn und klaren strengen Augen sieht aus dem Bildnis, ein kühler, bohrender Beobachter, Willensmensch, gelegentlich entschiedener Verneiner, die Lippen schmal, verkniffen, der Mund breit, zum Reden geschaffen aber auch zum Schweigen, das Kinn energisch, ebenso die etwas überhängende, bauernhaft primitive, starke Nase, kurz ein politischer Führer, der die Herde zusammenzuhalten wußte, mit fester Hand. Er hat das dreibändige Geschichtswerk über die Sachsen geschrieben. Sein Gegensatz ist der Stadtpfarrer Schuller gewesen, Mitbewerber um den Bischofsstuhl, eine weiche Seelsorgernatur, kein Streiter und Kämpfer. Dann ist Joseph Halterich, der siebenbürgische Grimm, Sammler sächsischer Volksmärchen; der Lyriker Michael Albert, Lehrer und Begründer des Alberthaus-Internats; Georg Binder, der bischöfliche Vorgänger des G. D. Teutsch bis 1867, u. a. Diese Männer, die auf der Schulburg thronten — sie waren alle Lehrer oder Rektoren des Gymnasiums — erblickten ihre Aufgabe darin, die Sachsen durch Schule und Kirche kulturpolitisch und völkisch zusammenzuhalten seit — nach 1848 — das starre Gefüge des Mittelalters aus dem Leim ging. Das Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, daß die Schule in den Händen der protestantischen Kirche blieb, die Volkskirche ist. In diesem Sinn hat es schon in den fünfziger Jahren der Schäßburger Joseph Andreas Zimmermann in Wien durchgesetzt, daß das sächsische Nationalvermögen, die sogenannte „Universität" zu Schulzwecken verwendet werden durfte. Die Kirche ist bürgerlich und mit der Schule der feste Stab der deutschen Kultur in Siebenbürgen. So haben die 230000 Sachsen nicht weniger als fünf Vollgymnasien, zwei Untergymnasien, eine Oberrealschule, eine Unterrealschule, eine Lehrerbildungsanstalt und eine Lehrerinnenbildungsanstalt. In seiner Schul- und Kirchenpolitik, die er sich viel

kosten läßt, erblickt der Sachse den Halt seines Volkstums. Es ist seine Form von Kulturpolitik.

Es gibt noch andere sinnfälligere Zeichen dafür. Heimatkunst, die süddeutsch anmutet. Unterwegs auf dem Treppenabstieg vom Schulberg finde ich Neubauten, die sich dem Alten harmonisch angliedern. Auch das Hotel Stern überrascht mich. Es könnte die Zierde einer gutbayerischen Stadt sein. Ich erinnere mich an das Mediascher Gymnasium und an ein paar Villen in Hermannstadt, die entschieden münchnerisch sind. Im guten Sinn modern. Nach reichsdeutschen Heimatschutzgedanken orientiert. Ein junger Architekt, namens Balther ist der Baumeister, ein sächsisches Talent. Leider in Serbien kriegsverschollen. In dieser opfervollen Zeit, die so viele Kulturblüten geknickt hat.

Kulturpolitik treiben auch die sächsischen Kapitalsmächte, die Banken. Sie geben Dividenden zur normalen Verzinsung von 6% und verwenden den Überschuß für Kulturzwecke. Dazu gehören die Raiffeisenkassen, die Schultze-Delitzschverbände, die Ansiedlungsbestrebungen, als sozialbürgerlicher Ausdruck des Gemeinsinn, der altdeutsch anmutet in einer Zeit, da der schrankenlose Wirtschaftsegoismus und das Streben nach Selbstbereicherung in der Welt die Vorherrschaft hatte. Im siebenbürgischen Sachsenland standen alle Kräfte im Dienste der Volkserhaltung und der Ertüchtigung.

Es ist der Geist, aus dem die Wunderstädte alter deutscher Kultur entstanden sind. Sie erweckten den Neid der Nachbarn und legten das Schwert neben Pflugschar und Handwerkszeug. Ohne die Wehrtürme und Ringmauern, ohne die hartköpfigen Bürgerhelden und Männer der „sächsischen Walhalla" wären die deutschen Städte des Ostens nicht mehr. Türken und Székler fielen in vergangenen Zeiten ein, aber höchstens die List konnte vorübergehend erreichen, was der Gewalt nicht gelang. So ließen die Székler einst ein Faß

Wein durch den Stundenturm führen, wo just das Rad brach und die Bresche legte für den bewaffneten Einbruch. Aber nach einem Winter waren die Schäßburger Männer wieder Herren der Stadt.

Die Abgeschlossenheit des Charakters, die Herbheiten und starren Tugenden, die auch ihre Kehrseite haben, sind geworden im Kampf ums Dasein. Die politischen Kämpfe gehören der Vergangenheit an, die Geberde der Abwehr ist geblieben, gemildert zur selbstbetrachtenden, sentimental gefärbten Erbaulichkeit oder zum Teilnahme heischenden Klagelied, das sich an die Adresse der deutschen Brüder im Reich richtete. Woraus dann die nicht mehr ganz zeitgemäße Legende von der „Deutschenunterdrückung" entstand, die in dieser Anklagewucht selbst von den Siebenbürger Sachsen daheim widerrufen wird. Jüngst in diesen Tagen und gerade von Schäßburg aus, wo eine stürmische Huldigung für den Grafen Stephan Tisza erschien mit dem ehrlichen Einbekenntnis, daß das Deutschtum in Siebenbürgen nur im Schutz des Magyarentums seinen Bestand zu finden weiß. Längst hat sich der staatskluge Sachse zur Mutter Hungaria bekannt, nicht nur trotz, sondern auch wegen der Wahrung seines Volkstums.

Sonntagsbesuch im magyarischen Bauernhaus

Bánffy-Hunyad ist berühmt wegen der schönen Trachten. Aber wir fanden nicht nur schöne Trachten, sondern auch schöne Menschen. Schön in des Wortes innerster Bedeutung. Ich bitte, das sind Überwerte, die in der Welt nicht gerade zum allerhäufigsten gehören.

Ein guter Stern hatte uns geführt, gerade war Kirchgang, als wir kamen. Zwischen den weißen Bauernhäusern wallten sie einher, Frauen und Mädchen in blumigen Gewändern, wandelnde Blütensträuße, als ob der Frühling auf den Beinen wäre mit bunten Hochzeitsbuketten. Ich

weiß nicht, was ich mehr bewundern soll, die schöne Gestalt, das schöne Antlitz, das schöne Kleid. Soll ich die Rose zerpflücken, um sie in theoretische Schubfächer einzuordnen, in Abstraktionen, die nur mehr ein schwaches Leben atmen? Später, vielleicht, wenn sich die Brauttruhen vor unseren staunenden Blicken öffnen werden, aber ich bitte schon jetzt den zünftigen Ethnographen, mir nicht allzu streng über die Achseln zu gucken, ich habe eine mehr künstlerische als wissenschaftliche Freude an der lebendigen Erscheinung und nehme sie als Ganzes, das ich nicht gern zerfasere, weil dabei das Beste verloren geht. Und wieviel künstlerische Freude steckt unbewußt in diesen Frauen und Mädchen, die in solchen fast höfischen Gewändern einherziehen? In hohen, roten Saffianstiefeln, den plissierten Rock vorne offen und wie ein Reitkleid hochgerafft, das buntfarbige, innere Beleg als breiten Saum nach außen geschlagen und hinaufgezogen, über dem weißen plissierten Unterrock eine gestickte Schürze, ebenfalls reich gefältelt, die Weste aus Leder, Samt oder Tuch bestickt und mit Applikationsarbeit versehen, die bauschigen Hemdärmel ebenfalls farbig bestickt, wobei Orange eine Hauptrolle spielt, alles Handarbeit in stilvoller Musterung, ebenso stilistisch streng wie der Szür der Männer oder der kurze Bauernrock aus weißem Lammfell, reich bestickt und mit Lederapplikation besetzt, florale Muster, die zum Urbestand der ungarischen Bauernkunst gehören. Was aber nützt das trockene Inventar, wenn ich nicht das Wesentliche dazu geben kann, die stolze, aufrechte Haltung dieser Königinnen des Dorfes, die eine bändergeschmückte Krone tragen aus weißen Glasperlen und bunten Steinen, die Parta, zum Zeichen ihrer Heiratsfähigkeit oder des Brautstandes oder wie? Ich höre erzählen von einer alten siebenbürgischen Sitte des Mädchenkaufes und des symbolischen Mädchenraubes, Dinge, die nicht wörtlich zu nehmen sind, aber die irgendwie legendenhaft aufklingen in der Tracht und in

überlieferten Gebräuchen oder auch nur in einer vagen Erzählung.

Unterwegs haben wir auch schon Bekanntschaft geschlossen, es macht sich schnell, wenn man es mit guter Art und ohne Hintergedanken anfaßt. Die Schöne hat den Beinamen die Birke. Sie ist so schlank und groß wie ein Birkenbäumchen und hat einen so schneeweißen Teint. Wie Milch und Blut, so sind die Mädchengesichter. Birke ist einer der Kose- oder Spitznamen, bei denen sie sich gern nennen lassen, besonders wenn sie gleiche Taufnamen haben wie die Freundinnen. Wir lernen sie alle kennen, die Freundinnen, die ebenso schön sind als heiter und gesprächig. Besonders Piszkuly. Was dieser Kosenamen bedeutet ist nicht zu ergründen. Nur die Birke ist ernst, ein wenig nachdenklich. Aber nicht etwa weil der Bräutigam im Krieg ist. So sagte sie wenigstens. Es sei eben ihre Art.

Nun läuten die Glocken, wir sitzen in der reformierten Kirche, einem gotischen Bau, eine bäuerlich bunt bemalte Holzdecke über uns, die Frauen und Mädchen zur einen, die würdigen Männer im Szür zur anderen Seite. Ein junger Prediger aus Kolozsvár predigt. Er spricht von der Auferstehung des Herrn, die sich als eine seelische Angelegenheit immer im Herzen des Menschen vollziehen müsse, eine innere Tatsache, von der allein das Heil kommen kann. Es ist keine theologische Spitzfindigkeit dabei, sondern eine einfache und tiefe Herzenswahrheit, die der junge Prediger variiert. Er sagt es den einfachen Bauern, und sie haben den tiefen Gedanken ohne weiteres verstanden, weil das Tiefe zugleich auch das Einfache ist. Und so habe ich hinwiederum diese einfachen Bauern verstehen gelernt, diese puritanischen und kontemplativen Naturen, mit denen man ernste Männergespräche führen und das Seelenbrot brechen kann. Auch das ist ein Besonderes.

Wie es kommt weiß ich nicht, kurz, wir sitzen nach der

Kirche in der Mädchenkammer der schönen und schlagfertigen Piszkuly und stöbern in ihren Brauttruhen herum. Ihr Töchter der Stadt, gewiß seid Ihr auch schön und klug und schmuck. Aber habt Ihr einen so schönen Brautschatz wie Piszkuly? So viele schöne seidene Gewänder und solche Stickereien, an denen schon die Mutter seit vielleicht mehr als zehn Winter gearbeitet hat? So unverwüstliches Linnen, das im Hause gesponnen wurde? Und so hochgetürmte Polster und Bettdecken mit edelster Handarbeit? Und ein solches buntes Mädchenzimmer mit so vielen schön bemalten Tellern und Krügen die ganze Wand entlang, davon viele Stücke das Sammlerherz erfreuen würden? Und ein solches Zymbal? Richtig Ihr habt ein Klavier. Nun Piszkuly hat ein Zymbal und ist Meisterin darauf. Aber seit Krieg ist, hat sie nicht mehr darauf gespielt. Also wollen wir sie nicht nötigen, es ist ein achtbares Gefühl. Aber glaubt nur nicht, daß sie scheu und verlegen ist. Wir wissen alle, daß sie eine gar schlagfertige Zunge hat und sich von den Fremdlingen ganz und gar nicht imponieren läßt. Sie zwitschert unaufhörlich wie ein Vögelein und lacht — ich bitte, diese gesunden, blühweißen Perlenzähne! — und wiegt sich, biegsam wie eine Gerte. Ihr Töchter der Stadt, ohne jemand nahe zu treten, aber Piszkuly ist auf ihre Art eine vollendete Dame, so ungezwungen, so anmutig und so natürlich, wie Ihr es auch sein könnt, wenn Ihr wollt, aber nur im besten Fall, auf der Höhe der Kultur, der wahren Kultur nämlich, der des Herzens. Piszkuly ist dabei ein Bauernkind, und will gar nichts anderes sein. Sie möchte nicht tauschen mit Euch oder mit Eurem Modekram, sie hat bessere und echtere Sachen. Sie lebt wirklich auf einer Kulturhöhe, die etwas organisch Gewachsenes, im eigenen Grund Wurzelhaftes ist und in diesem Bauerntum verwirklicht wurde. Just das, was ich Euch zeigen möchte.

Sage mir keiner, daß dieses Haus eine Ausnahme war.

Ich erwidere, daß es nur die Regel ist. Ich zeige Euch keine Potemkinschen Dörfer. Ich war schier in einem Dutzend zu Besuch und habe da und dort hineingeblickt und es so ziemlich überall auf derselben Höhe gefunden. Und dann, bitte, ich habe die Kunst des Sehens gelernt, also ich weiß meine Augen zu gebrauchen. Kurz und gut, nachmittags in Körösfö, dem Nachbarort, gilt es bei der guten Frau Márton Mártonné die schönen Stickereien anzuschauen, den Kunstfleiß ihrer Hände, obzwar ja jedes Haus einen ähnlichen Schatz eigenen Hausfleißes aufweist. Aber weil wir gerade hier sind, so treten wir aufs Geradewohl ein; die Freude, das Schöne zu zeigen, ist ja bei jedem Künstler, so auch beim bäuerlichen etwas Selbstverständliches; obgleich wir die Empfangenden sind, werden wir noch bedankt dafür, daß wir ihnen diese Mühe bereiten. Wißt Ihr was Kalotaszeger Stickerei ist? Kennt Ihr die Motive genau? Ich will sie Euch nennen: die große Träne, die kleine Träne, den Mohnkuchen, die Rose, die Spinnwebe, das große und das kleine Bukett ... Von weitem kenne ich sie und vergesse sie nimmer. Und wenn Ihrs nicht wißt, dann gibts nur ein Mittel: selber anschauen! Es ist das Beste und Einfachste. Zum mindesten im Budapester Stadtwäldchen, im dortigen ethnographischen Museum, wenn schon nicht an der Quelle. Ich will nicht behaupten, daß im Bauernhaus nicht auch schon billige, industrielle Surrogate, wertlose Nachahmungen mit unterlaufen, die durch Händler eingeschmuggelt werden. Aber immerhin, die sterbende Volkskunst hat im Kalotaszeger Gebiet immer noch ein Blühen. Ebenso wie in der Sárköz, wo ich es ähnlich gefunden habe. Oder in Mezökövesd. Möge sie der Himmel behüten! Und mögen die braven Menschen dort vor dem Basarschund gewarnt bleiben, der verderbend wirkt wie eine böse Ansteckung.

Die gute Frau, sie will uns noch das schönste auf Erden zeigen, ihr Jüngstes. Ein so schönes Kind gibt es in der Welt

nicht mehr, erklärt die Mutter von vorneherein. Zumindest nicht im Dorf. Also schauen wir das Windelkind an. Die Mutter hat recht, wie immer, natürlich. Der Bauer führt uns in den Stall. Das Vieh müssen wir auch anschauen, die glatt gebürsteten Büffel und Rinder, die heute ein schönes Vermögen wert sind. Und draußen die Herden, Rinder und Büffel gesondert. Wer nicht ein Herz für das Tier hat, der ist überhaupt kein rechter Mensch. Das merkt der Bauer gleich. Warum sich die Büffel immer absondern? Ja, das sind die Aristokraten. Ein Stück Urwelt, sie kommen auf der Weide einher, als ob sie waten oder schwimmen wollten, mit vorgestrecktem Kopf. Schlammtiere. So ganz zutraulich wie das liebe Rind sind sie nie. Meine Frau reicht ihnen eine Handvoll Salz, das sie gierig aufschlecken. Unterdessen wird die Tierpsychologie fortgesetzt. Der Bauer rühmt das Gedächtnis der Büffel, die nie vergessen. Sie erkennen nach Jahren den Übeltäter wieder, der sie geschlagen. Er soll sich hüten vor ihnen. Aber haben sie auch ein Gedächtnis für den Guttäter? Doch wohl auch. Da liegt es ja eben.

Ein Ostertag auf dem Land, Auferstehung und Sterben, wir durchwandern den ganzen Lebenskreis. Ein Sarg schwankt die Dorfstraße herunter, die ganze Gemeinde hinterdrein, die Weiber singend, weinend, laut klagend. Hinauf zur Kirche auf dem Hügel. Die Orgel redet drein, die Stimme des Pfarrers, die Klageweiber verstummen, das Herz fügt sich ins Unabänderliche. Eine Bäuerin erklärt es: wir müssen den Schmerz zeigen, nicht so wie die Männer, die ihn hinunterwürgen und um so länger und schwerer daran leiden. Aber wer nicht seufzt und nicht klagt, ist ein Held, was er auch stumm leiden mag. Und ich denke daran, wieviel Helden Ungarn jetzt wohl hat. Nur das Lied verrät, fast scheu und widerwillig, wie es um die Seele steht. Doch davon später noch.

Wir lagern auf dem grünen Hügel an der Kirchenmauer

und sehen die schneebedeckten Berge Siebenbürgens und rund um uns die wohlbestellten Felder. Trotzdem Krieg ist und fast alle wehrfähigen Männer draußen sind, habe ich überall im Land das gleiche Bild gesehen. Weingärten und Äcker, alles bearbeitet. Das weite Land ein einziger Garten. Es ist eine große Beruhigung, aber wie machen nur die Menschen das? Unmeßbar müssen die Kräfte der Nation sein, daß der einzelne für drei und noch mehr zu schaffen vermag. Unerschöpflich und unüberwindlich die verborgenen Seelenkräfte, die jedem Schicksal und jeder Aufgabe gewachsen sind und davon ich im echten Magyarentum auch bei der persönlichen Berührung im Alltag überraschende und ergreifende Züge finde; bei anderer Gelegenheit ist es darüber ausführlich zur Sprache gekommen.

Die Bäuerin ist mitteilsam, sie hat sich zu uns gesetzt; der Bauer sitzt in einiger Entfernung von uns, eine Schar Kinder um ihn. Er raucht sein Pfeifchen, scherzt mit den Kindern, wirft hie und da ein Wort herüber; ich sehe ihn immer ernst, nachdenklich, gelassen, wie übrigens alle anderen auch. Warum sitzest Du so weit weg von uns, Hausvater? Ist es, weil Du auch eine singuläre Erscheinung bist, eine Individualität, die auf sich selbst beruht, auf eigenem Boden, selbstgenügend, keine Gruppenseele, sondern innerlich ein Freier, so vornehm im Charakter wie die Großen des Landes? Oder ist es, weil Du den Gast damit ehren und ein Distanzgefühl damit an den Tag legen willst, eine Bescheidenheit, die gerade der Stolze besitzt, der sich auf gleich und gleich weiß mit jedem, der aufrecht ist oder der mit einem guten Wort auch einer ist?

Beides mag richtig sein, man braucht unter ordentlichen Leuten nicht viele Worte, um einander zu verstehen. Die ungarische Seele ist ein offenes Buch, aber die schwere Kunst des Lesens! Wollen muß man, das ist alles. Ich bin glücklich in diesem Buch lesen zu dürfen. Dein Schweigen ist beredt,

liebe Seele, ein Stück unverdorbene, naive Natur wie diese Landschaft, in die wir verzückt hinaussehen, mit ihren Bergen, Feldern, Menschen, Tieren und Hausdächern, wo die Störche nisten. Liebend umfassen unsere Blicke das Bild, die Gedanken aller gehen den gleichen Weg, das ist Gottesfrieden. Und zu denken, daß Krieg ist! Was hat die Seele damit zu tun? Die Seele der Völker und besonders dieser Menschen, die das Toleranteste sind, das ich kenne? Die Schwere des Gemüts, der konzentrierte Ernst, die tiefe Kontemplation sind vielleicht das Primäre der ungarischen Seele, das treu Beharrende; aber es tritt sekundär eine zweite elementare Kraft hinzu, die zentrifugal wirkt, mächtige Willenskräfte entbindet und die Besten der Nation zwingt, westliche und östliche Kultur an sich zu reißen, zu assimilieren und in Eigenes zu verwandeln, schon von der Völkerwanderung her und seit Stephan dem Heiligen, bis auf den heutigen Tag, weshalb der ungarische Genius jedem Anruf zu antworten vermag und in vielen Dingen eine empfangene Anregung mit Zinseszinsen zurückgibt als Meister und Führer. Ihr Herren im benachbarten Ausland, die Ihr meint, daß Barbaren hier wohnen! Ich habe viel Barbarisches in den Stätten der Zivilisation gesehen, aber ich habe hier auch in den einfachsten ländlichen Verhältnissen eine wurzelechte, im Menschlichen begründete Kultur erlebt, die mir höher steht als Eure Zivilisationsbegriffe. Darum, Eure falschen Meinungen sind Torheit oder Unwissenheit oder beides; kommt lieber und seht mit eigenen Augen und gutem Willen und beherzigt mir das eine, daß der noch nicht Ungarn kennt, der nicht auch das Land kennt!

Ihr lieben Freunde von Körösfö, gern wäre ich noch bei Euch geblieben, aber seht, Piszkuly und die Birke und die anderen warten in Bánffy-Hunyad, und der Herr Organist mit der Kamera; sie wollen uns photographieren, natürlich in der Volkstracht, die wir anziehen müssen; sie finden, daß

der Mensch dann viel schöner ist und sie haben recht. Die große Birke hat aus ihrem Kleiderschatz das Nötige herbeigeschafft, es paßt gerade; von wem ich den schön benähten Rock geliehen bekam, weiß ich nicht; war es vom Vater der Piszkuly? Ich glaube ja. Und die Lammfellmütze? Alles hat trefflich gepaßt, warum auch nicht? Aber die Jause, ich bitte, wir dürfen die Jause nicht versäumen, gleich nebenan im Bauernhaus, wo die Freundin der Piszkuly wohnt. Erzsébet, die Haustochter, macht die Honneurs, die Eltern stehen freundlich lächelnd im Hintergrund; auf dem sauber gedeckten Tisch in der Ecke wartet kalter Kaffee und ausgezeichnetes Osterbrot und Wein und Speck, und der Hausvater trinkt zu, immer wieder trinkt er den Gästen zu, während er selbst immer nur nippt. Es ging munter her, Ihr könnt es mir glauben. Und Erzsébet, ich muß sie bewundern, wie hausmütterlich und wie geschickt sie ihres Amtes waltet. Und wieviel Grazie sich ungesucht entfaltet. Und wie im Kreuzfeuer der Unterhaltung das Zünglein beweglich wird. Piszkuly! Racker, alle miteinand. Ja, wenn nicht Krieg wäre, dann hätten wir Musik und Tanz. Hört es, Ihr Herrschaften in den volkreichen Städten! So ernst nimmt das Volk draußen das Schicksal des Landes. Es ist ein Trost, an diesem Ernst und diese Tiefe zu denken.

Aber ein Lied ist erlaubt. Eines jener süßtraurigen Lieder, die in dieser Zeit entstanden sind. Erzsébets Schwester im Rosakleid, zart und schön wie eine Apfelblüte, wird es singen. Es geschieht ohne viel Ziererei, mit einer hübschen, weichen Stimme. Hier ist der ungefähre Inhalt des Liedes, kunstlos verdeutscht: „Zwischen den schwarzen Bergen wandle ich traurig auf und ab, einen Brief erwarte ich so schweren Herzens von zu Hause; hier ist der Himmel dunkler, sogar der Wind ist kälter — schön ist das Leben des Soldaten, schöner ist es in der Heimat! Du meine wunderschöne Braut, in stillen Nächten weine ich Tränen Dir zu Liebe!

Erwarte mich nicht zurück nach Hause, ich gehöre jetzt dem Vaterland! Du kannst Hochzeit wohl mit einem anderen feiern — Dein weißes Taschentuch, das Du mir einst geschenkt hast, habe ich mir aufs Herz gelegt, daß es dort durchschossen werde ...."

Ich sagte es schon, das zurückgedrängte Gefühl strömt aus im Lied, und wird Poesie. Drum blüht das ungarische Volkslied noch immer wie die gottgewollten Blumen auf der Heide. Schwermütig ist es und traurig, freilich, wie die Liebe, die auch traurig ist, oder wie der Abschied.

Und, Hand aufs Herz, auch uns wird der Abschied etwas schwer. Die Namen meiner neuen Freunde im Bauernhaus ließ ich mir von jedem in mein Notizbuch schreiben. Und daß die Mädchen eine gar schöne Handschrift haben, könnt ich Euch zeigen schwarz auf weiß. Daß man nach solchen Eindrücken den aufrichtigen Vorsatz faßt und das Versprechen gibt, wiederzukommen, wem sage ich das? Gern, aber wann? Wie dem auch sei, man wird immer mit Freuden zurückdenken. Und wenn diese paar armen Zeilen ihren Weg finden zurück ins Bauernhaus, dann wissen sie alle, daß wir sie schönstens grüßen und ihrer gedenken.

23. Oberungarn

Gotische Städtebilder in Oberungarn

Versunkene Städte, die mit der Legendenstimme ferner Jahrhunderte reden! Untergegangen in der Vergangenheit, auf deren Grund sich gotische Dome und altdeutsche Rathäuser erheben, so wesensfremd und fern von diesem Leben, wie sagenhafte Städte am Grund des Meeres. Von denen ein unbestimmtes Läuten ans innere Ohr dringt, obschon es fast niemand hört und niemand begreift. Visionen im Alltag, die niemand sieht, mit Ausnahme von dem einen oder anderen Geisterseher, der das Mondlicht am hellen Tag spürt, worüber die Geistblinden lachen!

Was man hört ist das Gebimmel der Elektrischen oder das Holpern der Marktkarren oder der protzige Laut schwerer Fuhrwerke und Karossen in der Stille des schleichenden Verkehrs. Was man sieht, ist der zeitgemäße Häuserplunder, die Sparkassen, die Banken, die Kasinos, diese Baumeisterrenaissance der Emporkömmlinge, die sich allerdings da und dort amerikanisiert hat im Nützlichkeitsfanatismus des Sachstils!

Hinter diesen Aufdringlichkeiten lebt das gotische Urbild der Stadt, das Märchen der alten Dome und Rathäuser gleichsam entrückt in die Schleier der Vergangenheit und von dem geblendeten Alltag kaum wahrgenommen. Steinerne Gedichte, hervorgebracht aus dem visionären Schauen alter Meister, aus der mystischen Glut des Herzens, die blumenhaft in den Altarbildern der Schongauer und Wohlgemuth umrankt von goldenem Schnitzwerk erblühen. Aus der Ekstase der Seele, von der die neue Baumeistergotik und Proletenrenaissance keine Ahnung hat.

Die Zeit hat einen fast undurchsichtigen Schleier über diesen Hintergrund gezogen, über diese leeren Kirchen und leeren Rathäuser, über das einstmalige Leben der deutschen Städtegründer, die König Geisa im 12. Jahrhundert aus den Rheinlanden hier ansiedelte (gleich den „Sachsen" in Siebenbürgen) und die Bergbau und Handwerkskunst übten, verstärkt von späteren Zuzügen aus Deutschland, Italien und Frankreich unter Ludwig, Siegmund und dem kunstliebenden Renaissancemenschen Matthias.

Das sind verschollene Dinge, von denen nichts geblieben ist, als dieses eingesargte Stück Kunst, das einzige, das noch in diesem tragischen Antlitz dieser Städte interessieren kann. Was blieb von den sechzehn deutschen Zipserstädten, die schon der Legende angehören? Schon unter Sigismund wurden ihre Stadtrechte an den Polenkönig verpfändet, der polnische Einfluß in der Kunst tritt teilweise stark hervor, aber das Volkstum begann damit abzubröckeln. Während die privilegienstolzen siebenbürgischen „Sachsen" sich behaupten, sind ihre Brüder in Oberungarn bis auf spärliche kleinbürgerliche Reste vor der kulturlosen Genügsamkeit der Slovaken und armer polnischer Juden zurückgewichen und heimatflüchtig in der Intelligenz der Hauptstadt aufgegangen.

Verwaistes Urbild sterbender Städte auf dem meertiefen Grund der Vergangenheit und des Vergessens, überspült von einer wesensfremden Zeit und einem fremden Volkstum, doppelt ergreifend in dieser zweifachen Verlassenheit, die es weltenfern diesem Alltag entrückt.

Und sich in dieser Entrückung wieder der Seele so nahe bringt, mit der sie von urher verwandt sind. Was hätte ich sonst hier zu suchen ohne diesen fernwirkenden, starken Magnet, diese Kunst und diese Legenden, die aus dem Scheintod erwachen und zu atmen anfangen auf dem Seelengrund des inneren Schauens, und zu tiefen Erlebnissen werden auf der Reise jenseits vom Alltag.

Der Avas von Miskolcz

Der Avas ist ein Weinberg oder ein ganzes Weingebirge, das in die Pußta hineinschaut, die abends in Gold und Purpur liegt. Unmittelbar vor dem kleinen Stadtplatz mit seinen Teppichbeeten steigt der Avas jenseits des ungestümen Baches an, aber schon hält man in Ehrfurcht inne vor der verwitterten Stephanskirche aus dem 13. Jahrhundert. Beim Weiterschreiten geht der Fuß über Gräber hinan, ein Friedhof der Zeiten mit Grabsteinen aller Jahrhunderte zieht den Wald aufwärts, und kaum hat man das letzte Grab unter Zypressen, Buchen und Tannen hinter sich, schluchzt eine Geige auf, Wein blinkt auf den Tischen vor melancholisch heiteren Zechern in den Gärtlein der Weinkeller oben, die Liebe geht Arm in Arm, umstrahlt von der goldenen Glorie des Abends auf der Höhe.

Was geht mich die alte Garnisons- und Handelsstadt Miskolcz an mit ihren nichtssagenden roten Ziegelhäusern und den schlechten Fassaden ihrer endlosen Hauptstraße? Vielmehr geht mich der berühmte Ikonostasion etwas an, die bildhafte Altarwand der griechisch-orientalischen Kirche aus der Zeit, da noch die Armenier und Griechen Träger des Handels in Ungarn waren statt der Juden. Vor allem geht mich der Avas an, die steinernen Rippen der gotischen Wölbung, die Grüfte unter dem Walddom und der Wein des Lebens, der in den Felsenkellern über den Grüften getrunken wird.

Der Avas als Symbol der Vergänglichkeit und des ewigen Lebens, eine Himmelsleiter, die der gotische Meister am Fuße des Berges träumte, wo er den Keim zur Stadtgründung legte, hat direkt mit jedem von uns zu tun. Es geht uns alle was an.

Die Perle der Hegyalja.

Hier ist klassischer Boden, Ungarns heilige Erde. Bei Szerencs, dem Árpád den Namen gab, als er am Kövesberg

ausrief: Glückliches Land! (Szerencsés orszag!) Im gotischen Kirchlein von Szerencs ruht Sigismund Rákóczi; Stephan Bocskay, der siebenbürgische Edelmann ward hier 1605 zum Fürsten von Ungarn und Siebenbürgen ausgerufen als sich das Reich spaltete. Der Legendenschrein des Landes tut sich weit auf.

Oder weiter an der polnischen Grenze, wo Munkács liegt mit seinen Kaftanjuden und gotischen Holzkirchen, berühmt als Geburtsort von Ungarns größtem Maler Michael Munkácsy, noch berühmter durch Árpád, der hier zum erstenmal ungarische Erde grüßte, von dieser Landespforte aus, die allerdings ein Idyll an Naturschönheit ist.

Aber auch Gyöngyös vor Miskolcz dürfte man nicht vergessen, mit den 24 Altären seines alten Franziskanerklosters und seinen an Volkstypen reichen Märkten am Fuß des Mátragebirges, wo die Páloczen wohnen, und die Sage von Ladislaus dem Heiligen, von Edelfräuleins und böhmischen Rittern zu erzählen weiß.

Oder von den tapferen Frauen von Erlau, die den Türken 1552 ein energisches „bis hierher und nicht weiter" geboten, und wo der Dichterbischof Ladislaus Pyrker den klassizistischen Kuppeldom baute, 1831—1837, dieses religiöse Baugedicht der hellenisch angehauchten Zeit.

Sárospatak will bedacht sein, die italienische Renaissance der Rechtshochschule von König Matthias errichtet; die Überlieferung weiß viel zu sagen von dem alten Sárospataker Studentenleben und dem garabonciás Diák, dem fahrenden Schüler, einer faustischen Volksfigur, oder einer Art ungarischem Mephisto.

Aber von allen Königen und Wundern dieses Landes bleibt eines, das alle Welt kennt, und das ist die Perle der Hegyalja, der König der Weine, nach dem Berg und Städtchen Tokaj bei Szerencs benannt. Dieses edle Blut der Erde soll eine hohe Ahnenschaft haben, die angeblich auf die Zeit

des Kaisers Probus zurückgeht. Sicher ist, daß laut Aufzeichnungen des anonymen Notärs Béla IV. italienische Weingartenarbeiter hier ansiedelten. Die Krone soll der Fünfbuttenwein sein, der Wein der Könige. Glückliches Land, mit feurigen Zungen sei es verkündet!

Der Dom von Kaschau (Kassa)

Eisige Luft der Einsamkeit um den Dom, mitten in dem platzartig erweiterten langen Darm der Hauptstraße, von der Elektrischen umscheppert. Unüberwindliche Kluft der Einsamkeit, die ihn noch mehr von uns trennt seit der Restaurierung, diesem heillosen Mißverständnis der Kunstgelahrtheit. Diese mißhandelte Dreifaltigkeit von Dom, freistehendem Kampanile und der noch älteren Matthiaskirche!

Man will dieses steinerne Gebet dem französischen Baumeister Villard d'Honnecourt zuschreiben, aber das ist gleich. Italienische Kunst machte sich zu schaffen unter Matthias, die Rathaustreppe und manche Spuren im Dom und Bürgerhäusern sind davon zu sehen; sie ging nach Polen, kam verändert wieder zurück, ein fortwährendes Hin und Her von Kräften und Ideen. Aber die liebe deutsche Seele mochte in ihrem gotischen Unendlichkeitsgefühl die klar umschriebene Eindeutigkeit der Renaissance nicht, sie bildete die Engelsflügel an den Altären wieder zum Ornament aus, um damit ins Übersinnliche zu greifen, wo sie sich daheim weiß. Das Zipserbarock entstand, davon das Altargestühl des Meister Erwin Lang 1650 ein Höhepunkt ist. 1680 hat diese Nachblüte der gotischen Seele ausgewirkt, sie ist zu Ende. Vielleicht ist sie damals gestorben. Im 19. Jahrhundert wurden diese prachtvollen Stühle als Hackholz verbrannt. Ein Zeichen daß die gotische Seele wirklich tot war.

Diese traurige Geschichte erzählt der einsame Dom in der Rákóczischen Residenz von Kaschau, wo das Museum noch einige herrliche Beispiele dieser Nachblüte für sich ge-

rettet hat, kümmerliche Reste des vergangenen Kunsttraums, der deutschen Bergwerksstädte in Oberungarn, die einerseits mit Michel Angelo in Fühlung waren, anderseits mit Veit Stoß und Albrecht Dürer und durch die Werke mit allen himmlischen Sphären.

Davon die Einsamkeit des Doms erfüllt ist, dieses steinerne Filigran mit seiner steinernen auf der Himmelsflucht begriffenen Seele.

Die Polenkrone von Eperjes

Ein Trödelmarkt mit juwelenhaften Architekturen ist das kleine Eperjes und das noch kleinere Bartfeld (Bártfa). Eine Rumpelkammer von Andenken großer Zeit, die eine Geschichte aus besseren Tagen erzählt, wie der Antiquitätenkram eines Althändlers oder die Familienandenken alter Geschlechter.

Der ungarische König Ludwig der Große hatte sich die polnische Königskrone aufs Haupt gesetzt, Weltherrschaftsgedanken bewegten ihn, seine Eroberungszüge führten ihn über die Moldau, über Dalmatien, über Venedig bis Neapel und was er als dauernden Gewinn mitbrachte war ein Stück italienische Kunst, das in Ungarn Wurzel schlug und besonders unter dem Kunstsinn eines Renaissancefürsten wie Matthias zu einem kräftigen Reis erblühte. Der Machteinfluß diktiert immer zugleich auch den Geschmack und die Mode; es bezeichnet die damalige Weltstellung Ungarns, daß es seinen Herrschaftsgedanken auch künstlerisch auf Polen, Mähren und Böhmen übertrug. Die Kunsthandwerker gingen hin und her; in der wechselvollen Beziehung zu Polen erfuhr Ungarn hinwiederum den jagellonischen Einfluß, die Renaissance wanderte zurück, allerdings polnisch gefärbt. So verkörpern diese beiden Städte künstlerisch ein Stück Polen in Ungarn.

Die gotische Seele von Eperjes setzte sich eine polnische Renaissancekrone auf. In diesem buchstäblichen Sinn, daß

die gotischen Patrizierhäuser sich modernisierten, dem Zug der Zeit gemäß, und infolge der neuen Handwerksübung eine ornamentale Ziegelbekrönung, wie sie die alte Krakauer Tuchhalle trug, empfingen, teils mit Sgrafittomalerei bedeckt, eine kulissenhafte Zutat, die die Straßenflucht wandartig abschließt. Noch steht das Rákóczihaus in der Fö-utca 86 und eine Reihe von solchen Renaissancegesichtern dazwischen, wieder andere in der Tracht des Barocks, Rokoko und Empire, trotzdem fast alle in den Grundfesten von gotischem Schrot und Korn sind, von der Proletenbauweise der neuesten Zeit zu schweigen.

Ein historischer Kostümzug stehen sie Spalier um den gotischen Dom, in der einzigen langgezogenen Hauptstraße mit Schwibbogen, die in Seitengäßlein zu den alten Mauerresten führen, dahinter schon der Pflug geht.

Im Straßenkiosk des Gasthauses spielt die Zigeunerkapelle, ein paar Offiziere sitzen beim Abschiedsmahl, ein Zeitungsjunge kreischt die Namen der eben eingetroffenen Budapesterblätter aus, eine Staubwolke treibt durch die breite, unebene, halbgepflasterte Straße, wie müde Greise in altem, zeitfernem Pomp sehen die welkenden Häuser drein.

Das Rathaus von Bartfeld (Bártfa)

Das Rathaus und der Dom ist ein unerhörter Luxus in dem kleinen Bártfa. Ein kostbares, vornehmes Familienerbe, mit dem sich der arme Nachkomme nichts Rechtes anzufangen weiß. Der große, rechteckige, geschlossene Platz mit alten Patrizierhäusern, Zunftzeichen und verschollenen deutschen Bürgernamen, starrt hypnotisch auf diese beiden Wunderdinge, die er mit hundert leeren Fensteraugen bewacht. Wo sind diese Weber, Holzschnitzer, Bergwerker hingekommen? Sie leben in den fünfzehn gotischen Flügelaltären, der jüngste davon ist von D. Hölzl geschnitzt, die letzte Tat der gotischen Seele, die in diesem spätgeborenen Werk

noch etwas von dieser psychischen Essenz aufspeichert, die die Kraft der alten Werke ist.

Aber dieses Wunder von einem alten Rathaus am Platze, das Rotenburgerstimmung verbreitet! Ein Sakramentgehäuse alter Bürgerkunst, darin sich Gotik und Renaissance berühren. Jetzt Museum, Kunstspeicher vergangener Größe. Katafalke alter Baukunst, umgeben von den überlebenden, armen Verwandten auf dem rechteckigen, ausgestorbenen Platze zwischen zwei Toren in alten Stadtmauern, armselige Kramladen mit ein paar Ansichtskarten im Schaufenster; die fragende Erscheinung einiger Kaftanjuden im Straßenbild, diese Geistesabwesenheit jener Städte, die kürzlich den Feind gesehen haben, obzwar der Russe in seiner achttägigen Herrschaft nicht viel angerichtet hat. Der russische Kommandant war Kunstliebhaber. Er beugte sich vor der Heiligkeit alter deutscher Kunst.

Im schwarzen Rock ein paar Herren, die über das Katzenkopfpflaster schreiten. Der Bürgermeister, der Pfarrer, der Stadthauptmann, der Notär. Gilt es ein Ehrengeleit, eine Grabrede auf den Leichnam toter Kunst? Sie übernehmen in liebenswürdiger Weise die Führung. Aber die Steine reden für sich allein in ihrer Abgeschiedenheit mitten auf dem Platze. Die Brücken zur Gegenwart sind so gut wie abgebrochen.

Sonst mag wohl ein Kommen und Gehen sein von vielen Gästen. Das Bad Bártfa liegt nicht weit, das was die Stadt heute nährt. Schön gelegen in einem Dom von Wäldern und einem Reigen von Hügeln mit kohlensauren Wässern. Elisabeth war hier, die geliebte Königin. Nun sehnt man sich nach deutscher Kundschaft. Alles ist da, die alte Kunst, das Badeidyll, Burgruinen, das zerschossene Rákóczikastell gegen den Duklapaß, dies alles lieblich gebettet zwischen den grünen Kuppen der Waldkarpathen, die hier mit einer treuherzigen Poesie dreinblicken, wie Landschaften von Hans Thoma.

Die weiße Frau von Leutschau (Löcse)

Fast ist es mir, als hätte ich diese Stadt geträumt. Am Ende einer kleinen Seitenbahn ging ich über smaragdgrüne Wiesen aufwärts. Eine weiße Stadt oben, von Mauern umschlossen, rund, nett, sauber, ein Bild aus alter Zeit.

In einer Tür erscheint die weiße Frau, kitschig gemalt; sie hatte die Stadtschlüssel einem türkischen oder tatarischen Heerführer, in den sie verliebt war, und der die Stadt belagerte, heimlich ausgeliefert; für diesen Verrat büßt sie jetzt in der Ewigkeit und kann keine Ruhe finden — sie geht um.

Der Name dieser schönsten der Zipser Städte entspricht dem Wachruf Leut' schaut! überwach in ihrem Traumzustand ist die Stadt noch immer. Es geht um — die Vergangenheit steht umso größer auf, je mehr die Gegenwart versinkt.

Ein kleines Café, das Gärtlein einer Konditorei, gotische Häuser mit Renaissancegiebel, das Komitatshaus im Empirestil und in der Mitte des weiten, rechteckigen Stadtplatzes die Prunkstücke von Leutschau, das Rathaus, halb Gotik, halb Renaissance, und der gotische Dom, der eine Schatzkammer alter Kunst ist. Und als drittes Stück am Stadtplatz die protestantische Kirche, die sich klassizistisch gibt.

Ein schwarzgekleideter, zugeknöpfter Herr geht über den Stadtplatz im Sonnenlicht. Zipser-Deutscher. Ich kenne diesen Typus, dem ich anderorts mehrfach begegnet bin. Ein karges Gespräch entwickelt sich zwischen uns. Er taut nicht um einen Grad auf in der Wärme. Nichts von der Offenherzigkeit des Ungarn sonst. Austernhaft verschlossen, die Seele schier eingemauert, wie die Stadtseele, die nur einmal ihr Herz hingegeben hat und zur Sühne umgeht als weiße Frau. Schon ist der schattenhafte Herr dahin, in Eile, obschon hier nichts ist als Weile. Leut' schaut! Ist es Mißtrauen, Enge, Steifheit? Ich weiß es nicht. Irgend jemand

sagte mir später: das war echt! Auch gut. Die schönste und kunstreichste der Zipserstädte steht heute abseits von der Welt, in der Sackgasse. Ob es nicht psychologisch begründet ist? Ich glaube es unbedingt.

Laßt uns Zwiesprach halten mit dem Dom, diesem großen Herzen, das sich mit seinen sinnvollen Gedanken auftut und von den alten Stiftern in den Flügelaltären erzählt, von Meister Paulus aus Leutschau, der den doppelten Flügelaltar geschnitzt hat (es soll der größte Europas sein), von Veit Stoß, der den von König Ladislaus geschenkten Altar gearbeitet hat mit dem jagellonischen Wappen darin, und der polnischen Maria mit dem lieblichen Mondgesicht, was uns an den Einfluß Polens erinnert, an dessen Herrscher die Zipserstädte unter Sigmund verpfändet waren, dem die deutsche Kaiserwürde viel gekostet hat. König Matthias schreitet als Johannes in einem dieser Prachtaltäre, der Betstuhl Szapolyai's steht im Hauptschiff, der einheimische Frauentypus lächelt aus den Marienstatuen mit der gebuckelten Stirn, der breiten Nasenwurzel, wie fein und spitz die Nase auch sonst sei, und dem herzförmigen Mund — die Landes- oder Stadtschönheit, die man noch begegnen kann, wenn man Glück hat. Alte Fresken leuchten auf, die sieben Todsünden und die sieben Tugenden; Weltliches und Überweltliches innig verwoben.

Dieses Wachsein alter Kunst, die einen unverwelkbaren Kranz um die Stirne einer entschlafenen Stadt gewoben.

Nachts ruft der Wächter Stunde um Stunde seinen eintönigen Spruch. Die uralte Zeit geht um. Sie kann nicht leben und nicht sterben in diesen Städten, ganz wie die weiße Frau — —

Die Holzkirche von Késmárk

Auf schwellendem Grün die Felsenkrone der Tátra, die mit ihren vielen spitzen gotischen Türmen gleich jäh

emporwächst. Und rund um diese Krone als Kleinodien die Zipserstädte und Zipserbäder, die Naturwunder des Höhlenhains und der Dobsinaer Eishöhle. Alle Bergstädte der Zips blicken hin auf das blaue Märchenbild der hohen Tátra, Leutschau so gut wie Késmárk und das kleine urdeutsche Städtchen Georgenberg (Szepes-Szombat) lieblich auf dem Hügel gelegen bei Felka und Poprád.

Auch Késmárk liegt an einer kleinen Flügelbahn, die in Poprád von dem Hauptstrang der Kaschau-Oderbergerbahn abzweigt; aber die anmutige Handels- und Gewerbestadt ist von regsamerem Geist erfüllt als Leutschau, das nur mehr hauptsächlich als Sitz der Behörden seinen Lebenspuls äußert.

Den berühmten Dom und die Burg der Thökölys aus 1190 möchte mir ein Bürger zeigen, der sich in schwäbelnder Mundart anheischig macht. Auch ein Zipserdeutscher. Aber eben ein Késmárker. Und dazu ein württembergischer Schwabe; unter Joseph II. kamen viele in die Zips. Allen Dank dem freundlichen Bürger, aber ich möchte vor allem in die Holzkirche, die aus dem 18. Jahrhundert stammt, in dieses gewölbte Gehäuse, das auf vier Holzsäulen ruht mit gewaltiger Spannweite, leicht, luftig und hoch. Und wenn der Wind draußen weht oder die Bäume über dem Dach rauschen, klingt es in dem Bau wie in einer Violine, man hört die Vögel draußen zwitschern und fühlt sich dem Himmel näher als sonst in einem Gotteshaus. Man hört Gottes Atem in diesem klingenden Bau und fängt an zu lauschen, zur Andacht gestimmt.

Das ist für mich das Wunder von Késmárk, das ich nicht geringer achte, als das Dombauwunder von Kirchdrauf oder die drei mittelalterlichen Bergwerksstädte Neusohl, Kremnitz und Schemnitz, die den Berg hinauf gebaut aus den Bildern eines Dürer oder Burgkmair zu entstammen scheinen, von der Burgenromantik des Waagtales bis Preßburg und Komorn im alten Matyusland ganz zu schweigen oder von dem

Kunstbild der Städte Tyrnau und Sillein (Zsolna) diesem Stück Mähren in Ungarn.

* * *

Romantisches Mittelalter trotz Renaissance, Barock und Neuzeit ist Oberungarn mit seinen Felsen, stürzenden Wassern, Höhlen, Wäldern, Bergwerken, Schlössern, gotischen Städten und Domen; Geschichts- und Bilderbuch mit ungarischen Fürsten von Árpád bis Rákóczi, polnischen Königen, Tataren, deutschen und italienischen Meistern, Hussitenkämpfen und Türken, die vergebens gegen das oberungarische Bollwerk anfluteten. Hier spann die große Historie ihre Fäden weiter. In Buda (Ofen) herrschten die Türken, das gotisch-protestantische Siebenbürgen mit Oberungarn anerkannte den siebenbürgischen Fürsten Szapolyai, dem wir auch in Leutschau begegnet sind, als König; Westungarn, das ein ausgesprochen barockes Kunstbild zur Schau trägt, wählte einen Habsburger zum König, Ferdinand I. Die Haupt- und Staatsaktion des Zerfalls nach dem Unglück von Mohács dauerte zweihundert Jahre bis zur pragmatischen Sanktion; die ungarische Einheit ward neu errichtet auf dieser Grundlage und neuerdings erhärtet im sogenannten Ausgleich 1867. Im Jahre 1875 ging der Rest der selbständigen Zipser Munizipalregierung, die in Igló ihren Sitz hatte, in dem ungarischen Einheitsstaat auf, ebenso wie die Autonomie der Siebenbürger Sachsen. Auch diese Geschicke kann man in dem Antlitz der alten Sachsenstädte Oberungarns lesen. Für uns Heutige aber ist es, wenn man so will, eine Wanderung ins Märchenblau der Vergangenheit, halb Eichendorff, halb Schwind, wofern man das rechte Herz dazu mitbringt.

Werke von Joseph Aug. Lux

Von den sonstigen Werken des Verfassers seien folgende genannt:

Amsel Gabesam (neue Ausgabe: Der Narr von Kahlenberg), Roman, 3. Aufl.

Chevalier Blaubarts Liebesgarten, Roman, 3. Auflage.

Die Vision der lieben Frau, Münchener Roman, 3. Auflage.

Lola Montez, Roman, 18. Auflage.

Schwestern Fröhlich, Grillparzers Liebesroman, 20. Auflage.

Franz Schuberts Lebenslied, Roman, 7. Auflage.

Kultur der Seele, 4. Auflage.

Deutschland als Welterzieher, 7. Aufl.

Der österreichische Bruder, 5. Aufl.

Ein Seitenstück zu Joseph Aug. Lux, Ungarn

Franz C. Endres

Major im türkischen Generalstab z. D.

Die Türkei

Bilder und Skizzen von Land und Volk

Dritte, unveränderte Auflage (5. u. 6. Tausend). — Geb. M 5.—

Soeben neu erschienen!

Inhaltsverzeichnis:

Erstes Buch: Gesellschaft und Sitte. 1. Konstantinopel. 2. Der Charakter des Türken. 3. Die Persönlichkeit Muhameds. 4. Der Islam als Religion. 5. Volksaberglaube. 6. Die Frau des Orients.

Zweites Buch: Zur neueren Geschichte der Türkei. 1. Einleitung. 2. Der Berliner Kongreß. 3. Die Zeit nach dem Berliner Kongreß bis zur Abtretung Ostrumeliens an Bulgarien. 4. Innere Wirren und griechischer Krieg. 5. Abdul Hamid. 6. Die Zeit der Revolution.

Drittes Buch: Völkische Verhältnisse im türkischen Reiche. 1. Die Osmanen. 2. Die Armenier. 3. Die Juden. 4. Die Araber. 5. Der Ottomanisierungsgedanke.

Viertes Buch: Volkswirtschaftliches. 1. Allgemeines. 2. Bevölkerungsdichte. 3. Landwirtschaftliches. 4. Türkische Finanzfragen. 5. Handel und Zölle. 6. Industrie.

Fünftes Buch: Einige Worte über türkische Kunst und Literatur. 1. Einleitung. 2. Architektur. 3. Kunstgewerbe. 4. Malerei. 5. Literatur, Presse und Theater.

Aus den Besprechungen:

Streffleurs Militärblatt: „Das hübsch ausgestattete Buch soll eine Einführung in das Verständnis des türkischen Orients sein, es hält aber weit mehr, als es verspricht. Es ist eine vorzügliche, stellenweise bis ins Detail gehende Darstellung türkischen Wesens; in vieler Hinsicht gibt der Verfasser neue Gesichtspunkte, beleuchtet manche Frage

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

von einem anderen Standpunkte, als es der ist, den wir Mitteleuropäer einnehmen; aber er begründet sein abweichendes Urteil in sachgemäßer und durchaus vornehmer Weise. Es ist eines der besten Bücher, die in den letzten Jahren über den nahen Orient geschrieben wurden und kommt dem auch bei uns wachsenden Interesse für die Türkei gewiß sehr entgegen."

Nord und Süd: „Dieses von warmer Liebe und wahrer Objektivität geschaffene Buch scheint besser geeignet zu sein, Fäden zwischen uns und der Türkei zu knüpfen, als manches umfangreiche Werk aus der Feder von Fachgelehrten."

Weltwirtschaftliches Archiv: „Gerade die tiefe, nichtwissenschaftliche, rein menschliche Kenntnis, die sich Endres von der Türkei erworben hat, die außergewöhnlich feine und objektive psychologische Beobachtung, wird auch dem Nationalökonomen, der aus den Tatsachen die rein wirtschaftlichen Kausalitäten herauszulesen versteht, als erste Einführung eine wirklich wertvolle Basis geben."

Frankfurter Zeitung: „Das Buch von Endres ist eine der erfreulichsten Erscheinungen unserer aufklärenden Literatur über die Türkei."

Dr. Fritz Friedrich

Professor in Leipzig

Die christlichen Balkanstaaten

in Vergangenheit und Gegenwart. Eine geschichtliche Einführung.

Kartoniert M 2.— (Soeben erschienen)

Inhalt: Der geographische Schauplatz. Die Völker. Die Zeit der Türkenherrschaft. Die Befreiung der Serben und Griechen. Griechenland und Serbien seit 1830. Rumänien seit 1856. Bulgarien seit 1878.

Militär-Wochenblatt: „Der Verfasser hat in dieser geschichtlichen Einleitung den sonst in vielen Werken und Artikeln zerstreuten Stoff gesammelt und bietet diesen in dankenswerter Weise dem Leser dar. Das äußerst flüssig geschriebene Buch stützt sich auf umfangreiches Quellenstudium, birgt eine Masse von Arbeit, gibt einen kurzen, klaren Überblick, bietet willkommene Stammtafeln der Herrscherhäuser sowie statistische Zahlen und bildet eine willkommene Ergänzung der Bücherei eines jeden, der sich mit den Fragen des näheren Orients beschäftigt."

Ein Quellenwerk für den Weltkrieg von dauernder Bedeutung

Chronik des Deutschen Krieges

nach amtlichen Berichten und
zeitgenössischen Kundgebungen

Bis März 1917 sind erschienen: Band I—IX. Jeder Band mit etwa 500 Seiten Text, mit Bildnissen und Kärtchen. Band IV und Band VIII enthalten je ein ausführliches Namen- und Sachregister über die vorausgehenden Bände.

Ferner ein Ergänzungsband zu Band VII:

Die belgischen Gesandtschaftsberichte

aus den Jahren 1905—1914

Mit Namen und Sachregister

Preise: Bd. I—VIII und der Ergänzungsband zu Bd. VII gebunden je M 2.80 Bd. IX ff. gebunden je M 3.50

„Die einfache Folge von Generalstabsberichten und Kundgebungen zur Zeitgeschichte, wie sie die Beck'sche ‚Chronik des Deutschen Krieges' in erschütternder Sachlichkeit zu einer Art deutschen Epos vereinigt, erhebt uns unvergleichlich mehr, als alle unzulängliche Nachdichtung harter Wirklichkeit." Deutsche Rundschau.

„Die unerwartet lange Dauer des Krieges erweist die hier gefundene Form einer chronologischen Sammlung der amtlichen Berichte und der wichtigsten zeitgenössischen Kundgebungen, wie entscheidender Reden der Minister, halbamtlicher Darstellungen usw. in steigendem Maße als glücklich. Die sorgfältige Redaktion, der ausgezeichnete Druck empfehlen diese ‚Chronik' auf das beste." Danzers Armee-Zeitung.

„Dieses Werk ist weitaus höher einzuschätzen als andere Werke ähnlichen Inhalts und gleicher Richtung. Hier findet sich alles Wesentliche, was auf den Fortgang des großen Krieges Bezug nimmt, in einer geradezu mustergültigen Weise gesammelt und geordnet."
Prof. Dr. Loserth (Zeitschr. f. österreichische Gymnasien).

„Es erübrigt sich von neuem auf die Vorzüge dieses Zeitbuches einzugehen, das durch seine Anlage und Ausführung in die Reihe der Quellenwerke zur Geschichte des Weltkrieges gehört."
Literar. Zentralblatt.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

A 242

Selbstschilderungen von Kriegsteilnehmern

Walter Flex: **Der Wanderer zwischen beiden Welten.** Ein Kriegserlebnis.
Hübsch kartoniert M 2.50. 2. Auflage. (Soeben erschienen.)

Dr. W. Feldmann: **Mit der Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern nach Weißrußland hinein.** Leicht gebunden M 1.80.

Otto Kerler: **Sieben Monate in den Vogesen, in Flandern und in der Champagne.**
Briefe aus dem Felde an seine Mutter. Mit 4 Bildern. Zweite, unveränderte Aufl. (4.—6. Tausend). Leicht gebunden M 1.80.

Friedr. Th. Körner: **Mit den Badenern von Mülhausen bis in die Champagne.** Erinnerungen eines Mitkämpfers. Gebunden M 2.50. (Soeben neu erschienen.)

Artur Kutscher: **Kriegstagebuch.**
Erster Teil: Namur. St. Quentin. Petit Morin. Reims. Winterschlacht in der Champagne. 2., unveränderte Auflage (4. u. 5. Tausend). Gebunden M 3.—.
Zweiter Teil: Vogesenkämpfe. Gebunden M 2.20.

Frhr. Walter v. Rummel: **Das erste Jahr.**
Aus den Erinnerungen eines Kriegsfreiwilligen. Gebunden M 3.—.

Ottmar Rutz: **Bayernkämpfe.**
Einmarsch in Frankreich. Mit der Kavallerie in Flandern. Grabenkrieg vor Arras. Gebunden M 2.80. (Soeben neu erschienen.)

Karl Graf Scapinelli: **Von der Adria bis zum Ortler.**
Kriegsberichte von der österreichisch-italienischen Front.
Mit 8 Bildern. Gebunden M 2.20.

Herbert Sehring: **Meine M.G.K.**
Kriegserlebnisse in Ostpreußen. Gebunden M 2.80.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

DB
906
L88

Lux, Joseph August
Ungarn

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY